


THE LIBRARY OF CONGRESS
1800





Johann Peter Hebel.

Ein Lebensbild

von

Georg Längin.

Mit Hebel's Bildniß.

Karlsruhe.
Verlag der Macklot'schen Buchhandlung.

1875.







J. P. Hebel und Christine Bauschlicher.

(Vergl. Kapitel VIII.)

Johann Peter Hebel.

Ein Lebensbild

von

Georg Längin.

Mit Hebel's Bildniß.

Karlsruhe.
Verlag der Macklot'schen Buchhandlung.

1875.



Inhalt.



Vorwort.

Eine Biographie Hebel's bedarf kaum der Rechtfertigung; es ist von dem gefeierten alemannischen Dichter, von dem vielverehrten Verfasser des Hausfreundes noch keine solche vorhanden. Wir haben nur größere oder kleinere biographische Einleitungen zu seinen Werken und Schilderungen einzelner Seiten seiner Persönlichkeit. Siebzig Jahre sind verflossen seit der Herausgabe der alemannischen Gedichte, nahezu fünfzig Jahre seit seinem Tode: es ist die höchste Zeit, um aus den Kreisen persönlicher Bekanntschaften mit Hebel Zweifelhaftes zu entscheiden, Falsches zu berichtigen und Lücken auszufüllen. Ein reiches Material boten die anläßlich der hundertjährigen Geburtsfeier (1860) veröffentlichten Briefe und Charakterschilderungen. Der Verfasser, im badischen Markgräflerland geboren, von Jugend an mit Hebel und der alemannischen Sprache vertraut, seit Jahren mit einer Anzahl Familien und Persönlichkeiten bekannt, die Hebel nahe stunden, seit zehn Jahren in Karlsruhe, der Stadt, wo Hebel 34 Jahre wirkte, wo seine Gedichte entstanden, von wo sein Hausfreund ausging und wo die Erinnerung an Hebel noch vielfach frisch und lebendig fortwirkt — glaubte in der Lage zu sein, eine Zusammenstellung des Wichtigsten unter dem vorhandenen Material versuchen zu können und zu einem Gesammtbilde zu gestalten. Selbstverständlich, daß er das Bild Hebel's nicht in der Luft schweben lassen

wollte, sondern ihm in der Schilderung der Heimatgegend, der Zustände der damaligen Zeit, des Karlsruhes im vorigen Jahrhundert eine reale Unterlage zu geben versuchte. Auch zum Verständniß der alemannischen Mundart und Sprachgrenze glaubte er in dem betreffenden Abschnitt Einiges vorausschicken zu müssen.

Hebel's Lebensgang ist einfach und fast schmucklos; er bietet nichts dar von romantischen Fahrten in den Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens, nichts von interessanten Verwickelungen, von tiefgehenden inneren Kämpfen, von einem tragischen Ringen mit einem unerbittlichen Geschick; nachdem einmal der mittellose Knabe durch ein gütiges Geschick in glückliche Hände gekommen war, floß sein Lebensgang ruhig und geordnet dahin, stieg er, fast ohne es zu wollen, von Stufe zu Stufe, trieb, ihm selbst fast unbewußt, sein Geist jene schönen Blüthen der Dichtkunst und der Meisterschaft in volksthümlicher Darstellung, die seinen Namen weit über die engen Grenzen seines Vaterlandes hinaustrugen und ihn zu einem der beliebtesten Dichter des deutschen Volkes machten. Der Reiz seines Lebens liegt in der inneren Harmonie, die darüber ausgebreitet ist, in der Fülle des Gemüthslebens, das sich in demselben spiegelt; er liegt in dem Reichthum von unmittelbaren, frisch sich ergießenden Ideen und Gedanken, in dem unverwüstlichen, aus der geheimnißvollen Tiefe des Herzens quellenden Humor; er liegt endlich in jenen schönen Blüthen edler Menschlichkeit, zu denen sich sein Geist entfaltete, die er in seinen Gedichten, in seinen Briefen und im Hausfreund ausstrahlte und die sich der Verfasser bemühte, namentlich aus den weniger bekannten Briefen, in das Lebensbild zahlreich zu verflechten.

Zugleich benützt der Verfasser die Gelegenheit, um denjenigen Herren, welche ihn durch persönliche Mittheilungen in seiner Arbeit unterstützten, den Herren Prälat Dr. Holtzmann, Hofrath Dr. Seubert und Direktor Wielandt von Karlsruhe, Direktor Fecht von Durlach, Dekan Helbing in Freiburg, Pfarrer Sutter in Grünwettersbach, Pfarrer Engler in Theningen, sowie denjenigen Herren, welche ihn durch Ueberlassung von Büchern und Aktenstücken bereitwilligst förderten, den Herren Archivdirektor Roth von Schreckenstein, den Archiväthen v. Weech und Gmelin, Dr. Brambach, Oberbibliothekar, Dr. Holder, Dr. Wendt, Direktor vom Gymnasium, Herrn Serger, Archivar der ersten Kammer, und Verwaltungsgerichtsrath Ullmann, den verbindlichsten Dank auszusprechen.

Schließlich seien noch die Arbeiten verzeichnet, auf welche sich der Verfasser, als auf Quellenwerke, vornehmlich stützen konnte:

1) „Lebensgeschichte des alemannischen Dichters Johann Peter Hebel" (von Kirchenrath Sonntag) Band I. der Ausgabe der Werke Hebel's von 1834 Seite I.—LXXXIII.

2) Joh. P. Hebel's Leben (von Hofgerichtsrath Preuschen) Band I. der Ausgabe von 1843 Seite I.—CIII. nebst einem Anhang: Zu Hebels Ehrengedächtniß vom Adjunkten des rheinländischen Hausfreundes (dem württembergischen Gesandtschaftssekretär Kölle). Seite CV.—CXXVI.

3) Briefe von Johann Peter Hebel an einen Freund (Friedr. Aug. Nüßlin, † Direktor des Lyceums in Mannheim) mit Erläuterungen. Ein Beitrag zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages, 10. Mai 1860. Mannheim, Buchdruckerei von Heinrich Hogrefe, 1860, nebst Nachtrag vom Jahre 1862.

4) Aus Hebel's Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860, Freiburg, Wagner'sche Buchhandlung. (Inhalt: I. Briefe an Kirchenrath Engler; II. Briefe an die Familie H(aufe) in Straßburg. III. Biographische Skizze. Festrede, gehalten im Kaufhaussaale zu Freiburg, vom Herausgeber (Hofrath Ecker). Zum Eingang ein alemannisches Gedicht nebst hübscher Titelvignette.

5) Joh. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Briefe Hebel's an Freund und Freundin; (Kirchenrath Hitzig und Gustave Fecht); dichterische Grüße an sein Andenken; über die Basler Mundart; Basler Helgen. Herausgegeben von Friedrich Becker. Basel 1860. Schweighauser'sche Sortiments-Buchhandlung (G. Hauswirth).

6) Studien über Hebel von Friedrich Giehne. Deutsche Vierteljahrsschrift 1858. 3. Heft. Seite 1—54.[1])

---

[1]) Wir bedauern, daß uns die Schrift von Müller „Hebel als Theolog“ (Aarau 1870) erst nach Vollendung des Drucks zu Gesicht kam und nicht mehr benutzt werden konnte.

Karlsruhe 1874, am Todestage Hebels.

Gg. Längin.

Erstes Kapitel.

Heimat und Elternhaus.

Da, wo der Rhein bei Basel seinen Lauf nordwärts wendet, etwa eine halbe Stunde unterhalb Basel, nimmt er von Osten her bei dem schweizerischen Orte Kleinhüningen die Wiese auf, des Feldbergs liebliche, von Hebel gefeierte Tochter [1]). Am Fuße dieses 5000 Pariser Fuß hohen, den Grundstock des obern Schwarzwaldes bildenden Gebirgsknotens entspringend, und aus drei Quellen, „im verschwiegene Schoos der Felse" heimlich geboren, vereinigen sich die beiden ersten bei dem durch seinen Bürstenhandel und seine Schwarzwaldindustrie weithin bekannten Städtchen Todtnau und etwas weiter unterhalb die dritte mit ihnen und bilden zusammen die Wiese. Unfern Todtnau fällt sie 318 Fuß über einen Felsen herab. Von da gehts in raschem, ziemlich stark südlichen Lauf vorwärts nach dem Städtchen Schönau, durch Gegenden mit katholischer Bevölkerung bis vor nach Hausen und Schopfheim, wo sie ein „lutherischer Chetzer" wird. Eine halbe Stunde unterhalb Schopfheim kommt, am Fuße des Belchens entspringend, von Wiesleth her „ihr die Hand reichend und an den Busen fallend", ihre Schwester, die kleine Wiese, und verbindet sich mit ihr. So erstarkt, wendet sich die Wiese nun in südwestlicher Richtung über Steinen und am Röttler Schloß vorbei nach Lörrach, und von da wieder

[1]) Fecht, der südwestliche Schwarzwald, Lörrach 1859.

etwas mehr südlich die Schritte lenkend, nach einem Lauf von etwa 18 Stunden, und eine Stunde vor ihrer Mündung ihre größte Breite, etwa 70 Fuß erlangend, dem Rheine zu, um „mit Gotthard's blauäugigem Sproß, der stolz und schön in Schritten und Geberden daher zieht, sich auf ewig zu verbinden." Der Landstrich, den sie durchwandert, heißt das Wiesenthal, er ist die Heimat Hebel's, das Gebiet, das er in seinen alemannischen Gedichten vor Augen hat und nach seinen Sitten und Gebräuchen, nach seinen Bewohnern, seinen Bergen, Dörfern und landschaftlichen Reizen besingt. Von der Vereinigung der drei Wiesenquellen an wild romantisch und eng, erweitert es sich gerade bei Hausen, dem Heimatorte Hebel's, und verwandelt sich zu einer reich gesegneten Landschaft [1]).

Von Hausen aufwärts gehend, gelangt man in dreiviertel Stunden nach Zell; rechts in einem Seitenthal am Bergabhang liegen ziemlich hoch die im Statthalter von Schopfheim erwähnten Orte Raitbach und Sattelhof. Noch tiefer im Gebirge liegt der Ort Herrischried (der Schwarzwälder in Breisgau). Abwärts gelangt man in einer halben Stunde nach Fahrnau und in dreiviertel Stunden nach Schopfheim, dessen oberer Theil die Drau genannt wird. Weiter abwärts gelangt man in fünfviertel Stunden nach Steinen, in dessen Nähe am Gebirge der Häfnet-Bugg liegt (die Häfnet-Jungfrau) und dann gehts über Brombach am Röttler Schloß vorbei nach Lörrach (die Vergänglichkeit). Da, wo unterhalb Schopfheim, bei Gündenhausen, die kleine Wiese mit der eigentlichen Wiese sich vereinigt, führt eine einsame Straße über Langenau (dem Heimatort des Statthalters von Schopfheim) nach Kandern (Gespenst an der Kanderer Straße). Von da zieht sich eine Straße an dem Dorfe Liel (der Mann im Mond) vorbei über Schliengen in das Rheinthal. Eine Stunde oberhalb Schliengen links in dem Hügelland liegt Hertingen, wo Hebel seine erste Anstellung erhielt. Zwei Stun-

---

[1]) Wendt, Einleitung zu Hebel's Werken. Berlin 1873. S. 18 u. s. w.

den abwärts von Schliengen liegt **Müllheim**, wo heute noch an der Straße, etwas vom Städtchen entfernt, das Posthaus steht, in dem früher der treffliche Markgräfler zu haben war. Etwa anderthalb Stunden von Müllheim am Gebirge liegt das Kloster **Bürglen** mit schöner Aussicht bis auf die Schweizerberge (der Schwarzwälder in Breisgau); weiter abwärts, vorbei an dem Johannitersitz **Heitersheim**, Krotzingen (der Geist in der Neujahrsnacht) und rechts im Gebirge, dem Eingang des am Belchen endigenden Münsterthales, das Städtchen **Staufen**[1]) (der Schwarzwälder in Breisgau; auch den Charfunkel scheint der Dichter dorthin zu verlegen). Von hier aus erreicht man in drei Stunden Freiburg. Alle diese Gegenden und Landschaften gehören zu den schönsten des badischen Landes, und sind reich an Korn, Weitzen, Futterkräutern, Obst und dem weithin bekannten Markgräfler Wein, der auf Hügeln des vordern Wiesenthals wie an den zum Rheinthal sich absenkenden Vorbergen des Schwarzwaldes in reicher Fülle wächst. Die Gebirgsgegenden sind reich an Holz und entwickeln eine große gewerbliche Thätigkeit, das Wiesenthal insbesondere ist im Laufe von drei Jahrzehnten mit Spinnereien und Webereien und gewerblichen Unternehmungen aller Art übersäet und seit einigen Jahren von Basel aus bis Schopfheim mit einer Eisenbahn durchzogen[2]).

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts gehörten diese Landschaften mit Ausnahme der unterhalb gelegenen Bezirke zur oberen **Markgrafschaft Baden-Durlach**, an deren

---

[1]) „s isch em gsi, es chömm vo Staufe füren an d'Landstroß."

[2]) „Dieses schöne einzige Thal voll Schmelen und Chettenblumen, lustigen Bächlein und Sommervögel, wo es immer duftet, wie aus einem unsichtbaren Tempel herausgeweht, und immer tönt, wie letzte Klänge ausgelüttener Festtagsglocken mit beginnenden Präludien mengelirt und verschmolzen und wo jeder Vogel oberländerisch pfeift und jeder, selbst der schlechteste Spatz ein Evangelist ist und jeder Sommervogel ein gemutztes Chorbüblein und das Weihwasser träuffelt unaufhörlich und glitzert an jedem Halm." (Bei Nüßlin, Briefe Hebels an einen Freund, Nachtrag S. 16.)

Spitze damals Karl Friedrich, der Begründer des jetzigen Großherzogthums, stand. Das Wiesenthal mit Seitenthälern bildeten zusammen das Oberamt Röteln, etwa 8 Quadratmeilen groß, mit dem Verwaltungssitz in Lörrach [1]), während die um Müllheim sich gruppirenden, dem Rheinthal zu gelegenen Orte sammt sechs Ortschaften in der Nähe von Freiburg das Oberamt Badenweiler umfaßten. Unmittelbar daran schloß sich mit den Hauptorten Staufen, Breisach, Freiburg, österreichisches Gebiet, das im Gegensatz zur Markgrafschaft noch den alten, ursprünglich alle diese Gebiete mitumfassenden und von den Höhen des Feldberg bis hinab zur Dreisam und Elz sich erstreckenden Namen des Breisgaus beibehalten hatte, mit katholischen Bewohnern, während die Markgrafschaft ganz evangelisch war.

Der Zustand des Landes war um jene Zeit, beim Regierungsantritt des Markgrafen Karl Friedrich 1746 noch ein überaus trauriger.

Von den Verheerungen in den französischen Kriegen her standen noch viele Brandtrümmer da. Es fehlte an Geldmitteln, an Sicherheit für die Gläubiger. Viele Felder lagen öde, was bei der starken Bevölkerung von mehr als 3000 Seelen auf die Quadratmeile sehr fühlbar war. Die Schuldenlast der einzelnen Gemeinden und der Mangel an Cultur hatte allgemeine Muthlosigkeit auch bei manchen wohleingesehenen Verbesserungen zur Folge. Den Gemeinden waren ihre Almosengefälle und Kapitalien entzogen, denn Markgraf Karl Wilhelm hatte sie dem neuerbauten Waisenhaus in Pforzheim zugewiesen.

Dadurch war die Gründung von Armenanstalten in den Gemeinden erschwert. Durch den fast gänzlichen Mangel an Heerstraßen war der Verkehr allenthalben gehemmt. Infolge der häufigen Landesverweisungen und noch von den Kriegszeiten her trieben sich Vagabunden, Wegelagerer, Zigeuner und Gauner aller Art in den Wäldern herum, die in Verbindung mit den Wilde-

[1]) v. Drais, Geschichte der Regierung Karl Friedrichs B. I. S. 31 &c.

rern in Rotten zusammentraten, den Verkehr unsicher machten und oft unter allerlei Vermummungen und Verkleidungen ihre Angriffe auf das Eigenthum und die öffentliche Sicherheit richteten. In den gebirgigen Gegenden der Markgrafschaft war der Wohlstand aufgehalten durch unmäßige Theilungen. Außerdem war ein großer Theil des Besitzthums während der Kriege in fremde Hände übergegangen; dadurch ging nicht bloß der Ertrag der Felder in's Ausland, sondern die Gefälle und Steuern wurden statt an die Behörden des Markgrafen, an die des Aufenthaltsortes, d. h. für das Oberland an die vorderösterreichische Landschaft bezahlt. Der Boden war allenthalben noch mit Zinsen und Naturalabgaben aller Art belastet, den die umliegenden größern oder kleinern Nachbarn, die vielen Reichsstädtchen, Ritterschaften, Prälaturen, die oft selbst kaum zu leben hatten, gierig und rücksichtslos einverlangten. Namentlich mußten ungeheure Fruchtsummen jährlich an die großen Benediktinerabteien und die geistlichen Ritterorden abgeliefert werden, die dem Lande und seinem Wohlstand verloren gingen.

In den Jahren 1769, 1770 und 1771 kam zur allgemeinen Noth noch eine große Theuerung durch drei aufeinanderfolgende Mißernten [1]).

Karl Friedrichs gesegnete Regierung hatte zwar seit dem 22. November 1746, wo der junge Fürst das achtzehnte Lebensjahr erreichte, ihre bewunderungswürdige umgestaltende Thätigkeit nach allen Seiten hin begonnen. Noch im nämlichen Jahr seines Regierungsantrittes schritt er gegen die Räuber und Vagabunden ein; er ließ die vernichteten Grundbücher wieder herstellen und so das Eigenthum festsetzen; er befreite

---

[1]) Das Malter kostete damals (May 1771) in den oberen Theilen der Markgrafschaft 16—18 fl., in den untern Landestheilen sogar 21 fl. 36, Roggen 14 fl. 56, Gerste 12 fl., Welschkorn 16, später sogar 20 fl., nur Rindfleisch ($7\frac{1}{2}$ kr. das Pfund), Butter (16 kr.) und Eier (8 für 4 kr.) waren noch zu billigen Preisen zu erlangen.

v. Drais, Geschichte der Regierung Karl Friedrichs I. 186 ꝛc.

die Bevölkerung von den Wuchern durch Regulirung des Zinsfußes; er dehnte das Gesetz, welches lebenslängliche Abgabenfreiheit demjenigen verhieß, welcher die an Ausländer übergegangenen Grundstücke wieder einlöste, auf ganze Gemeinden aus. Er gab 1747 und 1748 eine neue Straßen- und Wegordnung, nach der die betreffenden Gemeinden zur Instandhaltung der Straßen verpflichtet waren. Er hob den Landbau und die Pflege der Viehzucht durch die Anregung zur Pflanzung neuer Getreidearten und Futterkräuter und vor Allem durch den Kampf gegen die Brache und die Waidgänge. Er hob das Interesse der Gemeinden an der Sorge für Ansammlung von Hilfsmitteln für die Armen und für gemeinnützige Interessen, indem er im Gegensatz zu dem schon obenerwähnten Edikt Karl Wilhelms ihnen die feierliche Versicherung aussprach, „daß von den bei jeder Gemeinde gesammelt werdenden Almosen und Stiftungskapitalien oder Einkünften hiefür und zu keiner Zeit weder zum Waisenhaus, noch sonst zu irgend einem andern Gebrauch gezogen werden, sondern solche auf ewig den Gemeinden verbleiben solle." Er begann 1754 die Verbesserung des Volksschulwesens im ganzen Land und führte schon 1756 für die Sommermonate die Fortbildungsschulen ein. Er hob die Gewerbethätigkeit durch Abschaffung von drückenden, kostspieligen und zugleich abergläubischen Mißbräuchen im Zunftwesen. Insbesondere aber suchte er Lörrach für die obere Markgrafschaft zum Mittelpunkt der Gewerbethätigkeit zu machen. Der Ort hatte schon von Kaiser Ruprecht im 15. Jahrhundert und später vom Markgrafen Karl Magnus städtische Privilegien erhalten, die aber noch nie in volle Uebung gekommen waren. Karl Friedrich erneuerte und erweiterte sie 1755; die neuen Stadtbürger erhielten damals die Leibesfreiheit, die Befreiung von Herrschafts- und Landesfrohnden außer ihrem Bann. Eine zehnjährige Befreiung von Staatsabgaben wurde denjenigen Lörrachern zugesagt, welche nützliche Gewerbe anlegten, und für die dort sich niederlassenden Gewerbsleute die Berechtigung des gänzlich

freien Wiederabzugs. Zugleich wurden in deutscher und französischer Sprache die Vorzüge der Lage Lörrachs für Fabriken zusammengestellt: die kurze Entfernung vom Rhein und von Basel, eine mittlere Stellung zwischen den berühmten Handelsplätzen von Straßburg und Zurzach, die Gegenwart der Wiese, treffliche Fruchtfelder und Weinberge und Materialien aller Art zur Gründung von Gewerben.

Aber das alles waren erst Anfänge, die später herrlich sich entwickeln sollten; es waren Saatkörner, die ausgestreut wurden, um eine schönere Zukunft des Landes herbeizuführen, aber damals noch kaum sichtbar.

So waren die Zustände, als Hebel am 10. May 1760 in Basel[1]), wo seine Eltern gewöhnlich im Frühling und Sommer sich aufhielten, geboren wurde. Er wurde am 13. May in der Kirche zu St. Peter getauft und erhielt zu Ehren eines Bruders vom Vater den Namen Johann Peter.

Hebel's Vater, Johann Jakob Hebel, stammte aus dem damals pfälzischen, nunmehr preußischen Städtchen Simmern auf dem Hundsrück, wo der Name Hebel seit dem Mittelalter, und weiter abwärts am Mittelrhein, in der Gegend von Speyer bis Bingen viel verbreitet war. Auch heute findet er sich noch in Simmern und Umgegend in einigen Familiengliedern; so starb Ende der vierziger Jahre ein Schmied

---

[1]) In einem Brief an seine Freundin Gustave Fecht in Weil vom Jahr 1826 schreibt er: „In noch 5 Jahren bin ich 70. Alsdann bitte ich um meinen Ruhegehalt und komme heim. Ich bin bekanntlich in Basel daheim vor dem Sandehansener (St. Johanns) Schwiebogen, das zweite Haus. Selbiges Häuslein kauf ich alsdann um ein paar Gulden — aber ich bin kein Burger! — also miethe ich es und gehe alle Morgen, wie es alten Leuten geziemt, in die Kirchen, in die Betstunden und schreibe fromme Büchlein, Traktätlein, und Nachmittag nach Weil." (Friedrich Becker, Festgabe vom Jahr 1860 S. 80). In neuerer Zeit ist eine Gedenktafel an diesem Hause angebracht. — In den Akten gibt Hebel den 11. May an; im Taufbuch steht der 10. May. Nach andern weniger wahrscheinlichen Meinungen war sein Vater Gärtner oder Hufschmied. (Vergl. Beilage zur Allg. Zeitung, Jahr 1827, Nr. 14 und Birlinger Alemannia, 1. Jahrgang 1873, S. 290.

Hebel, der eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Dichter gehabt haben soll [1]).

Der Vater Hebel's war seinem Gewerbe nach ein Weber, ein Handwerk, das seit einem Jahrhundert in der Familie sich vererbt zu haben scheint. Er verließ, im Januar 1720 geboren, schon als junger Mensch seine Heimat, um in der weiten Welt sein Glück zu versuchen, trat zu Basel in Kriegsdienste und begleitete als Diener den damaligen Major Iselin nach Flandern an den Niederrhein und später nach Korsika. Hier befand er sich z. B. in den Jahren 1756 und 1757, in einer Zeit, als die Korsen unter ihrem viel gefeierten Führer Paoli mit Geschick und Glück den Kampf für die Losreißung ihrer Insel von Genua erneuert hatten [2]).

Hebel hat später in dem Gedichte „Der Bettler" diese Erlebnisse seines Vaters verwendet, indem er den Bettler sagen läßt:

> I bi bim Paschal Paoli,
> In Corsika Draguner gsi.

In dem Hause des Major Iselin lernte er auch seine spätere Frau Ursula Oertlin von Hausen kennen. Nach seiner Verheiratung ließen sie sich in Hausen nieder. Dort arbeitete Jakob Hebel den Winter über auf seinem Gewerbe; zur Frühlings- und Sommerszeit aber suchten sie den alten, liebgewordenen Aufenthalt bei der Familie Iselin in Basel wieder auf, wo sie gerne aufgenommen wurden und reichlichen

---

[1]) Woher der Name Hebel stammt? sicherlich hängt er nicht mit „heben" zusammen, weder im Sinne von emporheben (Hebel), noch im Sinne von aufgehen, z. B. beim Brodteig (Hebe, Hab), wie man ihn auch schon gedeutet hat; sondern er ist wol eine Erweiterung des Namens Harplo und Haplo, der seit dem 13. Jahrhundert am Mittelrhein bald als Happelo, Hepel, Heppele, Hebel, Hebeler — bei Frauen als Hebele, Habele und Hebelen vorkommt und vielleicht nur wieder eine Abschleifung aus dem in jener Gegend früher viel vorkommenden Namen Harpernus und Hartbernus ist. (Nach Mittheilungen von Professor Fr. Becker in Basel.)

[2]) Hebels Lebensbeschreibung vom Jahr 1834 S. III.—V.

Erwerb hatten. Bei einem solchen Aufenthalt war es, daß Johann Peter Hebel in Basel geboren wurde. Leider starb Jakob Hebel schon im folgenden Jahr, am 25. Juli 1761, und ein 5 Wochen altes Mädchen, namens Susanna, das einzige Kind außer Johann Peter, folgte ihm bald nach.

Es darf dieser frühe Tod des Vaters nicht blos als ein Verlust für das äußere Fortkommen der Familie, sondern auch für die Erziehung und Bildung des Knaben betrachtet werden; denn Jakob Hebel war ein Mann nicht ohne Bildung. Er hatte sich auf seinen Reisen Erfahrungen aller Art gesammelt und scheint auch einigen Sinn für Dichtkunst gehabt zu haben; wenigstens legte er eine Sammlung von Dichtersprüchen in deutscher und französischer Sprache an. Daß man bei ihm eine tabellarische Uebersicht der damals in den Familien auch auf dem Lande weitverbreiteten jüdischen Geschichte von Josephus fand, bedeutet zwar nicht viel, zeigt aber doch, daß er die Gelegenheit benützte, seine Kenntnisse zu erweitern; sein Bewerbungsbrief in bunter Einfassung, mit rother Dinte und in großer kalligraphischer Schrift geschrieben, in dem er sich das Herz seiner geliebten Ursula als Meßkram ausbittet, mag als ein Ueberrest einer humoristischen Ader gelten, die vielleicht in seiner Familie sprudelte und von da auf seinen Johann Peter überging[1]).

Bei den damaligen Zuständen war es für die Mutter keine Kleinigkeit, ihren Sohn zu erziehen. Die wenig bemittelte Frau hatte gewiß manchfach unter dem Druck der Verhältnisse zu leiden. Was jedoch ihr direkt förderlich war, das war der Betrieb der Hausener Eisenhütten, der Mitte der fünfziger Jahre, wie überhaupt der Bergbau und die Verarbeitung seiner Erzeugnisse in der Markgrafschaft einen Aufschwung nahm.

[1]) Von der Entwickelung seines Hans Peter machte er sorgfältige Aufzeichnung: „mit 22 Wochen habe er den ersten Zahn bekommen, mit 28 sei er allein gesessen, mit dreiviertel Jahren allein gestanden und in der Meß (1760 ?) habe er schon pfeifen können auf einer hölzernen Pfeifen.“ (Hebels Leben vom Jahr 1843 S. 5.)

Der Verdienst, der von da aus in das Dorf ausging, kam gewiß auch ihr zugute und wie ihr heranwachsender Sohn den Winter über, wo sie in Hausen wohnte, der Mutter an die Hand gehen und für sie Holz zusammenlesen mußte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er, obwol die Familie nicht ganz mittellos war, auch für den Schmelzofen arbeiten und nach örtlicher Sitte Steine klopfen, Kohlen tragen oder Schlacken führen und so einen kleinen Beitrag für seinen und seiner Mutter Unterhalt liefern mußte[1]). Sicher ist, daß das Leben und Treiben der Schmelzhütte seines Heimatortes Hebel in lebendiger Erinnerung geblieben ist und er hat seinen Jugenderlebnissen im „Schmelzofen" einen frischen, naturwahren Ausdruck gegeben. Es war dabei nicht eine conventionelle Huldigung, die der Karlsruher Professor seinem in der gleichen Stadt wohnenden Fürsten bringt, wenn er den Schmelzer ausrufen läßt:

Es leb der Marggrov und si Huus!
Ziehnt d'Chappen ab und trinket us!

sondern es war die Erinnernng an das, was er oft gesehen und erlebt und zugleich der Dank für den Segen, der von dem Schmelzwerk in sein armes Dörfchen ausging; wie auch das Bild vom „büebli", das zu rauchen und sein Pfeifchen in dem Schmelzofen anzuzünden anfängt, in gleicher Weise die frische Farbe eines Jugenderlebnisses an sich trägt. —

Im Frühling, wenn nach gewohnter Weise seine Mutter nach Basel zog in das Iselin'sche Haus, gab es für ihn bessere Tage, man ließ dort körperlich und geistig dem Knaben die beste Sorge angedeihen. Zeitlebens hat auch Hebel das Andenken an diese Familie im Herzen getragen, und er hat später, wenn sein Weg ihn in die Nähe von Basel führte, nie versäumt, Iselins Wittwe zu besuchen. Die Jugendeindrücke dieses offenbar fröhlichen, von strenger Winterarbeit freien

---

[1]) „Hebel selbst erzälte später, daß er als Knabe in einem Bergwerk gearbeitet habe, wahrscheinlich im Revier des Kanderer Bergwerks, woher die Schmelzhütte Hausen ihr Erz bezog. (Allg. Zeitung 1827, Beilage 14.)

fröhlichen Basler Aufenthalts hat der spätere Mann in dem Gedichte „Erinnerung an Basel" aufgefrischt, aus dem eine charakteristische Stelle hier stehen möge:

Wie ne freie Spatz
Uffem Peters Platz
Flieg i um und s'wird mer wohl
Wie im Buebe-Kamisol,
Uffem Peters Platz.

Auch das Gedicht „die Marktweiber in der Stadt" ist eine Basler Erinnerung [1]).

Vom sechsten bis zwölften Jahre besuchte Hebel die Schule zu Hausen und bald auch die lateinische Schule in dem dreiviertel Stunden entfernten Schopfheim. An der Schule zu Hausen war damals als Schulmeister Andreas Grether angestellt. Er wird als ein Mann geschildert von kleiner Gestalt, stark hervortretender Nase und stets gerüstet mit langem, weit ausreichendem Stocke. Und in der That spielte damals der Stock in der Volksschule eine große Rolle. Wenn auch die Straf- und Zuchtmittel der Volksschule nicht mehr so zahlreich waren und nicht mehr so strenge gehandhabt wurden wie im siebzehnten Jahrhundert, wenn auch die Zucht schon einigermaßen in den Dienst des Unterrichts trat und sich diesem an die Seite stellte; so zeigt doch eine Verordnung des Markgrafen Karl Friedrich vom Jahr 1768, welche Mißbräuche die Anwendung im Gebrauche der Strafmittel damals noch ungeachtet der dreizehn Jahre vorher begonnenen Schulreform herrschend waren. Sie mußte den „Schulmeistern" die häufige Anwendung des Stocks, das Knienlassen der Kinder auf spitzem Holz und die zur Strafe im Gebrauch befindliche Verdoppelung der Lektionen

[1]) Ueber die in dem ersten Gedicht erwähnte „Nase Scholers" vergleiche Näheres bei Friedrich Becker, Festgabe: Seite 326, woselbst sich ein gelungenes Portrait Scholers, sowie Ansichten von Basel aus den Jahren 1761—64 finden; Scholer war seines Zeichens ein Buchbinder und seine ein zimliches über das gewöhnliche Maaß gehende Nase scheint bei der Jugend vielfache Aufmerksamkeit erregt zu haben.

untersagen; 1778 folgte abermals eine Verordnung gegen die Schultyrannei [1]).

Auch das Bild, das uns aus jener Zeit von der Person der „Schulmeister“ in den erschienenen Verordnungen überliefert wird, ist keineswegs erfreulich. Es wird ihnen aufgegeben, „sie sollen sich eines gesitteten Lebens befleißigen, Geschwätz, Gezänk, Wucher, Prozeßsucht, auch Fertigung von Prozeßschriften und Bettelbriefen, vornehmlich aber das schändliche Trinken meiden.“ Freilich war auch die ökonomische Lage und Stellung der Schullehrer in den Gemeinden darnach. Erst Ende der fünfziger Jahre war das Beischleppen des Holzes zum Einheizen und Gebrauch des Lehrers durch die einzelnen Kinder, die täglich ein Holzscheit mitbringen mußten, abgeschafft. Hingegen bestand noch die Sitte, daß der Schulmeister in den einzelnen Familien der Reihe nach zu Tische ging und erst Ende der sechziger Jahre wurde damit begonnen, an die Stelle dieses für das Ansehen der Lehrer so herabwürdigenden Gebrauchs ein entsprechendes Kostgeld treten zu lassen.

Darnach unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß auch Herr Andreas Grether in seinem Schulbereich zu Hausen vom Stock reichlich Gebrauch machte, und daß der zu losen Streichen gerne aufgelegte kleine Hans Peter, da er ja einer nur wenig bemittelten Familie, deren Vater früher als Hintersaß in Hausen lebte, angehörte, ihn zur Genüge fühlen mußte.

Eine Erzählung im Hausfreund des Jahres 1817, bei dessen Herausgabe Hebel nicht betheiligt war, erzählt unter dem Titel „die folgenreiche Holzkohle“, daß Hebel wegen der Strenge Grethers die Volksschule zu Hausen mit der lateinischen in Schopfheim vertauscht habe. Es wird dabei in dieser sehr plump und absichtlich gehaltenen Erzählung das Bild des Andreas Grether in übertrieben häßlicher Weise dargestellt, diese Entstellung durch ein beigegebenes Bild noch verschärft und dazu erzählt: Hebel habe die etwas seltsame

[1]) v. Drais a. a. O. B. I. S. 208 und 213.

Gestalt seines Vorgesetzten mit einer Holzkohle an die neue Stubenthüre gezeichnet und sei von ihm infolgedessen wahrhaft mißhandelt worden; es sei seit dem kein Tag vergangen, daß er nicht seine Portion Schläge erhalten habe, daher habe er sich nach einem neuen Lehrer gesehnt, wobei es ihm übrigens passirte, daß er vom Regen in die Traufe kam, denn der Präceptor in Schopfheim, einer der grimmigsten Schultyrannen, habe ihn statt mit Peitschen mit Scorpionen gezüchtigt.

Hebel bespricht im folgenden Jahrgang dieses Kalenders die Erzählung, er gibt zu und erzählt selbst, wie er eine daliegende Kohle benutzt habe, um den Lehrer an die neue Schulthüre zu zeichnen und dafür Schläge bekommen habe, „nicht die ersten und nicht die letzten, auch nicht die schlechtesten“, dann aber setzt er hinzu: „Grether war ein treuer und freundlicher Lehrer und liebte das Büblein wieder wie vorher und wie alle seine Schüler. Oft wenn derjenige, der dieß schreibt, ein Exempel von den Brüchen rechnet, oder wenn er im Herzen den Trost und den Frieden oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem ers gelernt.“

Ein andermal, als er kurze Zeit vor seinem Tode eine Zeichnung von seinem mütterlichen Haus, auf der auch ein Stück des in der Nähe befindlichen Schulhauses abgebildet war, erhielt, schrieb er dem Uebersender zurück: „Beide Stätten sind mir heilig, wo zwei Menschen wohnten, meine Mutter und mein Schulmeister Andreas Grether, die so vieles an mir thaten, denen ich vieles verdanke“ [1]).

Es ist das ein Zeugniß, das Hebel alle Ehre macht, und wie es ein zu hoher Würde gelangter Mann im Rückblick auch auf eine harte Jugend wol aussprechen kann, das aber in diesem Falle die strenge Behandlung durch den Schulmeister Grether nicht ausschließt.

Zu gleicher Zeit mit dem Besuch der Volksschule in

---

[1]) Leben Hebels von 1834 S. VII.

Hausen besuchte er, nachdem er der Anfangsgründe im Lesen, Rechnen und Schreiben mächtig war, die lateinische Schule in Schopfheim[1]).

In Schopfheim erhielt Hebel den ersten Unterricht in der lateinischen und später auch in der griechischen Sprache von Karl Friedrich Obermüller, der seit 1769 in Schopfheim erster Lehrer in dieser Anstalt war und später 1810 als Pfarrer in Weitenau im Wiesenthal starb. Seit Anfang des Jahres 1773, etwas mehr als ein halbes Jahr vor ihrem Tode, übergab ihn seine Mutter ganz den Händen dieses Lehrers, so daß er bei demselben in Schopfheim Kost und Wohnung hatte, ein Verhältniß, in dem der Knabe bis zur Konfirmation und seiner Verbringung nach Karlsruhe verblieb. Sonst wurde er noch von Johann Christian Zilly, dem damaligen Präceptor in der Geometrie, im Rechnen und Schreiben unterrichtet. Ob er in Schopfheim auch bei August Gottlieb Preuschen, der sich später seiner in Karlsruhe so väterlich annahm, noch Unterricht hatte, ist nicht ganz sicher, da Preuschen schon 1769 von Schopfheim als Hofdiakonus nach Karlsruhe versetzt wurde. Das Wahrscheinlichere ist, daß dieser den talentvollen Knaben später auf einer Visitationsreise näher kennen lernte und ihn zum Einschlagen einer wissenschaftlichen Laufbahn mit veranlaßte oder darin bestärkte.

Außerdem emfing Hebel auch zu Basel im Lateinischen, im Zeichnen und in andern Lehrgegenständen Unterricht[2]).

Ein großes Leid traf Hebel im Jahre 1773. Seine Mutter wurde während ihres Aufenthaltes in Basel von einer schweren Krankheit befallen. Ungeachtet der menschenfreundlichen Pflege, die sie in dem Iselinschen Hause genoß, wünschte

[1]) Es ist zweifelhaft, ob dieß vor- oder nachmittags geschah. Nach den sonst zuverlässigen Berichten der Lebensbeschreibung vom Jahr 1834 geschah es nachmittags, nach der oben erwähnten Rechtfertigung des Andreas Grether wanderte er vormittags nach Schopfheim, das letztere ist auch nach der Lage der Dinge das Wahrscheinlichere.

[2]) Lebensbeschreibung von 1834 S. VIII.

sie doch in ihre Heimat verbracht zu werden. Ein Bürger von Hausen holte sie in Basel ab, Hebel war mit dabei. Allein noch ehe sie zu Hause ankam, auf dem Wege zwischen den Dörfern Brombach und Steinen, starb sie, den 16. Oktober 1773 in einem Alter von erst 43 Jahren und wurde dann in Hausen beerdigt[1]).

Hebel liebte sie auf das Innigste und sein ganzes Leben hindurch blieb ihm ihr Andenken heilig und werth. Es sind schöne Worte, mit denen er ihr, der Sohn noch in seinem sechzigsten Jahre, nachdem er die höchsten Ehren erstiegen, ein Denkmal setzte, als er den langgehegten Gedanken, ein Landpfarrer zu werden, zu verwirklichen hoffte. „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgewalt denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden und ich bin wohl dabei gefahren", und als er seine noch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungene Ernennung zum Prälaten der evangelischen Kirche Badens einem Freunde mittheilte, schließt er seinen Brief mit den Worten: „Was würde meine Mutter sagen?" [2]).

Im Gedanken an seine Mutter ist es auch gewesen, daß er das Gespräch über die „Vergänglichkeit" gerade an jene Stelle verlegte, an der sie starb, und der Knabe, der neben seinem heimfahrenden Vater hergeht und sonderbare Fragen über Tod und Ewigkeit an ihn richtet, mochte wol er selbst gewesen sein, als er mit einem Bürger von Hausen an der Seite des Wagens einherschritt, der seine todte Mutter trug.

In der treuen Pflege, die er, auch nach dem Tode seiner Mutter, in dem Hause des Diakonus Obermüller genoß, gedieh der Knabe sichtlich; er machte große Fortschritte und es zeigte sich nunmehr, daß er vorzügliche Fähigkeiten besitze und daß

---

[1]) Hebel schreibt in den Akten Oertlerin und nennt Hausen als Geburtsort.
[2]) Lebensbeschreibung vom Jahr 1843 S. XII.

etwas Tüchtiges aus ihm werden könne. Er selbst hatte schon früher eine Neigung zum Studium gezeigt, insbesondere sprach ihn der Beruf eines Geistlichen an und schon als kleiner Knabe äußerte sich auf verschiedene Weise seine Vorliebe für diesen Stand.

So wurde er denn im May 1774 bald nach seiner Konfirmation von seinem Vormund Sebastian Wehrer, einem Bürger von Hausen, nach Karlsruhe in das Gymnasium illustre gebracht. Ein für die damaligen Verhältnisse nicht unbedeutendes Vermögen von 2500 Reichsgulden, die aus dem Verkauf des mütterlichen Hauses und einiger bei dem Tode der Mutter vorhandenen Grundstücke erlöst worden, bot ihm einige Mittel zum Weiterstudium, konnte aber lange nicht ausreichen[1]).

Werfen wir zum Schluß dieses Abschnittes einen kurzen Blick auf die Anlagen des Knaben, so läßt sich nicht läugnen: bei allen seinen vortrefflichen Gaben, bei dem wahrhaft frommen, pietätsvollen Sinn und dem guten Gemüth, das ihm eigen war, wohnte dem Knaben auch ein gewisse Neigung zu Muthwillen und losen Streichen inne, die seiner Mutter schon nicht kleine Sorgen gemacht hatten. Hebel selbst erwähnt deren später öfters. So wenn er im Hausfreund den Adjunkten sich fragen läßt: „Hat Euch auch manchmal der Feldschütz verjagt von den Kirschbäumen in Eurer Jugend? Und habt Ihr, wenns noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschgenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen und Aepfel und Nüsse eingetragen für den Winter?“ [2]).

Auch der muntere Auftritt, den später der Kirchenrath Hebel mit dem Phrenologen Gall hatte, der auf seiner Rundreise Anfang des Jahrhunderts auch nach Karlsruhe kam, und bei Hebel das Diebsorgan „ungemein stark ausgebildet“ entdeckte, ist ein Beleg für die Neigung zu jugendlich leichtsinnigen Streichen. Hebel äußerte damals: „In seinen Kinderjahren habe er nicht nur

---

[1]) Lebensbeschreibung 1834 S. XI.

[2]) Lebensbeschreibung von 1843 S. VI.

eine ungemein starke Neigung zu Naschereien, sondern auch eine große Verschmitztheit in der Wahl der Mittel zur Befriedigung derselben verrathen. Sei es nun auch seiner treuen Mutter mit Gotteshilfe gelungen, diesen schlimmen Hang zu unterdrücken, so habe sich doch die sündhafte Anlage bei manchen Anlässen, wenigstens in Empfindungen, wieder offenbart" [1]).

Daher erklärt sich auch seine Freude an den Streichen eines Zundelfrieder und Zundelheiner und anderer Gauner dieser Art, die er reichlich später in seinem Hausfreund verherrlichte und mit deren Erfindung er sich in schlaflosen Nächten die Zeit vertrieb.

So mag es denn auf einer wirklichen Thatsache beruhen, wenn von dem Knaben Hebel erzählt wird, er habe auf dem Wege von Hausen nach Schopfheim einmal seinem Reisebegleiter den Rath ertheilt, die zur Bewässerung der Wiesen dienenden sog. Stellfallen zu schließen und die geschlossenen zu öffnen, wobei der andere Knabe vom Feldschütz ertappt und durchgeprügelt worden, Hebel aber in seiner größern Behendigkeit entronnen sei und von seinem gesicherten Standpunkte aus den Feldhüter gehöhnt und verlacht habe [2]).

Man hat schon die Frage aufgeworfen, woher Hebel, der alemannische Dichter, seinen Humor und seine heitere joviale Gemüthsart gehabt habe; ob sie ein Erbtheil des fränkischen Vaters oder der alemannischen Mutter sei. Es mag schwer sein, diese Frage im Einzelnen zu entscheiden; allein im Allgemeinen wird man sagen können, daß den Alemannen eine größere Innigkeit und Gemüthstiefe und damit zusammenhängend eine gewisse, dem schwäbischen Wesen der Nachbarschaft sich nähernde Langsamkeit und Bedächtigkeit eigen, während das fränkische Naturell in einer raschern Beweglichkeit des Geistes, in einer gewissen jovialen Munterkeit und Laune sich äußert, die

---

[1]) Lebensbeschreibung von 1843 S. VII.

[2]) Lebensbeschreibung vom Jahr 1843 S. IX.

mit Leichtigkeit die Sorgen sich vom Halse schüttelt und auch dem Ernst des Lebens eine heitere Seite abzugewinnen weiß. In diesem Sinne scheint, wie schon angedeutet, Hebels Vater nicht ohne humoristische Ader gewesen zu sein. Allein auch mit der tiefer empfindenden ernstern und langsamern alemannischen Art ist vielfach ein ächter und naturwüchsiger Humor verbunden und Hebel war nicht bloß durch Erziehung und nach seiner geistigen und gemüthlichen Seite mehr Alemanne als Franke, sondern auch seiner äußern Erscheinung nach; er hatte in seinem Wesen etwas Schwerfälliges und es war ihm überhaupt das fränkisch-pfälzische Wesen nicht sympathisch, wie er sich denn später sogar zu einem unbilligen Urtheil über diesen Volksstamm hinreißen ließ[1].

---

[1]) Becker, Festgabe S. 147 und 149.

Zweites Kapitel.

Hebel's Studiengang.

Als Hebel Ostern 1774 in das Gymnasium illustre nach Karlsruhe verbracht wurde, so war diese Anstalt keineswegs auf der Höhe, in welcher sie der damalige treffliche Markgraf Karl Friedrich wünschte.

Nach den Grundsätzen der seit 1538 bestehenden berühmten Straßburger Anstalt eingerichtet, war das Gymnasium 1586 unter Markgraf Ernst Friedrich in dem seit 1565 zur Residenz gewordenen Durlach eröffnet worden. Es bestund damals aus 5 Klassen oder Kurien, welche in 10 Jahren zu durchlaufen waren; 1614 wurden sechs Klassen mit sechs Präceptoren daraus gemacht. An dieses Gymnasium classicum reihte sich dann ein zweijähriger Kurs für philosophische und rhetorische Studien (Gymnasium publicum oder lectiones liberae), dessen Zöglinge den Namen Publici, oder Studiosi, später Exemti erhielten. Daran schloß sich ein weiteres Biennium für die Theologen, so daß diese die Hochschule im Nothfall entbehren konnten. Damals lehrten 5, später 6 Präceptoren, und an den beiden höhern Anstalten der Rector und 4 Professoren, zusammen 10 Lehrer, somit eine Zahl, welche in keiner süddeutschen Lehranstalt, Straßburg ausgenommen, größer war. In dem theologischen Contubernium oder Konvikt wohnten zwölf künftige Geistliche unter Aufsicht des Rectors beisammen. Wer seine theologischen Studien noch weiter fort-

setzen wollte, ging, von Stipendien unterstützt, auf die Universität [1]).

Auch nach der Zerstörung des Gymnasiums infolge der Niederbrennung der Stadt im Jahr 1689 durch die Franzosen erhob sich die Anstalt zu neuer Blüthe. Kaum war der Markgraf Friedrich VII. nach traurigen 9 Kriegsjahren, die mehr zerstört hatten, als der ganze dreißigjährige Krieg, infolge des Ryßwiker Friedens aus seiner Verbannung von Basel zurückgekehrt, so begann er an der Wiederherstellung des Gymnasiums zu arbeiten. Die Zahl der Klassen wurde wieder auf 5 und 1707, trotz des neuausgebrochenen spanischen Erbfolgekriegs, wo der Markgraf abermals zur Flucht genöthigt wurde, auf 6 Klassen gebracht [2]).

Anders gestalteten sich die Verhältnisse unter seinem Sohne Karl Wilhelm. Er verlegte die Residenz nach Karlsruhe. Schon als Erbprinz hatte er den Plan mißbilligt, nach welchem sein Vater das Durlacher Schloß 1698 wieder herzustellen anfing, und schon damals versinnlichte er in vertraulichem Kreise durch eine fächerförmige Zeichnung die Art, wie er selbst einst bauen möchte. Zugleich wünschte er einen großen, dem Schlosse möglichst nahe gelegenen Wildpark, was zu Durlach nicht auszuführen war. Dazu kam das seltsame Wohlgefallen damaliger Regenten an der Ebene, wornach die Residenz 1707 von Baden nach Rastatt, bald auch von Heidelberg nach Mannheim verlegt, Ludwigsburg dem Aufenthalt in Stuttgart, Waghäusel dem in Bruchsal vorgezogen wurde.

Als das Gymnasium in die neue Residenz verlegt werden sollte, war es so sehr heruntergekommen, daß 1719 statt der frühern 10 Klassen mit 10 Präceptoren nur noch 4 Klassen mit 4 Lehrern bestanden. Zugleich gab in diesem Jahre der

---

[1]) Vierordt, Karl Friedrich: Geschichte der Durlacher und Karlsruher Mittelschule, Braun'sche Hofbuchhandlung 1859, S. 13—18.

[2]) Vierordt a. a. O. S. 38.

Markgraf den Befehl, daß einer der Lehrer des Gymnasiums von Durlach nach Karlsruhe herüberziehe. 1721 wurden die beiden Lehrer der obersten Klasse dahin beordert. Die neue Schule erhielt den stolzen Namen Athenäum und ihr Vorstand Moderator Athenäi. Zu gleicher Zeit wurde der Bau eines neuen Gymnasiumsgebäudes in Angriff genommen. Schon am Tage der Eröffnung, d. h. am 21. Juni 1721, schrieb der Markgraf selbst an den Ephorus der Anstalt und an den Oberbaudirektor v. Wollin und zeichnete zwischen die seit 1709 begonnenen Kirchen der Reformirten und Lutheraner zwei parallel laufende Linien als Umrisse für das neue Gymnasium.

Diese beiden im Herbst 1722 fertig gewordenen Kirchen lagen damals am Südende der Stadt; die lutherische auf dem jetzigen Marktplatz; der Ort, wo ihr Altar stand, ist durch die sogenannte Pyramide bezeichnet. Sie wurde 1807 abgebrochen. Die reformirte steht heute noch, es ist die sogen. Kleine Kirche. Zwischen beide wurde nun das Gymnasium gebaut mit Front gegen die Langestraße, früher Mühlburger Allee, allwo es bis zum Jahre 1807 stand, in welchem Jahre es niedergerissen und durch die Häuser Nr. 129 b, 131 und 133 ersetzt wurde.

Der Bau aus Holz, doch senkrecht, ohne die für Privatgebäude vorgeschriebene Mansardenform hergestellt, hatte im obern Stockwerk 21 Fenster, im untern 17 nebst 2 großen Thoren an der Vorderseite. Während des Baues hielt der Rektor der Anstalt, Malsch, nebst seinen Kollegen Schule in dem von dem damaligen Bürgermeister gemietheten Hause zum Waldhorn — „in aedibus Waldhorn“, wie ein latein. Programm einer Einladung zu einem Feste sich ausdrückte [1]). Am 12. Juni 1724 wurde das Gebäude fertig.

---

[1]) Es lag in der damaligen Löwenkranzischen Straße, später Günzer'sche Straße, jetzt Waldhornstraße. Es ist der jetzige Gasthof zum Ritter, der früher den Schild zu den goldenen Waldhörnern führte. (Vierordt S. 45.)

In der Stadt glaubte man, der zweistöckige Neubau sei für Schul- und Pfarrhäuser bestimmt. Allein der Markgraf, von einer holländischen Reise zurückkehrend, wies ihn dem Gymnasium zu. Jeder der 4 Lehrer hatte Wohnung dort. Die Kosten des Baues waren von den geistlichen Verwaltungen Karlsruhe, Hochberg und Rötteln aufgebracht worden, obwol diese Fonds durch die vom Krieg zerstörten Gebäude sehr belastet waren [1]).

Sobald der Bau fertig war, siedelten sämmtliche Lehrer der obersten Klasse nach Karlsruhe herüber, so daß es damals in der früheren Residenz Durlach nur noch ein Pädagogium mit zwei Lehrern gab.

Nachdem durch wiederholte kriegerische Ereignisse und durch Geldverlegenheiten aller Art die Anstalt bis auf zwei Klassen gesunken war, und sich trotz aller Bemühungen auch unter der sog. Vormundschaft von 1738—1746 nicht heben wollte, so kam eine bessere Zeit für sie durch den Regierungsantritt Karl Friedrichs im Jahre 1746. Er besserte die Lehrerbesoldungen auf; er wandte ihr zur Gründung eines Fonds verschiedene Privilegien zu; so den Druck und Verkauf der Schulbücher und des Gesangbuchs. Seit 1750 überließ er ihr versuchsweise, und seit 1760 definitiv die Herausgabe des badischen Kalenders, den die Anstalt anfangs um 500 fl., später um das Doppelte und Dreifache verpachtete. Er sorgte dafür, daß der seit 1626 und 1650 ihr zugewiesene Antheil an Straf- und Dispositionsgeldern im Lande gesammelt wurde. So mußte von Hochzeiten, wenn die Gelage länger als die vorgeschriebenen Tage dauerten, eine Taxe von 20 fl., und von jeder Maß Wein, welche das Erlaubte überschritt, eine Strafe von 3 Reichsthalern bezahlt werden, wovon ein Antheil dem Gymnasium zukam [2]). Karl Friedrich sorgte seit 1754 dafür, daß das seit Mitte des 17. Jahrhunderts ausgeworfene Aversum von 30 fl. zur Gründung einer Bibliothek dem Gymnasium

[1]) Vierordt a. a. O. S. 45.

[2]) 1811 zahlte z. B. der Dichter Matthison für den Titel eines badischen Geheimen Legationsraths 10 fl.

wieder regelmäßig ausbezahlt wurde, und ließ alle Dupletten der Hofbibliothek der des Gymnasiums zukommen. Zu gleicher Zeit machte er seit 1754 jährlich der Anstalt in irgend einer Weise ein Geschenk. Dieses Interesse des Fürsten am Gymnasium hatte die Wirkung, daß auch Privatleute ihm Geschenke zuwandten. So schenkte ihm der katholische Kaufmann Christoph Primavesi 1764 den dritten Theil eines zwei Morgen großen Gartens, der sich unmittelbar an die Gärten des Gymnasiums anschloß, auf dem dann später das neue Gymnasium sammt der evangel. Stadtkirche erbaut wurde.

Ja Karl Friedrich hatte schon 1783 den Plan zu einem neuen Gymnasium, das zwischen der jetzigen Zähringerstraße und dem Spitalplatz erbaut werden sollte.

Auch in der innern Einrichtung der Anstalt traf er Verbesserungen aller Art.

Mathematik, Physik, deutsche Sprache und Geschichte wurden besser als bisher bedacht. Seit 1753 fanden bei öffentlichen Feierlichkeiten vier, später fünf Vorträge jährlich in deutscher Sprache statt. Auch die Programme waren von dieser Zeit an „nicht selten" in deutscher Sprache geschrieben. Zu gleicher Zeit begann der damalige Rektor Christ. Sachs in diesen Programmen einzelne Abschnitte aus der badischen Landesgeschichte bekannt zu machen. Es geschah dieß, noch ehe der aus dem badischen Städtchen Sulzburg im Markgräflerlande gebürtige Geschichtsprofessor in Straßburg, Schöpflin, der übrigens seiner Zeit auch Zögling des Karlsruher Gymnasiums war, im Auftrage des Markgrafen anfing, sein Werk: Historia Zaeringo-Badensis (1763) herauszugeben. Sachs hatte schon damals den Plan, ein größeres Geschichtswerk über Baden zu verfassen, das in deutscher Sprache geschrieben, die Kosten in sich selbst decken sollte, während das Schöpflin'sche Werk den Markgrafen große Summen kostete[1]).

Seit 1745 bildeten die römischen Alterthümer eine

---

[1]) Vierordt, Geschichte der Durlacher u. Karlsruher Mittelschule. S. 132 zc.

eigene Lektion und seit 1750 wurde Livius unter die Autoren des Gymnasiums aufgenommen.

Im Griechischen wurde seit 1761 Homer, der seit mehr als hundert Jahren von der Schule ferngehalten war, mit einer Stunde und seit 1767 mit drei wöchentlichen Stunden in den zwei obersten Jahreskursen eingeführt. Griechische Prosa hingegen wurde noch wie bisher aus dem Neuen Testament und aus der Geßner'schen Chrestomatie betrieben.

Auch den schönen und nützlichen Wissenschaften (Realien) wurde größerer Werth beigelegt. 1754 wurde das Französische zwar nicht vorgeschrieben, aber doch zugelassen. Für den philosophischen, den mathematischen und den physikalischen Unterricht wurden zwei neue Lehrer berufen, Tittel aus Sachsen und Böckmann aus Lübeck.

Außerdem ließ sich Karl Friedrich die Prüfungsberichte vorlegen und unterzeichnete von 1756 bis 1805 die Bescheide eigenhändig.

Das Gymnasium bestand bis dahin wie früher aus dem eigentlichen Gymnasium und aus der Klasse der Exemten, mit einem doppelten Jahreskurs. Seit dem neuen Lehrplan von 1767 kam (bis 1813) noch ein dritter Jahreskurs hinzu, so daß die Zöglinge sich in Novi, Medii und Veteranen schieden.

Zur Aufstellung des neuen Lehrplans und Durchführung der projektirten Reformen unterhandelte der Markgraf seit 1755 mit dem damals noch jugendlichen Wieland, der seine Gedanken über diese Erweiterung schriftlich einreichte. Etwas später geschah eine solche Unterhandlung mit Pfeffel in Kolmar, der 1761 die erste Sammlung seiner Gedichte herausgab und dessen Vater ein badischer Pfarrerssohn aus Mundingen bei Emmendingen war. Er erhielt sogar einen Ruf an die Anstalt, bedauerte aber, daß ein schweres Augenleiden die ihm zugedachte Thätigkeit an der akademischen Mittelschule in Karlsruhe unmöglich mache [1]).

---

[1]) Vierordt, Geschichte der Durlacher u. Karlsruher Mittelschule S. 134 ꝛc.

So war der Zustand des Gymnasiums, als Hebel Ostern 1774 nach Karlsruhe verbracht wurde, um in diese Anstalt einzutreten. Es war am 22. April des genannten Jahres, daß Hebel vor dem damaligen Rektor der Anstalt, dem schon oben erwähnten Joh. Christian Sachs, erschien. Derselbe war gerade damit beschäftigt, die neu eintretenden Schüler in das große mit Leder eingebundene Album Gymnasii einzutragen. Auf die Frage, ob er schon wisse, was er werden wolle, entgegnete Hebel mit Entschiedenheit: ein Pfarrer. Mit einer andern Frage, die der Rektor an alle Neueintretenden zu richten hatte, ob sie für die Gymnasiumsbibliothek etwas beisteuern wollten, verschonte er den jungen Hebel; denn das mitgebrachte Zeugniß und die, wenn auch ganz reinliche Kleidung deuteten auf sehr schmale Vermögensumstände, und der neue Gymnasiumsschüler trug zwar Schuhe, aber, wie er später oft erzählte, seit noch nicht gar so langer Zeit[1]).

Hebel fand seinen Unterhalt durch die Unterstützung einiger trefflicher Männer, die sich des Knaben annahmen und an die er empfohlen war. So beschenkte ihn der Ephorus des Gymnasiums, Geh. Hofrath Hummel, regelmäßig mit Gaben an Geld; Kirchenrath und Professor Mauritii gab ihm unentgeltlich einen Tag in der Woche Kost. Vor Allem aber nahm sich seiner der Hofdiakonus August Gottlieb Preuschen an, der, wie schon erwähnt, den Knaben auf einer Reise nach Schopfheim kennen gelernt hatte. Er nahm den jungen Hebel in sein Haus auf, gab ihm unentgeltlich Logis und zwei Tage Kost und führte die Aufsicht über ihn[2]).

---

[1]) Vierordt, Rede am Schlusse des Schuljahres 1859. (Kirchen- und Volksblatt 1860 S. 20.)

[2]) Es ist das Haus Herrenstraße 5, das zweite vom Hotel Printz; nur daß an der Stelle des heutigen, damals ein kleines Mansardenhaus stand. Hebel aß außerdem wöchentlich zweimal bei Preuschens Bruder, Stadtdirektor Preuschen, einmal bei Direktor Brauer und einmal bei Direktor Stößer. (Mittheilungen von Prälat Dr. Holtzmann.)

Hebel wurde in die damalige Secunda, spätere Quinta der Anstalt, die damals bei 4000 Einwohnern der Stadt 181 Schüler zählte, aufgenommen [1]). Vorschriftsmäßig hätte Hebel in Quinta 2 Jahre bis zum zurückgelegten 16. Lebensjahre verbleiben sollen. Da er aber am Schlusse des Schuljahres 1775, das damals an Ostern zu Ende ging, unter 16 Quintanern den 4. Platz einnahm, so rückte er ausnahmsweise in die oberste Abtheilung der Anstalt vor, wo ein dreijähriger Kursus unnachsichtlich vorgeschrieben war. Wie zweckmäßig Hebel auch hier seine Zeit verwendete, zeigt seine rege Theilnahme an einem wissenschaftlichen Verein, der sog. „Lateinischen Gesellschaft". Es war dieß ein von dem schon erwähnten Professor Tittel im Jahre 1766 gegründeter Verein aus Zöglingen der zwei obersten Jahreskurse. Er versammelte sich jeden Samstag Nachmittag und hatte den Zweck, die jungen Leute nicht bloß an selbst gewählte Beschäftigung ernsterer Art zu gewöhnen, sondern auch ihrem lateinischen Ausdrucke größere mündliche und schriftliche Fertigkeit zu verschaffen. Zuerst trug der vom Turnus bezeichnete Redner über ein von ihm selbst gewähltes Thema vor und gab dadurch Anlaß zur Besprechung des Gegenstandes. Ein zweiter erläuterte hierauf, selbstverständlich in lateinischer Sprache, irgend eine merkwürdige klassische Stelle und bat die Anwesenden um Zustimmung oder Belehrung. Ein dritter und vierter brachte aus einer Literaturzeitung oder aus einem politischen Blatt beachtenswerthe Neuigkeiten zur Sprache.

Der Markgraf, der sich für den Verein sehr interessirte, stellte die Societät unter den Schutz des Erbprinzen und ermunterte die Theilnehmer nicht bloß mit Lobsprüchen, sondern auch mit Geldmitteln und Aussetzung von Preisen. Die Gesellschaft dauerte bis 1805, in welchem Jahr der Vorstand

---

[1]) Seit einigen Jahren ist die ursprüngliche Benennung der Klassen, nach welcher Prima die oberste und Sexta die unterste bezeichnet, wieder eingeführt.

altersmüde sein Amt niederlegte und der Ausbruch eines neuen Krieges ein Zusammenwirken und geordnete Weiterführung der Studien hinderte.

Einige der frühesten Arbeiten, freilich mehr von Leitern der Gesellschaft und von einigen zu Ehrenmitgliedern ernannten Gelehrten, wie dem rühmlich bekannten Historiker Andreas Lamey in Mannheim und andern verfaßt, erschienen 1764 und 1769 in zwei Bänden unter dem Titel Acta Societatis Latinae Marchico-Badensis. Die zahlreichen Reden und Abhandlungen der Schüler wurden eigenhändig durch ihre Verfasser in sechs Quartbände eingeschrieben, die heute noch in der Bibliothek des Gymnasiums sich vorfinden. Die erste Rede, von dem später längere Zeit durch die Abhaltung von juristischen Vorbereitungskollegien am Gymnasium thätigen Gottfried Stößer gehalten, datirt vom 22. November 1766, die letzte ist vom Dezember 1804.

Es sind in dieser Sammlung die ersten Arbeiten von Männern enthalten, die später zum Theil eine große Berühmtheit erlangten und sich an der nationalen und geistigen Entwickelung Badens und Deutschlands in hervorragender Weise betheiligten. Dahin gehören Ernst Ludwig Posselt, der berühmte Rechtsgelehrte, der Begründer der „Allgemeinen Zeitung" und Verfasser der historischen Annalen; August Boeckh, der bekannte Altmeister der Philologie; Ludwig v. Liebenstein, der hervorragende Abgeordnete der Zweiten badischen Kammer; Friedrich Nebenius, der Verfasser der badischen Konstitution, Karl August Seubert, der spätere Arzt und Freund Hebel's, Friedrich Nüßlin, der Vater des durch seine Freundschaft mit Hebel bekannten, als Direktor des Mannheimer Gymnasiums verstorbenen Friedrich Auguß Nüßlin.

Auch als ein Bild der geistigen Bestrebungen in den drei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts und als urkundliche Nachweisungen über den in dieser Zeit unter der Jugend und den Professoren herrschenden Ideenkreis sind diese Aufsätze von Interesse. Wie stellen sich diese Jünglinge zu den

großen literarischen Bestrebungen Deutschlands seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts? Wie zu dem erwachenden National-bewußtsein gerade hier an der Südwestgrenze Deutschlands? Welchen Eindruck machten die seit 1789 über die Welt dahin-brausenden politischen Ereignisse? Wie spiegelt sich überhaupt das neu erwachte geistige und nationale Leben des deutschen Volkes in diesen Arbeiten ab? Das sind Fragen, die sich un-willkürlich bei der Betrachtung aufdrängen! In dieser Bezie-hung sehen wir, daß sie schwierigen, Kontroversen aller Art in sich schließenden Gegenständen nicht aus dem Wege gingen. Es finden sich Themata über Papst Gregor VII., über Gu-stav Adolf, über die Kämpfe in den Niederlanden von 1585 bis 1648.

v. Liebenstein preist (1798) Germanien. „Kein Volk hat so herrliche Dichter: Klopstock, Wielandt, Schiller". Lessing und Goethe sind nicht erwähnt, ein Beweis, wie wenig sie Dichter der Jugend waren. Von Philosophen und Mathematikern nennt der Aufsatz: Wolf, Leibnitz, Feder, Herder, Kant, Euler und Kestner. Von Theologen: Semler, Spalding, Griesbach. Ein Anderer hielt Juli 1801 eine Rede über Krieg und Frieden: „Menschenmörderischer Mars, du Schrecken der Völker! Und doch, der Tyrann in seinem Ehrgeiz kümmert sich nicht um das Leben von Hunderttausenden und begiunt einen neuen Krieg!..."

Der Dichter des Kreises, der mit großer Gewandtheit und viel rhetorischem Schmuck besonders am Geburtstage des Erbprinzen sein poetisches Talent an den Tag legte, war Peterson, der später auch als Professor am Gymnasium thätig war. Von ihm findet sich unter Anderm ein Gedicht auf den oben schon erwähnten Geschichtschreiber Schöpflin und auf den Tod des durch seinen Streit mit Lessing be-kannten Gelehrten Klotz: „Klotzius ist nicht mehr! höret sie, tief erschüttert, die Trauerkunde: Klotzius ist nicht mehr! — Er, der schönen Künste Freund, in denen er für ewige Zei-ten den höchsten Gipfel behauptet. Vor seinem bewunderungs-

würdigen Genius erzittern jene vielen, welche feile Bücher zu schreiben gewohnt sind." (Ob der Verfasser dabei an Lessing dachte?[1])

In diesen Verein wurde nun 1776 der damals kaum 16 Jahre alte Joh. P. Hebel aufgenommen. Es finden sich in den Akten der Societät vier Reden von ihm: „Ueber das Mißtrauen, das leicht aus unglücklichen Verhältnissen hervorgehen könne" (vom 6. Juli 1776), „Ueber die Quellen und Prinzipien der Wahrheit" (Spätjahr 1776), „Schaffenslust und Frohsinn die sichern Kennzeichen eines edel angelegten Jünglings", und „Eine Vergleichung Caesars mit Augustus" (beide aus dem Jahr 1777)[2]. In der ersten Rede weht ein etwas ängstlicher und düsterer Geist; Hebel muß offenbar, was in seiner Lage begreiflich war, sich damals in einer gedrückten Stimmung befunden haben. Schon die Wahl eines solchen Themas für einen sechszehnjährigen jungen Mann hat etwas Auffallendes. Auch in den Ausführungen ist nichts vom hoffnungsreichen, fröhlichen Muth der Jugend, die an die Zukunft, die eigene und die der Menschheit glaubt und von einem schönen Idealismus durchdrungen und erfüllt ist. „Obwol euer Anblick mich zum Reden ermuntern sollte, so fallen mir doch Dinge ein, welche mich so ängstlich und aufgeregt machen, daß, wenn ich mich nicht auf eure außerordentliche Freundlichkeit verlassen dürfte, ich lieber schweigen als reden möchte! So will ich euch denn mit der ganzen Demut meines Herzens gebeten haben, daß ihr meinen Worten ein williges Ohr

---

[1]) Klotzius ille perit, bellae fuit artis amator,
In qua ille semper culmina summa tenet
Ipsius ingenium metuunt mirabile multi
Qui libros viles scribere saepe solent.

[2]) I. Ex rebus minus secundis facile oriri posse suspicionem exposuit. (Band III. Fol. 706). II. Veritatis fontes atque principia oratione exposuit (B. IV. 120.) III. Argumentum Foecunditas et Laetitia indolis bonae in juvene certa Indicia. (B. IV. 248.) IV. Caesaris cum Augusto comparationem instituit. (B. IV. 318.)

leihet, und wenn ihr je einmal denen, welche an dieser Stätte sprachen, mit Wohlwollen begegnet seid, so würdigt auch mich desselben!“ Nach diesen mehr als bescheidenen Eingangsworten schildert er dann in düsteren Farben das Bild eines Menschen, „der nirgends sich sicher wähnt, der überall von der grundlosen und leeren Furcht gepeinigt wird, daß andere ihm nachstellen und Fallen legen“. „Seltsame Thatsache! durch welchen Giftstoff auch die Natur des Menschen sonst verderbt oder verschlechtert sey — immer wohnt uns ein Funke jenes im höchsten Grade schlimmen Mißtrauens inne, von einem andern zu glauben, er sinne auf unsern Schaden und stelle uns nach.“

Er untersucht dann die beiden Fälle, in denen ein unglückliches Schicksal Neid und Mißtrauen in der Seele weckt: es geschieht dann, wenn jemand vom Gipfel des Glückes und Ruhmes herab in die Tiefe gestürzt worden, oder auch, wenn überhaupt von Anfang an Unglück und Mißgeschick uns verfolgt und uns nichts gelingen will. Am Schlusse spricht er sich über die Verbreitung eines solchen Mißtrauens aus. „Obwol jede Spur von dem, was den Menschen zum Menschen macht, dadurch ausgetilgt wird und diese hassenswerthe Bosheit dem Nebenmenschen Schlingen stellt, so hat dieses giftbringende Laster dennoch den ganzen Erdkreis so angesteckt, daß es nicht mehr für ein Laster gehalten wird [1]).

Ein frischerer jugendfroherer Ton herrscht in der zweiten Rede. „Die Wahrheit ist aller Dinge Kern, wer mag es bezweifeln. Nehmt die Wahrheit aus der Welt, jede Tugend ist fort, jede Weisheit, jedes wahre Glück.“ Der junge Redner nimmt dann die Wahrheit in Schutz gegenüber ihren Gegnern und bespricht bei dieser Gelegenheit neben Sokrates auch Aussprüche von Thales, von Carthesius und „Baylius“: „Der Quellen der Wahrheit gibt es vier: Die niederen und die

---

[1]) In omnem orbem ita inflavit pestiferum illud scelus ut pro scelere non amplius habeatur.

höheren Sinne, die Geschichte und die Hermeneutik" (Kritik). „Wahr ist, was jedermann gut und recht und schön zu sein scheint. Darnach dürfte eigentlich die Lehre von einem höchsten und unsterblichen Wesen keine Wahrheit genannt werden, weil so viele Völker in dichter Finsterniß befangen, keine Kenntniß von Gott haben. Allein abgesehen davon, daß jene Thatsache nicht so ausgemacht ist, so zeigt die Erfahrung, daß wo irgend Völker sich zu besseren Sitten erheben, sie im Glauben an Gott übereinstimmen. So dürfen wir denn auch dort annehmen, daß die Vorstellung von Gott den genannten Völkern nicht fehle, sondern nur verborgen sei."

In der dritten Rede entwickelt er zunächst den Begriff der Schaffenslust[1]) und des Frohsinns." Erstere bezieht sich auf den Stoff und die Auffindung von Kenntnissen; sie ist jene Empfänglichkeit des Geistes für alles Gute und zugleich jene Lebhaftigkeit zu einer den Umständen angemessenen Verwirklichung des Guten, wie sie dem reichlich mit Kenntnissen ausgerüsteten Geiste eigen ist. Ihr verderbliches Gegenbild ist jene schlimme Ueberreife, wie sie bei vielen entdeckt wird, die zu jeder Art Spielerei geneigt sind, für jeden Unfug allzu weise, hingegen für Dinge, die ernstes Nachdenken erfordern, sich als thöricht und ungelehrig zeigen. Ferner steht ihr entgegen jene unheilbare Greisenhaftigkeit bei denen, welche, an beständiger Abgezehrtheit leidend, dahin schwinden, und während sie in Bezug auf sich gierig und heißhungrig sind, lassen sie nicht einmal die ihnen dargebotene Fülle, aus der sie doch Nahrung und Kräftigung schöpfen könnten, an sich heran kommen und verstehen überhaupt nicht etwas Gesundes in sich aufzunehmen.

Der Frohsinn des Jünglings, der auf die Form und die Darstellung der Kenntnisse sich bezieht, ist jene Erhebung des Geistes, welche die Hervorbringung des Guten nur als den Ausfluß einer freudigen Stimmung betrachtet und ohne jeden

---

[1]) Diese Uebersetzung von foecunditas dürfte wol der Hebelschen Definition nahe kommen.

fremden Einfluß lediglich durch eigene Kraftäußerung nach dem Höchsten strebt und doch ebenso sehr bei der Unternehmung eines Werkes Umsicht als Sorgfalt in der Ausführung anwendet. Ihr steht gegenüber jener Leichtsinn, der Alles oberflächlich und nachlässig behandelt und zu sehr auf seine eigene Kraft vertraut, und jene Unbescheidenheit und Unehrerbietigkeit, die das leichtsinnige Hinwerfen der Dinge für Tugend hält und bei Allem, was sie thut, kein Gefühl für Ehre zu haben scheint."

In einem zweiten Theil bespricht Hebel die Hoffnungen, zu denen solche Tugenden berechtigen. „Hinter solchen Anfängen ist eine natürliche Kraft verborgen, immer weiter zu schreiten; es ist in ihnen der Trieb nach Anerkennung wirksam, der mächtig genug ist, um die herrlichsten Dinge hervorzubringen; sie genießen jene Freude an der Arbeit, die unsere Studien wesentlich unterstützt und fördert; endlich werden lebhaftere Talente eine gewisse Blüthe und Vollendung erreichen, während eine gedrückte, darniederliegende und düstere Natur durch keine Thätigkeit aufgerichtet und gekräftigt werden kann."

Bei der Vergleichung zwischen Cäsar und Augustus kommt der erstere schlimm weg. „Cäsar kam durch Gewalt und durch's Schwert auf den Thron; Augustus durch Adoption. Cäsar ist in der Freundschaft leichtfertig, Augustus aber sehr ernst. In der Religion ist der erstere ein unheilvoller Verächter, dieser aber ein ängstlicher Verehrer." Diesem Verhältniß entspricht auch das Ende beider. „Cäsar, der mehr Römer geopfert hat, als der kriegerischste Feind, der alle nur irgend zugänglichen Länder der Welt mit Krieg überzog und verwüstete, der so viele der Römer, weil er die Herrschaft der Freiheit verhinderte, gegen sich aufgebracht hatte, er hauchte seinen Geist aus in der Kurie von fünfzig Verschworenen, darunter sein Sohn, der geliebte Brutus, und von 23 Wunden getroffen, wovon eine mitten in's Herz ging. Aber Augustus, die Liebe und Wonne des Menschengeschlechts, aus dem immer etwas fast Göttliches durch sein ganzes Leben geleuchtet hat: er fällt nicht durch die grausamen Waffen der Feinde, nicht

durch die rächenden Hände der Römer, sondern beschließt sein Leben in den Armen seiner Gattin."

Von den Preisen, mit denen dieser Verein durch die freigebige Hand Karl Friedrichs ausgerüstet war, trug Hebel, ehe er Ostern 1778 auf die Universität entlassen wurde, einen der beiden höchsten davon im Betrage von 25 fl. Sein Abgangszeugniß zur Hochschule war gleich rühmlich für seine Talente, wie für seinen Fleiß und sein sittliches Betragen.

Nach der Lebensbeschreibung vom Jahr 1843 soll Hebel während dieses Aufenthalts auf dem Gymnasium illustre allerlei lose Streiche ausgeführt haben. So habe er, um einem ältern, etwas pedantischen Mitschüler, der in demselben Hause bei Preuschen wohnte, einen Possen zu spielen, heimlich die Thürfalle an dessen Zimmer erhitzt und sich am Aufschrei des bald nachher Eintretenden erfreut; sei dann von seinem Wohlthäter aus dem Hause gewiesen, aber auf einen reumüthigen wohlgesetzten Brief in lateinischer Sprache hin wieder angenommen worden. In wie weit die Erzählung richtig ist, sind wir nicht in der Lage, zu entscheiden. Die Hebel durchs ganze Leben gebliebene Freude an „Schalkstreichen" mag sich auch bei dem heranwachsenden Jüngling geäußert haben. Allein die Erzählung ist mit dem erwähnten vortrefflichen Zeugniß beim Abgang aus dem Gymnasium und dem ernsten, fast düstern Sinn, der den jungen Mann eine Zeitlang beherrschte, nicht recht vereinbar. Sie gehört wol zu jener Nebelhülle von Anekdoten, die uns noch öfter begegnen wird, in die man bald nach seinem Tode, meist in guter Meinung, seine Persönlichkeit kleidete, und die man sich bemühte, von Hebel dem Manne auch auf Hebel den Knaben und Jüngling zurückzutragen.

Nach seinem Weggang vom Gymnasium illustre in Karlsruhe bezog Hebel die Universität Erlangen, wo damals neben dem durch seine pädagogischen Schriften bekannten Theologen Friedrich Seiler, Georg Rosenmüller, dessen kurze Erklärungen der biblischen Schriften in lateinischer Sprache (Scholia) noch

heute von Werth sind, eine große Anziehungskraft auf die theologische Jugend übte.

Noch sind die Akten über das Examen vorhanden, das Hebel vor seinem Weggang von Karlsruhe zu bestehen hatte. Insofern sie ein Zeugniß von der Gesinnung und dem Bildungsstand des jungen achtzehnjährigen Hebel sind und in sofern sie zu gleicher Zeit ein Bild von den Anforderungen geben, die man im Jahre 1778 an einen jungen Mann, der zum Studium der Theologie auf die Universität entlassen werden sollte, machte, möge Einiges davon erwähnt werden[1]).

Unter dem 12. März 1778 wendet sich Johann Peter Hebel, damals nicht ganz 18 Jahre alt, nach damaliger Sitte in unmittelbarer Anrede, an den Markgrafen selbst mit der Bitte, ihn „da er auf dem allhiesigen fürstlichen Gymnasium die zu einem cursu theologico erforderlichen drei Jahre unter Gottes Hilfe nunmehr zu Ende gebracht habe", zu dem gewöhnlichen Examen zuzulassen, und ihm hierauf die Erlaubniß zum Besuch einer Universität zu geben.

In dem anliegenden Zeugnisse sagen die Ephoren und der Rektor des Gymnasiums (Sachs), daß sämmtliche Lehrer des Gymnasiums „besonders gute Naturgaben" an Hebel wahrgenommen haben.

Es erhielten hierauf die geistlichen Kirchenräthe den Auftrag, dem „Studenten Hebel ein Specimen aufzugeben und ihn disputiren zu lassen". Unter dem 23. März meldet der Kirchenrath Mauritii, daß „diesen Nachmittag der bisherige studiosus auf dem hiesigen Gymnasio Johann Peter Hebel anliegende Thesis in einer öffentlichen Disputation vertheidiget, und dabei gezeiget, daß er die Wahrheiten ziemlich inne habe, wie er denn auch in beikommender Ausarbeitung einen guten Ansatz zum lateinischen stylo zeiget."

---

[1]) Prälat Dr. Holtzmann: Zur Geschichte des Karlsruher Lyzeums in der Karlsruher Zeitung 1870 Nr. 94 und 95. — Personalakten Hebels im Großh. Landesarchiv unter dem Titel: Minist. des Innern, evangel. Kirchensektion, Generalia, Kirchendiener.

Die Thesen, über welche Hebel am Nachmittage des 23. März 1778 öffentlich und in Gegenwart der Vorgesetzten, Lehrer und Schüler des Gymnasiums disputirte, behandelten unter Anderm die Erbsünde, die Worte im heiligen Abendmahl, das ist mein Leib, dann den Satz, daß das Dasein Gottes aus der hl. Schrift nicht bewiesen werden könne; ebenso wenig das göttliche Ansehen der Schrift aus den Wundern.

Was die Behandlung der Thesen betrifft, so wird der dem Schüler von seinen Lehrern überlieferte Stoff zimlich äußerlich wiedergegeben. Bei der Besprechung des heiligen Abendmahls erläutert er den Ausdruck, das ist mein Leib, mit Hilfe der damals üblichen philosophischen Kunstausdrücke, nach welchen es Aussagen gebe, die das, was wir sehen, verschweigen und nur das den äußern Sinnen Verborgene ausdrücken, dahin, „das Brod ist hier nicht bloßes Brod, sondern mit dem Brod vereinigt ist der Leib Christi in der Weise, daß die Essenden mit dem Brod den Leib Christi empfangen." Auf diese Weise wußte der 18jährige Student, der zu Basel reformirt getaufte Sohn eines reformirten Vaters aus der Pfalz, trotz seiner offenbar rationalistischen Richtung, die sich in seinen Thesen und Abhandlungen deutlich ausspricht, dem streng festgehaltenen lutherischen Charakter der Anstalt, der er angehörte, wenigstens einigermaßen zu genügen. So hatte er es von den damaligen Lehrern des Gymnasiums gelernt.

Mit der Ausarbeitung dieser Specimina und der Disputation war aber dieses Abiturientenexamen keineswegs beendigt, vielmehr fing es jetzt erst recht an. Die geistlichen Kirchenräthe werden unter dem 27. März angewiesen, im Lauf der folgenden Woche den Studiosus ein Tentamen bestehen zu lassen, in welchem er von sämmtlichen Lehrern, bei welchen er Collegia gehöret zu prüfen sei, und ihn erst, wenn er dieses Tentamen gut bestanden habe, auf heute über acht Tage (3. April) ad examen rigorosum vorzuladen. Und zu allem diesem mußte der 18jährige Student auch noch eine Predigt halten. Von dem Examen und der Predigt geben die Akten keine

Kunde; aber beim Tentamen muß etwas Unbefriedigendes vorgekommen sein. Denn unter dem 24. April 1778 ergeht aus Veranlassung des Berichts über Hebel's Tentamen folgendes „Conclusum“: „Da unter Anderm bei dieser Gelegenheit die Anzeige geschehen, daß die Studiosi ihre Handbücher, worüber gelesen wird, gleich nach Endigung des Colegii zu verkaufen pflegen, so seie Ephoris und Rectori per Extractum Protocolli aufzugeben, dieses durch die gemessensten Befehle an sämmtliche Studiosos um so mehr abzustellen, als dadurch beim Mangel fernerer Kultur das Gelernte nothwendig bald muß vergessen werden“[1]).

Nach den bald nach Hebels Tode von dem Adjunkten des rheinländischen Hausfreundes, Legationssekretär Kölle, der seit 1809 mit Hebel bekannt war, veröffentlichten Mittheilungen über Hebel's Universitätsjahre, trat Hebel in Erlangen in die Studentengesellschaft der Amicisten. Er sei in ein Duell verwickelt worden, er habe sein Herzklopfen so gut er konnte verborgen und sei mit einer leichten Wunde davon gekommen; noch nach Jahren habe er die pathetische Anrede seines Sekundanten, des spätern Geheimeraths Rheinwald aus München, auf unnachahmliche Weise wiederholt. Nach den spätern Mittheilungen desselben Mannes war diese Verbindung, in die Hebel eintrat, die der Mosellaner. Nach demselben Gewährsmann habe sich überhaupt Hebel dem lustigen Burschenleben ganz hingegeben und sein erstes Examen so unzulänglich bestanden, daß er zu einem zweiten aufgefordert werden mußte[2]).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Hebel nicht die nöthige Zeit auf das Studium verwendete. Seinem freien und selbstthätigen Geiste scheint ein anhaltendes Studiren und regelmäßiges Kollegienbesuchen nicht zugesagt zu haben. Auch später war es ihm nicht gegeben, sich eingehend und dauernd mit einer Arbeit zu beschäftigen. Seine Natur liebte das Kurz-

[1]) Prälat Holtzmann am ang. Orte.

[2]) Morgenblatt für gebildete Leser Nr. 63. 1827.

gefaßte, Knappe, Sprüchwörtliche. Bändereiche Werke schreckten ihn. Vergebens suchte er nach dieser Seite hin den eingeborenen Widerwillen zu überwinden. Als er einmal sich vorgenommen hatte, die Kirchengeschichte von Schroekh zu lesen, erlahmte seine Lust und sein Muth schon bei den ersten Blättern des ersten Bandes. Auch sonst mußte ihn das fröhliche muntere Treiben der akademischen Jugend anziehen, wie er sich denn auch die Freude daran für sein ganzes Leben bewahrte und ihr wiederholt Ausdruck gab.

Allein von einer freudigen und fröhlichen Theilnahme am studentischen Treiben, selbst auf Kosten des Fleißes, bis zur gänzlichen Vernachlässigung der Vorlesungen und des Studiums ist ein weiter Schritt.

Nicht daß man es dem späteren Dichter, Volksschriftsteller und angesehenen Geistlichen hochanrechnete, wenn er über ein bestimmtes Maaß hinausgegangen wäre; allein es sprechen zu bestimmte Zeugnisse gegen die Behauptungen Kölle's. Einmal woher soll der arme Studiosus, von dessen bischen Vermögen kaum noch Nennenswerthes übrig sein konnte, die Mittel dazu hergenommen haben? War es ja doch für ihn schwer, nur das Nothdürftigste aufzutreiben. Außerdem sind die sonst vielfach lückenhaften Personalakten Hebels geeignet, auch über diese Periode einiges Licht zu verbreiten.

Darnach fehlte es Hebel, obgleich er wahrscheinlich alle seine Schulbücher sogleich verkauft hatte, bald an Geld. Da bewirkte es der väterliche Freund Hebel's, August Gottlieb Preuschen, daß aus der fürstlichen geistlichen Verwaltung unter Preuschen's persönlicher Bürgschaft ein Vorschuß von 75 Gulden geleistet wurde. Damit zog er nach Erlangen. Aber am 2. Februar 1779 stellte derselbe Preuschen dem Kirchenrath vor, daß der Erlanger Student wieder in großer Geldverlegenheit sei. Der Hebel'sche Vogtmann, Sebastian Währer von Hausen, schicke kein Geld; von Preuschen gemahnt, gebe er nicht einmal Antwort. Preuschen entschuldigte ihn selbst damit, daß der Einzug der Zinsen

von dem Hebel'schen Kapital Schwierigkeiten haben werde. Indessen, sagte Preuschen, darf der Studiosus Hebel, „der alle gute Hoffnung von sich gibt", in seinen Studien nicht behindert werden. Er „erkühnt sich" den Vorschlag zu machen, es mögen aus derselben geistlichen Verwaltung wieder 100 Gulden vorgeschossen und ihm (Preuschen) eine gewisse Zeit anberaumt werden, binnen welcher er für die Erstattung dieses Vorschusses zu sorgen habe. Wahrscheinlich wurde dieser Bitte entsprochen; doch geben die Akten darüber keine Auskunft [1]).

Darnach bedurfte auch hier Hebel wieder der Mithülfe seines bisherigen Wohlthäters und dieser reichte ihm kräftig unter eigener Verantwortlichkeit die Hand, ermöglichte ihm die Vollendung des Studiums und gibt ihm zugleich das Zeugniß, daß er eine solche, für die damaligen Zeitverhältnisse nicht unbedeutende Vergünstigung verdiene. Es ist nicht denkbar, daß Preuschen sich Hebels so kräftig angenommen und ihm ein solches Zeugniß ertheilt hätte, wenn er bis zur Versäumniß der Kollegien dem lustigen Studentenleben sich hingegeben hätte. Gänzlich unwahr aber ist, daß Hebel das erstemal das Staatsexamen nicht bestanden habe, und ein zweitesmal vor das Kollegium der Examinatoren habe treten müssen.

Auch diese Angelegenheit läßt sich aus den Akten und den Briefen Hebels mit zimlicher Sicherheit festsetzen. Darnach erleidet es keinen Zweifel, daß Hebel nach seinem Weggang von Erlangen sich wieder nach Karlsruhe begab, um sich zum Examen vorzubereiten.

Darauf deutet ein späterer Brief an Gustave Fecht:

„Es ist ein sehr angenehmes verlassenes Gärtchen im Hartwald, 1/4 Stunde von hier, mein ehmaliger Lieblingsort, wo ich die letzten Träume meiner Kindheit verträumt, so manches Vogelnest gewußt, so manche Erdbeere gepflückt und später so manches Buch gelesen und nach 1780, als ich von

---

[1]) Holtzmann, Karlsruher Zeitung Nr. 94. — Personalakten Hebels auf Großherzogl. Landesarchiv.

Erlangen zurückkam, mich größtentheils aufs Examen vorbereitet habe, wo mich jedes Plätzchen beinahe wieder an etwas erinnern würde . . .[1]).

Nach den Personalakten bittet er dann unterm 6. Juli 1780, sein theologisches Examen machen zu dürfen. Auf seine Bitte wird ihm eine theologische Abhandlung in lateinischer Sprache aufgegeben und eine öffentliche Disputation angeordnet. Diese letztere geschah am 5. September 1780 unter dem Präsidium des schon öfter erwähnten Kirchenrath Tittel, der unterm 7. September berichtet: „Hebel habe seine Theses mit merklicher Fertigkeit vertheidigt und dabei die schon so oft von ihm bekannten trefflichen Gaben bewiesen, auch sein Specimen (Abhandlung) ganz wohl ausgearbeitet."

Der damalige Rektor des Gymnasiums, Kirchenrath Sachs, wird nun beauftragt, dem Kandidaten die gewöhnlichen Präliminarfragen zur schriftlichen Beantwortung vorzulegen, unter andern auch die, „ob er zu jeder nach der Verordnung bestimmten Zeit die Specimina eingeschickt, oder wie vielmal und aus was Ursach er solches unterlassen habe". Diese Specimina mußten nach damaliger Ordnung zu gewissen Zeiten an den Rektor des Gymnasiums eingesendet werden und wurden von diesem beurtheilt. Da kam nun heraus, daß Hebel während seiner ganzen Universitätszeit gar keine solche Specimina eingeschickt hatte. Da jedoch seine beiden Miteraminanden, Crecelius und Gmelin, in demselben Fall waren, und da der Kirchenrath damals gerade im Begriff war, eine neue Prüfungsordnung zu entwerfen, nach welcher er selbst diese Specimina wegfallen lassen wollte, so beschloß man, den drei jungen Leuten diesen Fehler zu übersehen. Unter dem 15. Sept. wurden „die drei Studiosi auf heute über 8 und über 14 Tage jedesmal von 8 bis 11 Uhr ad examen rigorosum vorgeladen". Also am 22. und 29. September 1780 hat Hebel dieses Examen bestanden und am 24. November desselben

[1]) F. Becker, Festgabe S. 16.

Jahres ist er unter die Kandidaten des geistlichen Amtes „redigiret“, will sagen aufgenommen worden[1]).

Darnach gehört das Durchfallen Hebels ebenfalls zu der Romantik, mit der, wie schon angedeutet, eine Anzahl Freunde und Verehrer sein Bild ausschmückten, und die uns auch noch später begegnen wird.

Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß das Examen Hebels nicht gut ausgefallen sein muß. Eine Reihe von Umständen sprechen dafür, daß seine Vorgesetzten, wie seine Gönner und Freunde nicht mit seinen Leistungen zufrieden waren und die guten Hoffnungen aufgaben, die sie für Hebel seit seines Aufenthalts auf dem Gymnasium hegten. Nur so ist erklärlich, daß man sich in der nächsten Zeit von keiner Seite um den jungen Kandidaten kümmerte, daß man ihn drei Jahre ganz unbeachtet und weitere acht Jahre in einer untergeordneten Stellung ließ, und auch als er offenbar wegen seiner guten Erfolge im Unterrichten an das Gymnasium nach Karlsruhe berufen wurde, ihn keineswegs freundlich aufnahm. Auch daß unter den Personalacten Hebels gerade die über das theologische Examen fehlen, während frühere weniger wichtige vollständig vorhanden sind, läßt schließen, daß in denselben sich Urtheile über seine Person fanden, deren Entfernung dem spätern Kirchenrath und Prälaten wünschenswerth erschien.

Von hier aus erklärt sich denn auch, wie die Sage von seinem Durchfallen im Examen entstehen konnte. Möglich, daß Hebel im Karlsruher geselligen Kreise, vielleicht in humoristischer Form Aeußerungen über den wenig günstigen Verlauf seines Examens fallen ließ und daß der Adjunkt, der ja sehr spät mit Hebel bekannt wurde, sie mißverstand oder erst aus zweiter Hand hörte — kurz es bildete sich in der Er-

[1]) Prälat Dr. Holtzmann a. a. O. und Personalakten. Doch ist der Bescheid auf die Prüfung nicht mehr vorhanden und selbst das Datum der Reception kann erst aus einem Bericht der Kirchenbehörde vom 27. Juni 1792 ersehen werden.

innerung des Adjunkten die Meinung von einem erstmaligen Durchfallen Hebels und nachdem einmal dieser Mythus sich festgesetzt hatte, so folgte aus ihm mit Nothwendigkeit, gleichsam als Gegenbild und als volle Einsetzung Hebels in alle seinen später kundgegebenen Talenten gebührenden Ehren der weitere Mythus, daß er das Versäumte nicht blos nachgeholt, sondern das zweite Examen glänzend bestanden habe, was ebensowenig dem thatsächlichen Verhältnisse entspricht.

So bleibt es demnach in Betreff seines Staatsexamens bei der Notiz, welche schon die erste Lebensbeschreibung (vom Jahr 1834) hat, daß derselbe die ihm auferlegte Prüfung im September 1780 wohl bestand und unter die Kandidaten der Theologie aufgenommen wurde, wobei allerdings das „wohl" nicht im strengen Sinne zu nehmen ist[1]).

---

[1]) Ausgabe der Werke vom Jahr 1834. B. I. XIV. Auch der gut unterrichtete Verfasser des Lebensabrisses in der Beilage zur Allg. Zeitung hat schon die Notiz: „nachdem Hebel merkliche Fertigkeit und die sonst von ihm bekannten trefflichen Gaben bewiesen und sein Spezimen wohl ausgearbeitet hatte, sei er im September 1780 unter die badischen Predigtamtskandidaten aufgenommen worden." (Jahr 1827, Beilage 14.)

Drittes Kapitel.

Die erste Anstellung.

(Gustave Fecht.)

So hatte zwar Hebel das Examen bestanden; allein der wenig günstige Verlauf desselben war wol Ursache, daß sich niemand weiter um den jungen Kandidaten kümmerte und auch seine frühern Freunde die schützende Hand von ihm zurückzogen.

In der nächsten Zeit wissen die Akten nichts mehr von Hebel.

Erst am 16. April 1782 berichtet der Pfarrer Schlotterbeck in Hertingen, und zwar wieder nach der Sitte jener Zeit, in unmittelbarer Anrede an den Landesherrn, er sei krank und bedürfe einer Aushilfe in seinem Amte. Nun habe er zwar zum Unterricht seiner Kinder den candidatum ministerii Hebel bei sich, allein dieser sei noch nicht ordinirt und könne ihm also in seinem kirchlichen Dienste keine Hilfe leisten. Er bitte deßwegen für Hebel um die Ordination, „zumalen denselben seine auf testimonia praesulum (Dekane) gegründete gute Aufführung der Ordination nicht unfähig bestimme“.

Hierauf erhält, aber erst unter dem 9. August 1782, das Specialat Saussenburg (jetzt Dekanat Schopfheim) den Auftrag, den jungen Kandidaten in sein Amt einzuführen, oder, wie die verschrobene Bürokratensprache jener Zeit sich aus=

drückte: „den bei dem Pfarrer Schlotterbeck in Hertingen sich als informator domesticus befindenden candidatum ministerii ecclestiastici Hebel zur Unterstützung des besagten Pfarrers in seinen Amtsgeschäften der Vorschrift gemäß ad sacra zu ordiniren"[1]).

So war also Hebel vermuthlich bald nach dem Examen Hauslehrer geworden in seiner Heimatgegend, in dem markgräfler Dorfe Hertingen, das wie schon angedeutet in einer schönen und fruchtbaren Gegend an den Vorbergen des Schwarzwaldes, etwa vier Stunden unterhalb Basel, fünf Stunden von Schopfheim, und eine Stunde vom Rhein entfernt liegt.

So einfach und harmlos dieser Aufenthalt in dem bescheidenen Dorfe für Hebel sein mochte, so blickte er doch später gerne auf denselben zurück. Es war ja die erste amtliche Thätigkeit, deren Erlebnisse sich tiefer als alle spätern einprägen. Sein Sinn war offen für die Schönheiten der Landschaft, in die das Dorf hineingestellt ist, das Landleben gefiel ihm und noch später, als er in der Residenz eine Anstellung gefunden hatte, hegte er keinen andern Wunsch, als das Glück eines Dorfpfarrers. Oft mag er damals, wie er an seine Freundin Gustave schreibt, „in der blitzenden Morgendämmerung geschwind durch die Reben hingestolpert sein und den Pfarrersleuten zur Zeit „der Ernte die goldenen schweren Garben" haben binden helfen. Von Hertingen aus hat er auch sicherlich die Bekanntschaft mit dem nahen Posthalter zu Müllheim und mit dessen Wein gemacht, den er im Schwarzwälder im Breisgau so sehr lobt. Auch der Besuch von „Bürglen auf der Höh", wo Berg und Thal, Land und Wasser in reichem Wechsel sich ausbreiten, war gewiß einer seiner Lieblingsgänge von seinem Pfarrdorfe aus.

Daß Hebel auf diesem seinem ersten Vikariate umgeätzt, das heißt von den Bauern des Kirchspiels der Reihe nach unentgeltlich gespeist worden, wie ebenfalls zuerst der Adjunkt

---

[1]) Prälat Dr. Holtzmann, Karlsruher Zeitung 1870, Nr. 96. — Personalakten im Großh. Landesarchiv.

des Hausfreundes versichert, ist ebenso wenig wahr und gehört ebenso sehr zu der schon berührten Romantik, wie die weitere Behauptung desselben Gewährsmannes, daß Pfarrer Schlotterbeck ein fabelhaft schmutziger und roher Mensch gewesen sei [1]).

Vielleicht hat jene erste Annahme darin ihren Grund, daß Hebel, der neben den Kindern Schlotterbecks auch die eines Hertinger Bürgers unterrichtete, unzweifelhaft, wie das im Markgräflerland theilweise noch heute Sitte ist, die Gastfreundschaft des gewiß wohlhabenden Mannes in reichem Maße genoß; sicherlich hat der „Herr Vikari" keinen Besuch in dem betreffenden Hause gemacht, ohne daß ihm das irdene mit Figuren und Sprüchlein verzierte „Krüglein" voll guten Markgräflers dargeboten wurde und das um so mehr, als Hebel gewiß seinerseits die ihm angeborene Gabe des Humors und jene später so köstlich bewiesene Leutseligkeit im Umgang auch auf seinem ersten Vikariate sicher nicht unter den Scheffel stellte.

Umgeätzt wurde Hebel, wenn man das Wort gebrauchen will, eigentlich nur in Karlsruhe in seiner Gymnasialzeit und da allerdings vollständig, d. h. für alle Tage der Woche, was aber dem wenig bemittelten Knaben zur Wohlthat und zu seinem Fortkommen gereichte. Wie wenig überhaupt selbst nach Jahrzehnten sich bei Hebel in die Erinnerung an seinen ersten Vikarsaufenthalt irgend unangenehme Empfindungen mischten, möge eine Stelle aus einem Brief an Gustave darthun [2]): „Ich habe, meine theuerste Freundin, das Oberland und Weil diesmal wie allemal wehmüthig verlassen. Ich nahm den nächsten Weg über Oetlingen, Rötteln, Egringen nach Hertingen, wo ich viele, die mir einst werth waren, nimmer fand, wenige mehr kannte; was 20 Jahr und darunter war, wußte nichts mehr von mir; ich hatte etwas von der Empfindung, wie wenn ein Verstorbener

---

[1]) Morgenblatt, Jahr 1827 Nr. 63 und Hebels Werke, Ausgabe von 1843, S. CXIII.

[2]) Becker, Festgabe S. 38.

nach hundert Jahren wieder käme und den Schauplatz seines verwehten Lebens wieder besuchte"[1]).

Im März 1783 wurde er zum „Präceptorats-Vikar" in Lörrach ernannt. Seine Aufgabe war hier zunächst Ertheilung von Unterricht am dortigen Pädagogium; doch besorgte er auch zuweilen kirchliche Geschäfte und predigte manchmal in der Umgegend.

Nicht leicht konnte ihm ein angenehmerer Aufenthalt werden, als durch diese Anstellung in Lörrach, das damals eine kleine, aber freundliche und zu selbstbewußtem Wesen aufstrebende Stadt war.

Die nahen Anhöhen gewähren eine herrliche Aussicht und auf einigen derselben, wie auf dem mit Reben reich bepflanzten Tüllinger Berge, an dessen Ecke sich das Wiesenthal mit dem rechten Rheinthal vereinigt, reicht der Blick hinüber nach der Schweiz, nach dem nun neugewonnenen Elsaß und hinein in die Thäler des Schwarzwaldes.

Ueber den Aufenthalt und die Wirksamkeit Hebels schreibt der in diesen Gegenden heimische, Anfang der fünfziger Jahre in Karlsruhe verstorbene Freund und Schüler Hebels, Kirchenrath Sonntag: „Bei den gründlichen Kenntnissen, die er in manchen Lehrfächern besaß, bei dem trefflichen Verstande, mit dem er sich schnell in jedes Fach hineinarbeitete, bei der heitern Freundlichkeit, womit er die Herzen der Schüler zu gewinnen wußte, fand er bei Eltern und Schülern dankbare Anerkennung".

„Besonders aber gewann er sich durch das Angenehme seines gesellschaftlichen Umgangs die Herzen derer, die ihm nahe kamen." „Mit seinem geistreichen Wesen, seinem Scharfsinn, seinem unerschöpflichen Witz, sowie mit seiner freundlichen, ungeheuchelten Gemüthlichkeit und seinem heitern frohen Sinne

[1]) Auch die schon erwähnte gut unterrichtete Lebensskizze in der Beilage der Allg. Zeitung vom Jahr 1827 sagt: „Mit großem Vergnügen sprach er stets von seinem Aufenthalt in Hertingen."

zog er die Menschen aus allen Ständen und vom verschiedensten Alter an sich"[1]).

Gewiß wurde die Muße, die ihm sein Beruf ließ, reichlich benutzt, um die Schönheit der Landschaften zu durchstreifen, die Stätten seiner nahen Heimat aufzusuchen und die Höhen des Schwarzwaldes zu erklimmen. Die Briefe an seine Freunde geben hievon reichlich Zeugniß.

Das für ihn und sein gesammtes geistiges Wesen Bedeutungsvollste im Lörracher Aufenthalt waren aber die Freundschaftsbündnisse, die er hier dauernd, fast für's ganze Leben schloß, und durch die sein Interesse am Oberland stets wach erhalten, von denen überhaupt manchfache Anregung zu dichterischem und schriftstellerischem Schaffen ausging.

Es waren namentlich zwei Männer, mit denen er damals in nähere Beziehungen trat, Tobias Güntert, der damalige Prorector des Pädagogiums, und spätere Pfarrer in dem nahen Dorfe Weil, wo er 1821 starb[2]); bei ihm ging Hebel in die Kost und genoß in seinem Hause viele frohe Stunden. Güntert führt im Freundeskreis den Namen „Vetter Vogt".

Dann Wilhelm Friedrich Hitzig, der seit 1787 Vikar bei seinem Vater in Rötteln war und 1791 an Hebels Stelle zum Präceptoratsvikar in Lörrach ernannt wurde; später (1796) wurde er Prorektor an Günterts Stelle, dann Pfarrer in Rötteln, Schopfheim und Auggen, hernach seit 1828 abermals Pfarrer und Dekan in Lörrach, wo er unter dem Titel „Kirchenrath"

---

[1]) Lebensbeschreibung vom Jahr 1834 S. XV. ꝛc.

[2]) Nüßlin karakterisirt Güntert in folgenden Worten: „er war einer jener verehrungswürdigen Geistlichen, die mit sorgfältiger Vorbereitung für ihren Beruf, mit gewissenhafter Ausübung desselben und einem meisterhaften christlichen Wandel die mildeste Duldung Andersdenkender und die heiterste Ansicht vom Leben . . . zu verbinden wissen. Reinen Sinnes, reinen Herzens und voll wahrer Gottesfurcht . . . . glauben sie weder eines finstern Blickes, eines düstern Aeußern, noch irgend einer andern heuchlerischen Maske zu bedürfen, um das zu scheinen, was sie in Wahrheit sind, nämlich fromme und getreue Hirten ihrer Gemeinden. (S. 28.)

hochgeehrt und geliebt, Hebel fast um ein Vierteljahrhundert überlebend, am 31. August 1849, 82 Jahre alt, starb. In dem Freundeskreise führte er den Namen Zenoides [1]).

Es war eine eigene Freundschaftsart, die diese Männer an einander kettete, ganz im Geschmacke jener Zeit, die recht eigentlich die Zeit der Geheimbünde, der theosophischen alchymistischen und kabbalistischen genannt werden muß.

Es gingen diese Vereinigungen im Allgemeinen aus dem Bestreben hervor, sich von den herrschenden Ueberlieferungen in Staat, Wissenschaft, Kirche und Gesellschaft, überhaupt vom Perücken- und Zopfthum der Zeit frei zu machen. Insofern sind sie Aeußerungen des erwachenden Selbstgefühls des Geistes in einzelnen Schichten der Bevölkerung und künden das Herannahen einer neuen Zeit an. Dann aber hatten sie den Zweck, sich unabhängig zu machen, um ungehindert und vom „Pöbel" in jeder Gestalt ungestört ihre Ziele verfolgen zu können. Infolgedessen schloß man sich gegen die Außenwelt ab, kleidete die neuen Ideen und Entdeckungen, die man etwa machte, in seltsame Räthselformen und Sinnbilder; man erfand eine nur den Eingeweihten verständliche Sprache und liebte es überhaupt, in Allegorien und Seltsamkeiten sich zu bewegen.

Wir können diese Erscheinung eben so sehr wie bei Hebel, bei Klopstock, Herder, Lessing und ihren Freunden verfolgen. Indem man Namen und Verhältnisse des Alterthums auf die Gegenwart anwandte und die handelnden Personen als alte Römer oder griechische Philosophen auftreten ließ, oder Dinge und Handlungen selbst in andere Zeiten und Welttheile verlegte, konnte man ungestörter seinen Meinungen freien Lauf lassen und hatte zu gleicher Zeit die Freude, schon durch die Namen, die man sich gab, die herrschenden Zustände und Verhältnisse zu ironisiren, zu persifliren und überhaupt mit einer gewissen souveränen Verachtung auf den Pöbel und seine profane Welt herabzusehen.

---

[1]) Personalakten Hebels, Dekret vom 2. Novbr. 1791. — Becker, Festgabe S. III.

Ein weiterer Grund dieser seltsamen Geheimnißthuerei lag darin, daß diese Regungen eines Neuen und Bessern nur schüchtern auftraten, vielfach in Keinlichkeiten sich bewegten und daß überhaupt bei ihnen mehr die Phantasie, als der ernste Forschersinn im Spiele war und ihnen meist praktische Ziele fern lagen.

In diesem Geiste war das Bündniß gestaltet, das Hebel und seine Freunde verband. Man wandte das Bild eines „Kleinstaates" auf sich an, in dem Pfarrer Güntert den Titel Vogt, ein anderer Freund den eines Bammerts (Bannwarts) hatte, während Hebel selbst der Stabhalter hieß. Im Verkehr mit seinem Freunde Hitzig unterschrieb Hebel seine Briefe mit dem Namen des griechischen Philosophen Parmenides, während jener sich gleichfalls einen dem griechischen Alterthum entsprungenen Namen, Zenoides, gefallen lassen mußte.

Auch später liebte es Hebel, im Verkehr mit der Familie Haufe die wirklichen Namen mit andern zu vertauschen; der Straßburger Freundeskreis wurde in ein Kaiserreich umgewandelt, in dem Hebel selbst als Wild- und Rheinkönig Peter I. von Aßmannshausen der Fürst war, und die geistreiche Gattin des Fabrikanten Haufe sein „lieber geheimer Staatsminister und Intendant der Künste und Wissenschaften". Gelegentlich zufälliger Verhältnisse änderte oder vergrößerte er auch seinen Titel, wie er sich denn in einem Brief vom 30. April 1813 Peter I., Mitglied der hohen Koalition, nannte.

Es war dieß für Hebel, abgesehen von Gründen allgemeiner Art, ein Bedürfniß, sich, wo er auch hinkam, eine eigene, von der schalen Wirklichkeit abgesonderte kleine poetische Welt, eine Art Tafelrunde des Humors zu erbauen, wie denn auch im Hausfreund der Adjunkt und die Schwiegermutter diesem Gefühl und Bedürfniß entsprungen sind [1]).

Die Oberländer Freunde, deren Bund im Grunde ebenso sehr eine Satyre auf die Geheimbündelei, als zugleich ernst gemeint war, nannten sich nun die Proteuser, von ihrem obersten

---

[1]) Becker, Festgabe X. ꝛc.

Gott Proteus und betrachteten sich als einen Bund geweihter Seelen, deren Zweck die Verehrung der ursprünglichen Schöpferkraft und die Vertiefung in das unendliche Nichts ist. Der Altar des Ordens ist der Belchen, neben dem Feldberg und Blauen der höchste Berg des Schwarzwaldes und von Hebel's Heimat aus ohne zu große Mühe zu ersteigen. Daher heißt auch das ganze System Belchismus. Eine eigene Zeitrechnung, offenbar eine Satyre auf den französischen neuen Kalender, ein eigenes Wörterbuch, eigene Siegel und Geheimzeichen schließen den geweihten Kreis der Proteuser von der Außenwelt ab. Der Oberpriester des ganzen Bundes hatte unter dem Namen Zenoides seinen Sitz in Rötteln.

In der Proteuser Sprache, zu der der Schlüssel, von Hebel's Hand geschrieben, noch vorhanden ist, spielten die Buchstabenversetzungen eine Hauptrolle: Mastelnack für Mantelsack; Geinet, Desegelisgeinet für Denglegeist; hexifrisirt für exegetisirt; Hermelin für Termin; spitzige Aal statt Spezial; Spitzensalat für Spezialat. Aecht proteuserisch ist Schwabenhammel mit dem Zeitwort verschwabenhammeln. „Eine eigene Klasse unter den Menschen machen Diejenigen aus, welche wir wegen ihrer Stupidität sonst Schwabenhämmel nennen, wohin auch als eine besondere Familie die hohenlohischen Hämmel zu rechnen sind. Sie gehören in Absicht des Körpers zu den allermateriellsten Etwasen, sind aber selbst in Absicht des Geistes von dem Nichts selber ununterscheidbar. Es gibt zwei Wege, sich die Gunst des Proteus zu verschaffen, ein passiver und ein aktiver; der passive ist die Schwabenhammelität, welche besteht in nichtsdenken und nichtsthun u. s. w."

Sonstige Bezeichnungen sind noch Zarpler und Zolpozer = Schwerter und Kanonen, Krieg und Streit. Oechslein, jeder Gegenstand des Wunsches, angenehme Funde, mineralische Produkte. Steißibrucher, Begleiter. Carolise oder Caroline, Räthselhaftes. Vor Allem gilt ihnen mezgen = inkognito gehen, reisen; Mezger, Subst. „Wenn man alle Jahre das Land hinaufmezgen kann." „In Baden, wo ich 8 Tage lang mezgete."

„So werde ich nach Hertingen, auf der Straße der Schwabenhämmel, mezgen [1])."

Man könnte nicht sagen, daß die Sprache der Proteuser etwas Anziehendes, Sinnvolles oder Poetisches hätte. Die Versetzungen und Umstellungen der Sylben und Buchstaben ausgenommen, denen oft viel Witz zu Grunde liegt, sind die neuen Bezeichnungen der Dinge fast ohne Beziehung zu den Dingen selbst, vom Zufall geboren und, wie die obengenannten Proben zeigen, so geschmacklos als möglich; überhaupt ist das Ganze eine Spielerei, für junge Leute begreiflich, für Männer in Amt und Würden sehr bedenklich, für uns nur aus der Richtung jener Zeit erklärlich, die solche Spielereien liebte und als „Belustigungen des Verstandes und Witzes" betrachtete [2]).

So bot in der That der Aufenthalt Hebels in dem freundlichen Lörrach für ihn des Angenehmen und Erfreulichen viel. Allein verschiedene Umstände ließen ihn endlich eine Veränderung seiner Stellung dringend wünschen. Er war nun acht Jahre in Lörrach; elf Jahre im Dienste der Kirche; er trat mit Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in sein 31. Lebensjahr. Seine Jugendgenossen waren, wie er später selbst schreibt, alle versorgt; nur er stand da, vergeblich auf Amt und Versorgung wartend, „gleich dem Baume oben auf einem Berge und einem Panier oben auf einem Hügel." Seine Besoldung war der Art, daß er die ganze Zeit von seinem bischen Vermögen, das ihm noch geblieben war, zusetzen mußte. Besonders aber scheint ihn gekränkt zu haben,

---

[1]) Becker, Festgabe 343—350 — Birlinger, Ueber Johann Peter Hebel Badische Landeszeitung 1870 Nr. 110—121.

[2]) Mehr Sinn hat es, wenn Hebel vom Denglegeist auf dem Feldberg, der sich auch in alle Gestalten verwandeln konnte, schreibt: „er erscheint mir bald als rheinisches Bundeshaupt, bald als hessischer Minister, als Fliegenschwarm, der mich ganz entsetzlich mißhandelt, als Regimentstambour, der mich fast zu Tode trommelt und wieder als Trägheit, Zaghaftigkeit, Cölibat und Ohrenbeichte, Freßdrang u. s. w. (Nüßlin, Briefe Hebels. Nachtrag S. 17.)

daß er die Stelle eines Prorektors in Lörrach, die 1791 frei geworden war und auf die er doch nach elfjähriger Wirksamkeit und achtjähriger Thätigkeit in Lörrach selbst gerechte Ansprüche hatte, nicht erhielt und ihm ein anderer vorgezogen wurde. Er wollte eben, wie sein Freund Nüßlin uns erzählt, „seinen Bündel schnüren und in die Fremde wandern, um irgendwo besseres Brod zu finden“, als er zu seiner Ueberraschung den Ruf als Subdiakonus nach Karlsruhe erhielt, mit einer Besoldung von 400 fl. (mit Berechnung der freien Wohnung von 463 Gulden [1]).

Was Hebel wol damit meinte, wenn er vom „Bündel schnüren“ und in „die Fremde wandern“, das er zu thun im Begriffe stand, redete? Wollte er außer Land gehen? Vielleicht abermals als Erzieher und Hauslehrer eine Stelle übernehmen? Er scheint noch weitergehende Pläne gehabt zu haben, die auf eine Aenderung seines Berufes abzielten, wenigstens redet er in einem Briefe an Gustave Fecht vom Jahr 1811, „daß er in Lörrach lange mit dem Gedanken umging, noch umzusatteln und Medizin zu studiren.“ Wer weiß, wenn dieser Gedanke zur Ausführung gekommen wäre, ob uns nach einem so späten gewaltsamen Eingreifen in seinen Lebensgang der nachher so gefeierte alemannische Dichter beschieden worden wäre? Vielleicht hätte ihn das Schicksal unstät umhergeworfen, vielleicht mit einer einträglichen und geachteten äußeren Stellung rasch und schnell belohnt; ob aber auch mit dem Preis des edelsten Ruhms, der ihm später wurde, wer mag das entscheiden? So war es ein glücklicher Stern, der ihn nach Karlsruhe rief. Wir verdanken diesem Ruf alles, was wir an Hebel haben, außer dem alemannischen Dichter und Volksschriftsteller auch den trefflichen Freund und herrlichen Menschen, aus dessen Verkehr mit seinen fernen Freunden im Oberland jene reizenden Briefe hervorgingen, wie sie an Nüßlin, an Engler und besonders an Hitzig und Gustave Fecht gedruckt vorliegen.

[1]) Nüßlin, Briefe Hebels an einen Freund, S. 24.

Zum Schlusse dieses Abschnitts sei noch eines besondern Freundschaftsverhältnisses gedacht, das recht eigentlich von Lörrach seinen Ausgangspunkt hatte. Obwol Hebel nach seinem gemüthvollen Wesen auf den Umgang mit Frauen angelegt war und in seinen Gedichten feinsinnige und tiefempfundene Charakterzeichnungen der Frau als Mutter, als Gattin und Jungfrau, namentlich in der naiven Form der Frauen vom Lande sich finden, so darf man doch sagen, daß die Frauen auf seinen Lebensgang wenig oder gar keinen Einfluß ausgeübt haben. Es ist nach dieser Seite nichts von jenem romantischen Schimmer über Hebel's Leben ausgebreitet, der sonst, im guten oder schlimmen Sinne, mit den Schicksalen reich und hochbegabter, besonders dichterisch angelegter Naturen nothwendig verflochten zu sein scheint.

Hebel liebte es, mit Mädchen und Frauen zu scherzen, mit hervorragend begabten und geistvollen Frauen in Beziehungen der Freundschaft zu treten, aber weiter ging er nicht [1]). Nur einmal — es war im Jahr 1809 — überkam es Hebel, den gereiften Mann, wie eine fast jugendliche Begeisterung, in der der Dichter und Mensch den Pfarrer und Kirchenrath über den Haufen warf. Es war die berühmte Schauspielerin Hendel, später Hendel-Schütz, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand, welche ihm eine vorübergehende Neigung einflößte. Sie war schon 1808 in Karlsruhe gewesen und wiederholte ihren Besuch im folgenden Jahr. Hebel wohnte ihren Darstellungen regelmäßig an. Bekannt ist folgende Scene, die die Hendel mit Hebel aufführte. Sie deklamirte im Theater „Hans und Vrene" zweimal hintereinander mit großem Beifall. Als nach dem Zettel eine Scene aus Macbeth folgen sollte, lächelte sie Hebel, der in den vordersten Reihen saß, schalkhaft an und begann den Schwarzwälder im Breisgau,

---

[1]) Möglich, daß seinen „Kätterli", „Anna Meili", „Agathli" in den Gedichten Mädchengestalten aus der Lörracher Zeit zu Grunde lagen, die bei Hebel ein besonderes Interesse erweckten!

oder wie die Ueberschrift zuerst hieß, „den verliebten Hauensteiner". Als sie in der Schlußstrophe sagen sollte,

> „Gelt, de meinsch, i sag der, wer?
> s' isch e Sie, es isch kei Er.

drehte sie sich nach dem Dichter, deutete lächelnd auf ihn und deklamirte,

> s' isch kei Sie, es isch en Er.

worauf selbstverständlich ein nicht endenwollender Beifall sie lohnte [1]).

Uebrigens wäre Hebel an demselben Abend, in einer Abendgesellschaft, der auch die Hendel anwohnte, beinahe verunglückt. Hebel selbst beschreibt einem Freunde den Vorgang in folgender humoristischen Weise: „Nach dem Schlusse (der Theatervorstellung) dankte ich der Hendel im Garderobezimmer mit einer Umarmung, das war auch gut und holte sie zu einer Abendgesellschaft ab, wo ich ihr zur Vergeltung einen heroisch tragischen Auftritt, so gut ich als Laie kann, zum Besten gab. Ich stürzte Nachts um 12 Uhr durch eine Balkonthüre (NB ohne Balkon), die ich für ein Fenster hielt, in welchem ich die Tabakspfeife ausleeren wollte, hinaus, blieb aber doch mit der schwerern Hälfte des Körpers im Saal, obgleich der Kopf draußen in der Luft, Nachts um 12 Uhr, auch nicht mehr mein Leichtestes war; ganz ohne allen Nachtheil, ohne den mindesten Schrecken, ohne eine Spur von Schmerz" [2]).

In Wahrheit aber war die Sache sehr ernst. Hebel stürzte zur Balkonthüre hinaus und wäre unrettbar auf die Straße herabgestürzt, wenn nicht ein Mitglied der Gesellschaft schnell ihn erfaßt und gehalten hätte; er wurde halb ohnmächtig hereingetragen und soll auf die Frage, was er eigentlich im Augenblick des Sturzes gedacht habe, die Antwort

---

[1]) Lebensbeschreibung vom Jahr 1843, S. LI. 2c.

[2]) Lebensbeschreibung vom Jahr 1843, S. LIV. — Vergleiche auch Becker, Festgabe 238 2c.

gegeben haben, es wäre ihm unwillkührlich das „Vater in deine Hände“ eingefallen [1]).

Das Interesse für die Hendel spukte bei Hebel noch in den nächsten drei Jahren, bis die Stimmung verflog, wie sie unerwartet gekommen war. Das Abenteuer hatte wenigstens das Gute, daß seit dieser Zeit Hebel nicht mehr in der nachlässigen Kleidung gesehen wurde, wie bisher.

Nachhaltiger und dauernder, und sich über sein ganzes Leben verbreitend, war die Beziehung zu der schon öfter erwähnten Gustave Fecht. Sie war die schöne Schwester der Frau seines Freundes Güntert, der zuerst Prorektor in Lörrach und seit 1789 Pfarrer in Weil war. Das Bündniß mit ihr knüpfte sich in den 80er Jahren und begleitete Hebel bis zu seinem Tode. Der erste Brief an sie ist bald nach der Uebersiedelung nach Karlsruhe geschrieben und der letzte wenige Monate vor Hebels Tode. Wir erhalten aus diesen reizenden, mit einer wohlthuenden Frische und Herzlichkeit geschriebenen Briefen, die als ein ansprechendes Idyll für sich betrachtet werden können, werthvolle Aufschlüsse nicht bloß über die Entstehung der alemannischen Gedichte, sondern auch über das gesammte Leben und Treiben Hebels in Karlsruhe. So hatte er sich z. B. nach einer schweren Krankheit (1799 ?) vorgenommen, in ein Bad zu gehen; doch den Tag, ehe er fortwollte, fiel ihm ein, ein hoher Berg sei lieblicher als ein feuchter Badkasten und reine frische Luft gedeihlicher als warmes Wasser und stille Beobachtung der ländlichen Menschheit interessanter als ein Gewühl von 400 Badgästen und 20 fl. weniger als 60 oder 80, und Hebel ging auf den Tobel. Hierüber schreibt er nun an Gustave:

„Der Tobel ist ein hoher Berg hinter Frauenalb, mit einem württembergischen Pfarrdorf, das ein sehr wohleingerich-

[1]) Nach Mittheilungen von H. Hofrath Dr. Seubert. Das betreffende Haus, in dem der Vorgang geschah, ist Ritterstraße 5, in welchem damals Hebels Freund, Geheimerath Dr. Seubert, der Vater des genannten Herrn, wohnte.

tetes Wirthshaus hat, auf drei Seiten dunkler Tannenwald umher, auf der vierten eine freie heitere Aussicht über den Rhein. Hier wollte ich alle Morgen von 6 bis 8 spazieren gehen, daheim den Kaffee trinken und bis 12 Uhr behaglich an den Kirchengebeten arbeiten, lesen, Briefe schreiben, nachmittags mich dem Zufall und mir selber überlassen . . . ."

„. . . Allein ans Arbeiten kam ich selten mit Noth und Mühe, ich ging spazieren, geistete im Hause herum, schaute zum Fenster hinaus, lag aufs Bett, spielte Karten, bald mit dem alten Wirth, bald mit dem Schulz, bald mit einer fremden Herrschaft"[1]). Ein andermal schreibt er: „Schon vorigen Sonntag und gestern wieder mußte ich dem Markgrafen (das erste mal im Bett . . . .) aus den alemanischen Gedichten vorlesen. Prinz Louis und der Erbprinz Gr. v. Hochberg waren auch da. Ich muß mich wundern, wie der Markgraf alle Dörfer und Nester, Stauden und Hecken von Utzenfeld bis Lörrach hervor kannte und immer sagen konnte, das ist das und ja so ist's." (Vom Jahr 1803 Nr. 15.)

Auch in sein häusliches Leben gewinnen wir Einblicke. „Wir sind zwei unglückliche Prinzen, mein Hausarzt und ich. Vor einigen Wochen wurde Nachts um 10 Uhr eine Petarde losgebrannt, da rissen wir beide unsere Läden auf und machten zum Fenster hinaus Feuerlärm, weil wir den aufgehenden Mond für eine Brunst in der Waldhorngasse hielten; aber nüchtern waren wir". (1805 Nr. XVII.)

„Rathen Sie, was ich thue! Biertrinken? Nein; Tabak rauchen? Nein; Hanf reitteln? Oho, in der Residenzstadt und noch dazu an einem Sonntag, unser Lebtag nicht. Aber leider Wein trinken auf Ihre Gesundheit: Ja! das thue ich. Wenn's an einem Sonntag schön Wetter ist und ich nur halbwegs glaube, daß jemand von Lörrach nach Weil komme, so laß ich mir's nicht abkaufen, daß ich nicht in den Keller gehe und auch

---

[1]) Becker, Festgabe. S. 32 2c. 2c.

mein Gläslein mittrinke und mein unmaßgebliches Ja oder Nein zu dem gebe, was ich denke, daß diesen Nachmittag droben abgehandelt wird.“ (Oktober 1792 [?] Nr. VI.)

„Nun hören Sie auch zwei Neuigkeiten an: Die erste. Ich habe vor vierzehn Tagen, seit ich hier bin, zum erstenmal wieder im Wasser gebadet, nämlich im fließenden. Ohngeachtet des Zahnwehs? . . . Auch hat es mir wohl gethan, aber nicht gefallen. Die Alb ist keine Wiese. Deßwegen badete ich seitdem in einem Kasten warm. Es ist dies Jahr eine gar schöne Einrichtung dazu, welche dem Unternehmer schon 3000 fl. kostete, in einer recht angenehmen Gegend zwischen Wiesen und entfernten Waldungen, eine halbe Stunde von hier. Da bin ich nun alle Tage und werde wieder mit der vornehmen Welt bekannt, von der ich mich seit Jahren fast ganz ausgeschlossen hatte. Ich erneuere wie Einer, der lange in Amerika gewesen ist, alte Bekanntschaften mit Personen, welche ich seit 10 Jahren, als ich aufhörte, Casino und Conzerte zu besuchen, nimmer gesehen habe. Uebrigens muß ich Ihnen von dem Bad noch sagen, daß das Bad im Beiertheimer Bann ist, und daß neulich ein Schütz einem Geheimrath eine Ohrfeige gab, weil er über die Matte lief. Seitdem ist Alles erlaubt.“

„Ich habe seit vorgestern ein eigenes Kätzlein. Als ich heimkam, saß es vor meinem Fenster. Ich machte ihm auf und lockte es schmeichelnd herein, weil ich dachte, es sei nur auf eine Visite abgesehen. Bald merkte ich aber an seiner Demuth und hagern Gestalt, daß es dienst- und brodlos sei. Aber wer ihm mit nichts aufwarten konnte, als mit ein Paar Kanderer Bretzelen, war ich. Ich gab ihm daher ein Empfehlungsschreiben an die Frau O. H. Schweikardin. Gestern früh um halb 6 Uhr saß es schon wieder, als ich noch im Bett war, unter dem obern Fenster, welches offen stand, und miaute mir einen guten Morgen. Kaum hatte ich geantwortet, als es mit einem großen Satz in die Stube herabsprang. Jetzt ließ ich ihm aus meinem Kosthaus eine Milchsuppe heim holen und weihte es damit förmlich zu meinem Eigen-

thum ein. Dies ist das sechste lebendige Thier, das ich in meinem Leben hatte. Zuerst einen Igel in meiner Kindheit, darnach einen Distelfink, dann einen Hund in Erlangen, dann einen Kilhasen in Lörrach, dann wieder einen Distelfink, und jetzt das Kätzlein"[1]).

In der Anrede nennt er seine Freundin im ersten Brief „Allerwertheste Jungfer Gustave"; im zweiten „wertheste Jungfer Gustave", später häufig „liebste Jungfer Gustave", auch „beste Jungfer Gustave"; noch später schreibt er an die Jungfer Gustave, hie und da mit dem Zusatz liebste Freundin und im April 1826 theuerste Freundin. Sich selbst unterschreibt er gewöhnlich Ihr gehorsamster oder ergebenster Dr. (Diener) Hebel, auch ergebenster Freund oder Ihr P. (eter), oder einfach J. P. H.

Er läßt durch sie und ihre Familie allerlei Kleinigkeiten besorgen, empfängt Wein durch ihre Vermittlung, bestellt Basler Leckerle bei ihr, wie er seinerseits ihr seine Gedichte zusendet, Räthsel aufgibt und dergl. Dinge; auch nimmt er ein Rechenexempel von ihr in den Kalender auf. So blieb das Verhältniß bis zu Hebels Tod.

Warum er sie nicht als seine Frau heimholte? Es mögen verschiedene Umstände dazu mitgewirkt haben. Unzweifelhaft war, als Hebel nach Karlsruhe zog, eine gegenseitige Neigung zwischen beiden vorhanden, Gustave war aber nicht, wie der Adjunkt des Hausfreundes berichtet, Hebels Braut, es hatte keine Verlobung stattgefunden. Daß sie von ihm erwartete, er werde sie heiraten und er es im Sinne hatte, in dem Gedanken, daß sein Aufenthalt in Karlsruhe nur ein vorübergehender sei und ihm eine freundliche Landpfarrei beschieden

---

[1]) Brief an Gustave (aus dem Jahr 1818? oder 1820?) in der Basler Zeitung vom Jahr 1861 besonders abgedruckt. Uebrigens erzählt Hebel selbst, daß er von der Hendel-Schütz ihr Eichhörnchen zum Geschenk erhalten habe. Lebensbeschreibung vom Jahr 1843, S. LIV.

werde, ist anzunehmen. „Ich habe Sie nie getäuscht," schreibt er noch am Ende des Jahres 1806, „wenn ich sagte, daß ich nicht in C. R. bleiben wolle. Auch habe ich diesen Vorsatz nie geändert, nur von einem Jahre auf das andere verschoben." Und so war es auch; Hebel gab den Gedanken an das Landleben nicht auf, allein der Wegzug von Karlsruhe verzögerte sich immer mehr, Hebel verwickelte sich immer tiefer in die gesellschaftlichen Verhältnisse Karlsruhes, die Landpfarrei rückte immer weiter in die Ferne; mittlerweile schwand Zeit und Jugend dahin und früher gefaßte Entschlüsse verloren sich von selbst, waren unausführbar.

In dieser Beziehung schreibt er selbst an Gustave:

„Ich lachte lange über meine Freunde, wenn sie meinten, ich könnte mich nimmer auf dem Lande gewöhnen; aber jetzt kommt es mir selber so vor, seitdem ich mit goldenen Löffeln esse und den Kaffee mit dem Hut unter dem Arm trinke und alle Sonntag in die Cour fahre." (1825. XIX.)

Es mochten noch andere Verhältnisse auf Hebels Entschließungen eingewirkt haben. Gustave Fecht soll zwar eine wirkliche Schönheit und sehr begabt gewesen sein und noch im spätern Alter machte ihre hohe schlanke Gestalt mit den großen blauen Augen und den dunkeln Haaren den Eindruck der Würde; allein nach den damaligen einfachen Verhältnissen und Ansprüchen eines Dorfpfarrhauses mußten ihr eigentlich positive Kenntnisse und Anschauungen abgehen.

Als nun Hebel nach dem Wegzug von Lörrach später, in den Ferien wieder ins Oberland kam, habe er bemerkt, daß Gustave bei allem scharfen Verstand und sonstigen trefflichen Eigenschaften nicht diejenige Bildung besitze, die ihm zu einer glücklichen Verbindung nöthig schienen. Insbesondere scheint ihr theilweise die Richtung des Gemüthes auf das Ideale gemangelt zu haben, die man an einem weiblichen Herzen schwer vermißt! Sie war zwar keine

frostige Natur; aber sie hatte etwas fast Prosaisches und Nüchternes[1]).

Dahin zielen auch die Aeußerungen, die uns von anderer Seite zugegangen sind. Hebel war eine mehr weibliche, fast mädchenhafte Natur, während Gustave etwas Entschiedenes, fast Männliches hatte. So mochte er für seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit fürchten, wobei nicht zu übersehen ist, daß Hebel mit der Zeit immer bequemer wurde und immer weniger geneigt war, sich in seiner Junggesellenwirthschaft stören und Schranken setzen zu lassen.

Bekannt ist auch unter Hebels Freunden das Wort in Betreff seiner Nichtverheiratung: „Als ich heiraten wollte, konnte ich nicht; und als ich konnte, wollte ich nicht."

In der spätern Zeit galt Gustave vielfach für „genau", allein es war Sparsamkeit, nicht Geiz: sie hat mit ihrer Schwester, die seit 1821 Wittwe geworden war, viele Wohlthaten geübt. Bekannt ist der Zug von Gustave, daß sie den Sohn einer armen Familie in Weil auf ihre Kosten ein Handwerk lernen ließ und noch nach seiner Verheiratung den Mann in besondere Obhut nahm. Auch nach Hebels Briefen stund sie an der Spitze einer Sammlung für kriegsbeschädigte Familien. Die Sorge, die sie für den treuen Stephan, der seit 1811—1824 Knecht im Weiler Pfarrhaus war, spricht für ihr theilnehmendes Herz.

Die beiden Schwestern galten lange Zeit als die Typen der Pfarrfamilie aus alter Zeit und wurden deßhalb bei ihrer Zurückgezogenheit, Einfachheit und Anspruchslosigkeit bald von denen, welche an der Welt mehr Antheil nahmen, als „langweilig" verschrieen.

Wie Friederike von Sesenheim Göthe, so hat Gustave Fecht Hebel eine stille Verehrung und Anhänglichkeit bewahrt. Doch soll sie sich wenig oder gar nicht über Hebel geäußert

---

[1]) Aus den Aeußerungen einer Jugendfreundin der Gustave durch Vermittlung des Herrn Dekan Helbing von Freiburg.

haben. Ihr Grab ist in Weil, wo sie im Jahr 1828 starb. Von den Briefen Gustaves fanden sich in Hebels Nachlaß keine vor. Er scheint sie bald vernichtet zu haben [1]).

---

[1]) Wir geben in Folgendem noch einige Notizen über die Freundin Hebels und ihre Familie, die uns Direktor Fecht in Durlach, der Neffe der Gustave, zu überlassen die Güte hatte. Gustave Wilhelmine Fecht ist geboren den 22. August 1768 in Eimeldingen bei Lörrach. Ihr Vater, seit 1766 Pfarrer dort, ist Martin Fecht; er war früher seit 1759 Pfarrer in Weil bei Pforzheim und verehelichte sich dort mit Caroline Magdalene Kißling, der Tochter des Burgvogts Kißling in Lörrach. Gustave ist das fünfte von 10 Kindern, von denen aber nur 4, Caroline Auguste, die Frau des Prorektors Güntert und zwei Brüder, über die Kindesjahre am Leben blieben. Der Vater starb schon am 5. April 1779. Im Jahr 1733 geboren, besuchte er das Pädagogium in Lörrach, 1750 Schulpforte, studirte in Wittenberg und Jena, er war sehr unterrichtet und schrieb 1758 eine Disputation über die Dreieinigkeit. Er war ein Mann von gewaltiger Körperstärke. Während seines Studiums in Jena wurde er mit seinem Bruder von preußischen Werbern, die große Leute suchten, überfallen, er schlug sie mit seinem Bruder in die Flucht. Als er im Jahr 1774 mit seiner Frau durch den damals berüchtigten Eimeldinger Wald fuhr, wurde plötzlich das Fuhrwerk von Straßenräubern angehalten, er drängte sich auf der freien Seite schnell zum Schlag hinaus, riß ein Rad von der Achse und dieses über dem Haupte schwingend, ging er den Räubern entgegen, die ihn in Ruhe ließen. — Seine Wittwe starb 1812 in Weil, wo sie sich bei ihrer Tochter aufhielt. — Gustave las viel, sie war aber von einem heftigen Nervenkopfweh geplagt, das ihr sehr das Leben verbitterte; sie starb den 23. April 1828, überlebte also Hebel um $1^1/_2$ Jahre, ihre Schwester starb erst den 10. März 1836. (Nach der urkundlichen Geschichte der Familie Fecht zusammengestellt von Fecht, dem obgen. Neffen der Gustave, in Durlach. Seite 55 &c.)

Viertes Kapitel.

In der Residenz.

Als Hebel Anfang 1792 in Karlsruhe eintraf [1]), war die Stadt noch der Mittelpunkt eines Ländchens von geringem Umfang. Zur Zeit des Regierungsantritts Karl Friedrichs (1746) in der damaligen Markgrafschaft Baden-Durlach, nicht ganz 30 Quadratmeilen mit ungefähr 90,000 Einwohnern umfassend, vergrößerte es sich zwar durch den Erbvertrag vom Jahr 1771 infolge des Todes des Markgrafen August Georg von Baden-Baden um 35 Quadratmeilen, von denen 13 Quadratmeilen jenseits des Rheins auf dem Hundsrücken und im Elsaß lagen; hatte aber bei 65 Quadratmeilen kaum den vierten Theil vom Umfang des jetzigen Großherzogthums [2]).

---

[1]) Hebels Berufung geschah zwar mittelst Dekret vom 2. November 1791, aber sein Dienst wurde interimistisch durch Vicar Sachs versehen, bis Hebel im Januar 1792 aufzog. (Vierordt, Geschichte des Karlsruher Lyceums S. 152.)

[2]) Wir fügen noch Folgendes über die territoriale Entwickelung des Großherzogthums hinzu. 1803, infolge des Reichsdeputationshauptschlusses, erhielt Baden durch den Anfall der Pfalz mit den Städten Heidelberg und Mannheim, in dem Bisthum Konstanz, in Resten der Bisthümer Speyer, Basel und Straßburg, sowie in der Aufhebung einer Anzahl Abteien und Reichsstädte einen Zuwachs von 61 Quadratmeilen mit über 253,000 Einwohnern, während die linksrheinischen Besitzungen verloren gingen. 1805 und 1806 kam der größere Theil des Breisgaus und die

Die katholische Bevölkerung der neuen Markgrafschaft hatte sich, da die großen wohlthätigen Reformen Karl Friedrichs in allen Zweigen des Staatslebens auch diesen Landestheilen zu gute kamen, im Großen und Ganzen an den neuen Landesherrn gewöhnt; nur regte der seit 14 Jahren von der katholischen Geistlichkeit, an ihrer Spitze die Städte Rastatt und Baden, die allerdings durch den Anfall an Baden-Durlach an ihrer Bedeutung verloren hatten, in Scene gesetzte große Religionsprozeß die Gemüther noch auf. Unter dem Vorwande, die Religion der katholischen Bevölkerung sei unter einem protestantischen Fürsten gefährdet, hatte nämlich die Geistlichkeit diesen weitherzigsten und duldsamsten Regenten der Zeit bei dem Reichshofrath verklagt und die Einsetzung einer selbständigen, vom Bischof in Speyer zu leitenden katholischen Konsistorialkommission verlangt, die nicht etwa die innerkirchlichen Angelegenheiten, die ja unter eigenen kirchlichen Behörden standen, sondern die dem Regenten zufallenden, das Aeußere der Religion betreffende Dinge (jus circa sacra) für sich in Anspruch nahm. Da, um einen förmlichen Kläger aufzustellen, die Unterthanen vorgeschoben werden mußten, so wurde die Bevölkerung durch Winkelversammlungen aufgeregt, die verwittwete Markgräfin, der man so lange, bis sie es selbst glaubte, vorgesagt hatte, daß sie der von Gott gesandte Schutzengel zur Erhaltung der Religion ihrer frühern Unterthanen sei, gab das Geld zur Aufwiegelung und zur Führung des Prozesses her. Es kam sogar so weit, daß der Reichshofrath schon Verfügungen zum Schutze der angeblich bedrohten Katholiken erließ,

---

Ortenau und die Oberherrlichkeit über eine Anzahl bisher reichsunmittelbarer Fürsten, Grafen und Besitzungen von Ritterorden dazu, so daß bei der Erhebung des Landes zum Großherzogthum im Jahr 1806 250 Quadratmeilen mit nahezu einer Million Einwohner umfaßte, die dann in den Jahren 1810 und 1811 durch den Erwerb von Württembergischen Landestheilen (darunter das Amt Hornberg) und durch Abrundung und Austausch zum Umfang des jetzigen Großherzogthums mit 278 Quadratmeilen heranwuchsen. (Heunisch, das Großherzogthum Baden S. 21—67.)

Karl Friedrich mit einer kaiserlichen Lokalkommission drohte und für sich eine authentische Auslegung des westphälischen Friedens in Anspruch nahm; da appellirte Karl Friedrich an den Kaiser und die Stände. Es machte einen tiefen Eindruck bei den Ständen beider Bekenntnisse, daß ein Fürst von so bewährtem Ruhm der Gerechtigkeit, der Tolerenz und des Vatersinnes für seine Unterthanen von ihnen so beleidigend angetastet worden. Kühn und laut trat der Kurfürst von Köln auf Karl Friedrichs Seite, der große Friedrich ließ seine Gesandten dahin instruiren, „daß nicht nur die Garantie des badischen Haus- und Erbfolgevertrags, sondern vornehmlich unsere Hochachtung und Ergebenheit gegen diesen Fürsten uns verbinden, seinen Rekurs durch unsere Stimmen auf's nachdrücklichste zu begünstigen, daß die nachtheiligen Verfügungen des Reichshofraths unvollzogen gelassen werden.“ Da sich in diesem Sinn auch die andern Garanten des Erbvertrags, die Könige von England, Schweden und Dänemark, aussprachen, so wurden die Kläger abgewiesen und Karl Friedrich wandte durch seinen anerkannt erhabenen Charakter die Angriffe von sich ab. Dieß geschah im Jahr 1783. Doch wurden die Versuche der Anklage noch im Jahr 1789 vergebens wiederholt und erst mit dem Todesjahr der Markgräfin (1793) trat volle Ruhe ein, da man die überfromme Frau immer wieder beeinflußte und sie bewog, an ihre reichen Stiftungen stets auf's neue die Bedingungen der Errichtung der erstrebten Kirchenkommission zu knüpfen, was jedoch der Markgraf standhaft zurückwies und lieber die Stiftungs-Zinse noch etwas länger entbehren wollte [1]).

In welchem Gegensatz zu diesem Treiben steht die Anerkennung, welche Papst Clemens XIII., der Aufheber des Jesuitenordens, ein Jahrzehnt vorher (1768) Karl Friedrich in

---

[1]) v. Drais, Gemälde über Karl Friedrich. Mannheim 1828, Seite 51—60. — v. Weech, Baden unter den Großherzogen Karl Friedrich, Karl, Ludwig. Freiburg 1863, S. 11 ꝛc.

einem schönen Breve, durch den Bischof von Speyer, für die Erweiterung des katholischen Kultes und die Erbauung eines Bethauses mit Pfarrwohnung und eigener Schule in der Residenz zukommen ließ! Clemens redet darin von der Billigkeit und Humanität dieses hochberühmten Markgrafen; er versichert ihn seines Wohlwollens und seiner Werthschätzung und doch war die Erlaubniß zum Gottesdienst nur eine provisorische und mußte alljährlich um sie nachgesucht werden [1]).

Was das Aussehen der Stadt Karlsruhe betrifft, so bot es damals noch wenig von dem dar, was zu einer Residenz gehörte.

Fächerartig vom Mittelpunkt, dem Schloßthurm, sich ausdehnend, umfaßte die Stadt von den 32 Radien, welche der Gründer von Karlsruhe, Markgraf Karl Wilhelm, nach den zweiunddreißig Winden hatte ziehen lassen, von Westen nach Osten, von der Waldstraße bis zur Waldhornstraße gerechnet, neun derselben, die dann wieder ihre Südgrenze an der sogen. Mühlburger Allee, jetzigen Langestraße, hatten, nur daß die schon 1722 in Form eines griechischen Kreuzes erbaute lutherische oder Konkordienkirche etwas über die Langestraße hinaus, südlich auf den jetzigen Marktplatz vorgerückt war. Oestlich von ihr reihte sich direkt an die Kirche das lutherische Pfarrhaus und das lutherische Schulhaus und dann, mit Front nach der Straße, das Rathhaus und östlich das seit 1728 erbaute Gymnasium; an dieses schloß sich dann weiter nach Osten das reformirte Pfarrhaus, auf welches, wieder etwas über die Straße hinausgerückt, die noch heute bestehende reformirte oder kleine Kirche folgte. Hinter der Konkordienkirche lag der lutherische Friedhof, sonst folgten nach Süden zu, der Langenstraße entlang, Gärten, unter welchen schon oben der von Primavesi genannt wurde.

Im Südosten der Stadt lag, aus zahlreichen Bauarbeitern und niedern Hofbedienten sich bildend, das sog. Dörfle oder

---

[1]) v. Drais, Geschichte rc., B. I. S. 225.

Klein-Karlsruhe, das bald als selbständige Gemeinde, bald wieder als zur Stadt gehörig betrachtet wurde, bis endlich seit 1812 über die Zusammengehörigkeit des Bezirks zur Stadt als eines Theils derselben endgiltig entschieden wurde.

Da es Karl Wilhelm darauf ankam, seine neue Residenz so schnell als möglich erstehen zu sehen, so wurden sämmtliche Häuser, das Schloß nicht ausgenommen, aus Holz aufgeführt.

Im Jahr 1715 wurde mit dem Bau der Wohnungen begonnen und 1720 bestunden schon gegen 100 Häuser vollendet. Der Markgraf liebte es, die Häuser seiner Stadt in einer „äußerlichen zierlichen Gleichheit" aufgestellt zu sehen und so brachten denn Zimmerleute und Ziegler der Umgegend das zur Aufrichtung des Hauses nöthige Material nach dem vorgeschriebenen Modell bearbeitet, Freitags auf den Häusermarkt und Handel wie Aufrichtung waren bald geordnet. Jeder Neuangekommene mußte in Zeit von zwei Jahren sein völlig ausgebautes Haus aufweisen. An schönem Eichen- und Forlenholz fehlte es dabei nicht und es wurde überall umsonst angewiesen, um dem „Hardtwald Luft" zu machen. Das Schloß allein war dreistöckig, die Arkadenhäuser zwei- und die meisten Bürgerhäuser einstöckig [1]).

Karl Friedrich freilich ging von den Ideen seines Vorgängers ab; ihm kam es darauf an, seiner Residenz auch äußerlich Ansehen zu verleihen, und er beschloß, die Stadt aus einer hölzernen in eine steinerne zu verwandeln. Da die Bürger selbst den unsoliden Häuserbau vielfach beklagten und dem Markgrafen in einer Eingabe den Wunsch aussprachen, „in ihren Hütten vor dem Einfall sicher wohnen zu können", so wurde schon 1752 eine neue Ordnung bezüglich des Bauwesens erlassen und in dieselbe die Bestimmung aufgenommen, „daß hinkünftig ingedacht Unserer Residenzstadt alle und jede Gebäude ohne Ausnahme, es seien Vorder- oder Hinterhäußer

[1]) „Karlsruhe im Jahr 1870". (Braun'sche Buchhandlung 1872), S. 29.

. . . nach dem neuen von Uns gnädigst genehm gehaltenen Modell, welches bei unserm Bauamte zu haben, von Steinen bis unter das Dach aufgeführt werden sollen"! [1]) Zugleich unterstützte er die Bauthätigkeit durch Prämien.

Nach einem Erlaß vom Jahr 1756 versprach er jedem, der in der Waldhornstraße ein modellmäßiges Haus von Stein erbaue, für jeden Schuh Länge der Vorderseite einen Bauzuschuß von drei Gulden. Später (1804) wurde jedem, der an der Stelle eines alten Hauses ein neues, modellmäßiges erbaue, ein Beitrag von acht Gulden für den Schuh versprochen und wer in der Langenstraße ein dreistöckiges errichtete, erhielt sogar fünfzehn Gulden [2]).

Von 1756—1770 wurden an solchen Bauprämien 5580 fl. ausbezahlt. Um das Baumaterial aus den Grötzinger Steinbrüchen leichter nach Karlsruhe zu schaffen, wurde der „Steinkanal" von Durlach her gegraben und im Jahr 1767 neben demselben die Durlacher Allee, bei der Karl Friedrich selbst die ersten italienischen Pappeln setzte, angelegt.

So entwickelte sich Ende der sechziger Jahre und besonders als durch den Anfall von Baden-Baden an die Markgrafschaft die meisten Beamten von Rastatt nach Karlsruhe übersiedelten, eine lebhafte Bauthätigkeit. Karl Friedrich hatte schon 1750 begonnen, auf den Fundamenten des alten Schlosses ein neues geräumiges aus Stein zu errichten und von da an bis 1771 598,357 fl. 18 kr. verwendet. In der Stadt wurde 1772 an der Ecke der Lammstraße und des „innern" (äußern) Zirkels ein katholisches Bethaus errichtet, von 1773—1777 das Durlacherthor erbaut und die Erbprinzen- und Rüppurrerthorstraße angelegt, 1779 entstund das Zeughaus, 1781—87 das vom Fürsten reich dotirte Bürgerhospital, die neue Adler- und Karl Friedrichsstraße, die Zähringerstraße, das alte Aka-

---

[1]) Karlsruhe im Jahr 1870, S. 34. — Hartleben: statistisches Gemälde Beilage 5.

[2]) Karlsruhe im Jahr 1870, S. 38 2c.

demiegebäude, ein Spinn- und Gewerbhaus, worin arme Leute sich den Lebensunterhalt verdienten, 1788 das Gartenschloß mit dem sogenannten Erbprinzengarten. Auch die alten seltsamen, von adeligen Familien hergenommenen Namen der Straßen, wie Löwenkranzische Gasse, Rottbergische Gasse, Prinz Friedrichs Gasse, Markgraf Karls Gasse, Markgraf Christophs Gasse, Graf Leining'sche Gasse, Drais'sche Gasse, Planta'sche Gasse, waren damals außer Gebrauch gekommen und an ihre Stelle die von der Bevölkerung von Anfang an vorgezogenen, von den Wirthshäusern hergenommenen Namen getreten, also Waldhornstraße, Kronen-, Adler-, Kreuz-, Bären-, Lamm-, Ritterstraße; die weiter nach Westen folgende Herrenstraße erinnerte an den politischen Unterschied der Stände und die Waldstraße an den Zustand der Vorzeit. Die Bärenstraße erhielt später den Namen Schloßstraße, in neuster Zeit Karl-Friedrichsstraße.

Die die Stadt wesentlich verschönernde Periode begann jedoch erst mit dem Jahre 1803. Sie war die Ausführung eines schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bestehenden, aber durch die französische Revolution an der Ausführung gehinderten Planes, welcher hauptsächlich auf die Herstellung eines schönen geräumigen Marktplatzes, der schon längst Bedürfniß war, abzielte. Rechts und links den Platz bekränzend, sollten sich stattliche, mit Portiken und Frontons geschmückte Gasthöfe erheben, weiter hin eine Kirche und gegenüber das Rathhaus. Doch kam dieser Plan nicht zur vollen Ausführung und auch der Bau der in Aussicht genommenen Gebäude verzögerte sich sehr [1]).

[1]) Wir geben hier noch einige Notizen aus der Baugeschichte Karlsruhes: Die Ausführung des eben berührten Plans begann 1803 mit dem Bau des 1870 niedergerissenen Ettlingerthors, das den südlichen Abschluß der Stadt bildete; 1806 erstand der südliche Gymnasiumsflügel, 1807 und 1808 die jetzige Stadtkirche und zur selben Zeit wurde mit dem Bau der katholischen Kirche begonnen. Unter der Regierung des Großherzogs Karl (1812—1818) kamen zur Ausführung die Lyceums-, Amalien-, Karls-,

Während Karlsruhe im Jahr 1720, also fünf Jahre nach der Gründung der Stadt, 130 Familien zählte, von denen 10 aus Sachsen, 8 aus Straßburg, 7 aus der Pfalz, 12 aus Durlach, 8 aus der Umgegend Karlsruhes, 10 aus dem badischen Oberland, 24 aus Württemberg und einzelne aus Polen, Preußen, Holstein, Oestreich, Baiern, Frankreich, Italien, der Schweiz, vom Nieder- und Oberrhein sich angesiedelt hatten, betrug Mitte der siebenziger Jahre die Einwohnerzahl 4000 und war Anfang der neunziger Jahre bis auf 9000 herangewachsen.

Im Jahr 1793 zählte man 28 herrschaftliche, 6 städtische und 400 Privatgebäude, in Klein-Karlsruhe aber 231 Häuser, unter den erstern gehörten 27 Juden an. Sie hatten sich, durch die Abgabenfreiheit veranlaßt, frühzeitig in Karlsruhe niedergelassen. Schon 1752 war ihre Zahl so bedeutend, daß eine eigene Karlsruher Judenordnung erlassen wurde. Auch

---

Stephanien- und Akademiestraße; 1813 wurde das Museum und der nördliche Flügel des Gymnasiums erbaut; 1814 erhielt der Schloßplatz seine bis in die neueste Zeit dauernde Form; 1815 entstand der Spitalplatz. Das Rathhaus jedoch erst 1821 unter Großherzog Ludwig, unter dessen Regierung sonst 1818 das Schlachthaus, 1820 das Kadettenhaus, 1823 das Ständehaus, 1824 die neue Infanteriekaserne, 1825 die Münze entstanden, wie auch sonst die Erbauung modellmäßiger Häuser in der Langenstraße und die Anlage der Linkenheimerthor-, Hirsch-, Schlachthaus-, jetzt Leopoldstraße und Neuthor-, (jetzt Sophienstraße) und der Lindenstraße gefördert wurde; während das am 28. Februar 1847 abgebrannte stattliche Hoftheater schon im Jahr 1808 erbaut wurde. Die begonnene Verschönerung der Stadt schritt unter Großherzog Leopold fort 1830—1852; (1832 die polytechnische Schule, 1837 die Gemäldegallerie, 1845 das Militärhospital, 1851 der landwirthschaftliche Mustergarten und das neue Theater.) Die Erweiterung der Stadt über den ursprünglichen Plan (die sog. Kriegsstraße als Südgrenze) hinaus geschah jedoch erst unter Großherzog Friedrich, unter dessen Regierung die Augartenvorstadt, der Ausbau der Kriegsstraße statthatte; vom Innern der Stadt sei der Wintergarten (1853), die Kunstschule (1854), der Ausbau des Polytechnikums (1857), des evangel. Lehrerseminars und die Turnhalle (1869) und vor Allem die Anlage des Friedrichsplatzes genannt. (Vergl. Karlsruhe im Jahr 1870, S. 43 2c.)

ihr Privatgottesdienst nahm frühzeitig seinen Anfang. Lange Zeit waren sie nur geduldet, bis sie endlich eine anerkannte Religionsgemeinschaft mit Kirchspielsrechten wurden [1]).

Schon der Gründer der Stadt that sein möglichstes, um die Bürgerschaft in ihrem Fortkommen zu erleichtern und zu fördern; er verwilligte ihr ein Drittel des Ohmgeldes oder der Wein- und überhaupt der Verbrauchsaccise, einen Theil der fallenden Strafgelder und ein Schutzgeld von Juden und Hintersaßen, ertheilte ihr Land zu Aeckern und Wiesen und verschaffte ihr anderes, dessen sie bedürftig war.

Allein die Privilegien und gewährten Vortheile an die Stadt wurden bald von den Einwohnern zu ihrem eigenen Vortheil ausgelegt. Als eine Feuerspritze anzuschaffen und eine Umlage von drei Gulden für Gemeindekosten zu entrichten war, verweigerte die Bürgerschaft beides so hartnäckig, daß der Markgraf anordnete, keinen Bürger mehr einzuschreiben, als bis er gelobt habe, alle bürgerlichen Schuldigkeiten getreulich zu entrichten. Ferner wurde beim Verkauf liegender Güter die Accisfreiheit beansprucht. Viele Gewerbsleute waren auf unwürdigen Gewinn bedacht. Die Wirthe schenkten schlechten Wein aus, die Metzger verschnitten nicht selten faules Fleisch und das Brod der Bäcker war weithin verrufen, so daß die Beamten und Hofbedienten sich beschwerten und der Markgraf 1722 einen neuen Freiheits- und Verfassungsbrief gab. Es durfte sich in Zukunft niemand mehr niederlassen, ohne wenigstens 200 fl. Kapital zu besitzen; für die Juden war eine höhere Summe angesetzt. Jeder neue Ansiedler hatte einen Geburtsschein und einen Schein seiner Herkunft vorzulegen. Das Stadtwesen erhielt die nöthige Polizei, Bürger und Baumeister, Rath und Gericht und die Privilegien wurden auf 30 Jahre erweitert.

Allein auch dieser Freiheitsbrief gab zu neuen Irrungen Anlaß, so daß nach zwei Jahren ein Anhang zu demselben erschien:

---

[1]) Karlsruhe 1870 S. 23. Brunn, Briefe über Karlsruhe S. 37.

darnach war wie bisher jeder sich hier niederlassende und jedes Kapital, das zu Gewerben verwendet wurde, abgabenfrei; allein es durfte kein Haus oder Grundstück mehr von dem gewöhnlichen Beitrag an die Gemeindekasse frei sein. Zugleich erhielt der Stadtrath den Auftrag, alles anzuschaffen, was erforderlich sei, um den Namen und Rang einer Stadt zu behaupten, nämlich ein Rathhaus, Feuerlöschgeschirr, Stadtuhren und Straßenpflaster.

So schritten unter den ständigen Klagen der Bürgerschaft über Vermögenslosigkeit und Beschränkung der Freiheiten die städtischen Einrichtungen voran. Es währte sehr lange, bis sich Handelshäuser von Belang bilden konnten. Alles war Krämerei, fast bis zum Ausbruch der französischen Revolution; das Privatinteresse wurde dem Gemeindeinteresse vorgesetzt, so daß bald wieder die alten Klagen über theuere Waaren und Arbeiten und schlechte Nahrungsmittel sich wiederholten [1]).

Auch in sittlicher Beziehung wird den Einwohnern, sowohl Bürgern wie Beamten, aus jener Zeit kein gutes Zeugniß ausgestellt. Karl Friedrich erzählte öfter aus seiner Jugendzeit, daß abends um fünf Uhr in der Regel die markgräflichen Kanzlei- und andere Herren in die Wirthshäuser gewandelt seien und man am späten Abend auf den Gassen sich habe in Acht nehmen müssen, um nicht angerannt zu werden.

Wie es am Hofe unter den Hofangestellten damals zuging, zeigt die Hofordnung, welche Karl Friedrich nach seinem Regierungsantritt (1750) erließ, nach welcher zur Abstellung von Mißbräuchen mit den strengsten Strafen gedroht werden mußte. Auf den sogen. Abtrag von Lebensmitteln wurde Kassation und Zuchthaus gesetzt; auf den Hofdiebstahl, wenn er auch nicht schwerer als 20 fl. qualifizirt war, die Enthauptung, die jedoch nie vollzogen wurde. Unnöthiges Schuldenmachen soll angezeigt und mit Entlassung gestraft werden.

[1]) Karlsruhe im Jahr 1870, S. 24, 28 ꝛc.

Ferner wurde bestimmt: Die fürstlichen Diener und das Hofgesinde sollten sich aller Gotteslästerung, ärgerlicher, schändlicher Reden und Geberden, dazu des übermäßigen Zutrinkens enthalten; das Frühstücken in Keller, Küchen, Konfektkammern, nicht weniger die Schlaf- und andere Tränke sollten gänzlich abgeschafft werden. Wer nicht zur rechten Zeit an den ihm angewiesenen Tisch komme, könne nicht besonders gespeist werden. Schon vorher im Jahre 1750 hatte der Markgraf bei seiner Abreise nach Italien bestimmt, daß der Schenktisch jedesmal nach geendigter Hoftafel sogleich aufgehoben werden soll [1]).

Günstiger ist das Bild, welches ein anderer Berichterstatter, der sich zwischen 1780—1790 einige Jahre in Karlsruhe aufhielt, von den damaligen Zuständen gibt.

Darnach fiel es für einen Fremden nicht schwer, Bekanntschaften zu machen, in die besten Häuser eingeführt und mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft zu werden. Man fand viele unter den Einwohnern Karlsruhs, die wahrhaft wohlthätig, freigebig und völlig uneigennützig waren; fast allgemein bezeigten sie nach dem Beispiele des Hofes viel Eifer und Ehrfurcht für die Religion. Man sah die Kirchen fast immer voll, den Kriegsmann neben dem Geschäftsmann, die Gelehrten neben dem Ungelehrten, die Hohen neben dem Niedrigen, die Aufgeklärten und Denkenden neben dem Unaufgeklärten und Nichtdenkenden [2]).

Dem gegenüber bemerkt freilich v. Drais über jene Zeit, daß sich auch in Karlsruhe wie in andern Städten ein gewisser Geist der Unabhängigkeit in religiösen Dingen regte. Der erwachende Verstand wollte „den pietistischen Ton und manchen übertriebenen Lehrsatz, womit meistens noch die Geistlichkeit ihr

---

[1]) v. Drais, Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich. Bd. I., S. 18, S. 54 2c.

[2]) Brunn, F. B., Briefe über Karlsruhe. Berlin 1791, S. 40 2c.

Heiligthum zu wahren suchte, nicht mehr vertragen. Kam noch irgend eine Unvorsichtigkeit im Vortrag oder im Wandel hinzu, so zähmte sich der Witz nicht mehr und ging von Nebenzügen auf freche Behauptungen über." Der Markgraf, der zu weise war, Strafe darauf zu setzen, obwol solche Aeußerungen sein Herz kränkten, half sich dadurch, daß er zu den städtischen Kanzeln Männer berief, die fern von leidenschaftlichem Eifer und unkluger Frömmelei, gute Redner waren und mit Vernunft und Einsicht in die Verhältnisse die Würde ihres Standes und das Ansehen der Religion zu wahren wußten [1]).

Auch die geselligen Verhältnisse erscheinen Brunn in einem günstigen Lichte. Sie hatten sich offenbar seit der Mitte des Jahrhunderts vielfach gebessert. „Wenn gleich die Einwohner Karlsruhes nichts weniger als melancholische Kopfhänger waren, so verriethen sie doch keinen besondern Hang zu sinnlichen und rauschenden Vergnügungen; der unausstehliche Zwang und die Steifigkeit, die so häufig in Gesellschaften herrschend sind, war aus den ihrigen verbannt, man sah zwar zuweilen auch die zeittödtenden Kartenspiele, doch wurde nur selten hoch, sondern lediglich zum Zeitvertreib gespielt." Nur selten kamen den ganzen Winter hindurch über zwei Bälle zu stande, oft nicht einer und auch das mittelmäßig große Schauspielhaus war selten ganz, gewöhnlich nicht halb voll.

Ein kunstloses Vergnügen, welches der Winter Karlsruhe gewährt und dessen Einwohner beiderlei Geschlechts aus allen Ständen häufig genießen, war schon damals das Schlittschuhfahren auf dem Eise. „Eine große, nahe an der Stadt liegende Wiese wird zu dem Ende unter Wasser gesetzt. Es ist ein ergötzlicher Anblick, diesen Tummelplatz winterlicher Lustbarkeit oft von mehreren Hunderten von Schlittschuhläufern bedeckt zu sehen. Dazu findet man noch verschiedene Buden mit Erfrischungen, als: Weinen, Liqueuren, Punsch und

---

[1]) v. Drais, Geschichte ꝛc. Bd. I. S. 224.

dergl. auf dem Eise, um den erstarrenden Lebensgeistern wieder neue Schwungkraft zu geben" [1]).

Um die beiden Stände, den Adel, der noch ganz vom bürgerlichen Stande abgesondert lebte, sich näher zu bringen, ging man schon zu jener Zeit damit um, einen Clubb zu errichten, wo Personen aus den höhern Ständen ohne Zwang zusammen kommen, sich über Gegenstände der Literatur unterhalten, sich einander ihre Kenntnisse mittheilen und auch Journale und gelehrte Zeitungen lesen können.

Doch kann der sonst mild urtheilende Verfasser nicht umhin, nach der Seite des Trinkens der Bevölkerung der achtziger Jahre in Karlsruhe nachfolgendes weniger schmeichelhafte Zeugniß auszustellen.

„Mir scheint, daß die Wirthshäuser hier zu häufig von den Handwerksleuten und ihren Gesellen besucht werden; wenigstens an Sonntagen sicherlich, wo sie sogar ihre Weiber mitnehmen, so daß man in allen Straßen, wo dergleichen Häuser sind, Musik und Tanz, Singen und fröhliches, ja tobendes Jauchzen hört, das oft bis um Mitternacht dauert, wenn die Patrouille, die von zehn Uhr an herumgeht, nicht stark genug ist, dem ihr gereichten Schoppen vom Guten zu widerstehen" [2]).

Was die gewerblichen Verhältnisse betrifft, so stand in Bezug auf Manufakturen, Fabriken, Handel und Gewerbe damals Karlsruhe fast allen übrigen Städten Badens nach. Seit Mitte der siebziger Jahre bestand die Tabaksfabrik von Reuther und Griesbach, die ursprünglich von Durlach nach Karlsruhe verlegt, schon damals eine beträchtliche Summe in Umlauf setzte.

Außerdem gab es noch eine Lichterfabrik in der Stadt, welche die sämmtlichen Einwohner mit Lichtern versah. Die Anstalten zur Erziehung von Seidenwürmer waren, obwol von der Behörde ein eigenes Gebäude dazu angewiesen war, schon

---

[1]) Brunn a. a. O. S. 44 ꝛc.

[2]) Brunn a. a. O., S. 50.

nicht mehr von Belang. Eigentliche Handlungshäuser gab es damals, wie schon angedeutet, noch nicht, der Handel war ganz in den Händen der Juden. Doch da das Einbringen aller fremden Waaren erlaubt war, so ließen viele Privatleute ihre Bedürfnisse von außen kommen; selbst der Hof erhielt den größten Theil dessen, was er brauchte, unmittelbar von Straßburg.

Von einiger Wichtigkeit war nur der Buchhandel, freilich als Nachdruck; doch wurden die Millionen Bogen, die jährlich unter dem Verlagsorte Karlsruhe in die Welt nach Oesterreich, Böhmen und Baiern gingen, größtentheils im Württembergischen gedruckt. Als selbständige Hofbuchhandlung und Druckerei bestand damals nur die des Hofrath Macklot, von welcher gerade in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl größerer buchhändlerischer Unternehmungen ausgingen. Seit 1761 erschienen im Druck monatliche Anzeigen von gelehrten Sachen, dann „eine Sammlung von schönen Künsten,“ welche treffliche Uebersetzungen aus dem Englischen und Italienischen enthielt, ferner die Sammlung von Abhandlungen aus allen Theilen der Wissenschaften. Im Jahr 1762 gab die Macklot'sche Buchhandlung drei ausgezeichnete Kalender (einen historischen, genealogischen und ökonomischen) und 1763 den ersten Baden-Durlachischen Staats- und Adreßkalender heraus. Außerdem kam Anfang der sechziger Jahre eine politische Zeitung und ein Intelligenzblatt für die badischen Lande heraus. Seit 1757 gab es in Karlsruhe eine Leihanstalt für monatliche Miethe und die fürstliche Bibliothek, welche 1765 von Basel gebracht wurde, war seit 1767 zweimal in der Woche für alle Gebildeten offen [1]).

Um dieselbe Zeit erschien das schon erwähnte, mit einem Staatsaufwand von 11,123 fl. im Auftrag Karl Friedrichs zustandegekommene lateinisch geschriebene Werk des Straßburger Professors Schöpflin, über die Geschichte der badischen

[1]) v. Drais, Geschichte, Bd. I., S. 234, — Brunn, Briefe S. 53.

Lande in 7 Bänden und etwas später die von Sachs in deutscher Sprache verfaßte Einleitung in die Geschichte der Markgrafschaft in 5 Bänden [1]).

Es waren diese Besserung der Verhältnisse und das beginnende geistige Streben in der Residenz die ersten Früchte der Saaten, die Karl Friedrichs rastlose Regierung ausgestreut hatte. Wie er von Anfang an darauf ausging, die Stadt aus einer hölzernen in eine steinerne und solidere zu verwandeln, so war nicht minder von Anfang an sein bewußtes Streben, die Residenz zum Sitze der Wissenschaft und Bildung zu machen und diese von da aus in sein ganzes Land zu leiten.

Wir haben oben (Capitel I. und II.) schon Einiges aus den Reformen zu Gunsten der Volkswohlfahrt und der Hebung des Schulwesens mitgetheilt, wir wollen zur Charakterisirung der damaligen Zustände noch ein paar Bemerkungen über die Bestrebungen nnd die Persönlichkeit Karl Friedrichs hinzufügen.

Er war einer von denjenigen Fürsten, welche einerseits in der großen Weite ihres Sinnes und anderseits in der lautern und reinern Begeisterung für die Wohlfahrt ihrer Völker die neuen Ideen, wo sie sie auch treffen, zu finden wissen; auch wenn sie sich noch nicht praktisch bewährt hatten und ihnen ihre Unterstützung leihen, um sie möglicherweise im eigenen Lande verwerthen zu können. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die schwer mißlungenen sogen. physiokratischen Versuche zu begreifen, die er in drei Gemeinden seines Landes anstellte.

Es war dieß ein nationalökonomisches System von den besten Köpfen in Frankreich gehegt und aus Begeisterung

---

[1]) Schöpflins Werk, der aus Sulzburg im badischen Oberland gebürtig war, führte den Titel: Historia Zaringo — badensis. Autor J. D. Schöpflinius, Historiographus Franciae. Carolsruhae ex officina Macklotiana. 4 Bände Text und 3 Bände Urkunden. 1763—1766. Das Werk von Sachs 1764—1773.

für Freiheit und Menschenwohl hervorgehend, das von dem Grundsatze ausging, die einzige Quelle des Nationalreichthums seien die Erzeugnisse des Bodens. In folge dessen strebte es dahin, alle besonderen Auflagen und Abgaben abzuschaffen und bei gänzlicher Freiheit der Bewegung nur auf den wirklichen Reinertrag des Landbaues einen gewissen Ertragstheil in Geld als Beitrag zu den Staatsausgaben zu legen. Der Markgraf, nachdem er 12 Jahre lang die Sache studirt und selbst eine Abhandlung darüber verfaßt hatte, machte zuerst einen Versuch mit der Durchführung dieser Grundsätze vom Jahr 1770 an in Dietlingen bei Pforzheim und etwas später in Bahlingen und Theningen am Kaiserstuhl. Allein da die Gewerbe, wie Bäcker, Metzger, Wirthe, selbst Chirurgie und Apothekerfach frei waren und alles Ohmgeld und Accise wegfiel, so nahm das Zechen überhand, es sammelte sich allerlei Gesindel an, jeder wollte Wein ausschenken; der Fünftelertrag, der zur Abgabe bestimmt war, wurde statt in Geld umgesetzt, verbraucht und sanken die Gemeinden moralisch und blieben mit den Steuerzahlungen im Rückstand und wurden überhaupt unzufrieden. Das System setzte, wie Schlosser, der Schwager Göthes und Oberbeamter am Kaiserstuhl, berichtete, bessere Sitten, Fleiß, Klugheit und Selbstverleugnung voran; sonst müßte solche Freiheit in die größte Sklaverei, der Noth und des Lasters hineinführen. Karl Friedrich hob, nachdem er sich von den traurigen Folgen seines Systems überzeugt hatte, die Anordnungen nach einigen Jahren wieder auf; doch ging es bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinein, bis die alten Ordnungen wieder eingeführt und die nachtheiligen Folgen gehoben wurden. Wie dem auch sein mag, diese Versuche sind ein schönes Zeugniß für die Gesinnung des Fürsten und machen seinem Herzen alle Ehre [1]).

---

[1]) v. Drais, Geschichte, Bd. I. S. 315, 328. — Emminghaus, Karl Friedrichs physiokratische Verbindungen ꝛc. Jena 1872.

Von demselben Grundsatz, die im Ausland auftauchenden Ideen kennen zu lernen und für sein Land zu verwerthen, geleitet, unterstützte er die beiden Erziehungsanstalten (Philantropine) von Basedow in Dessau und Salis in Marschlins nicht bloß mit Geld, sondern er wählte Jünglinge aus, um sie dort bilden zu lassen, wie er in gleicher Weise vier junge Oberländer mit beträchtlichem Aufwand nach England zu großen Pächtern in die Lehre für Landwirthschaft und Pferdezucht that und andere wieder an die Mosel zur Erlernung des Weinbaues.

Die Unternehmungen von Basedow und Salis mißlangen gerade ebenso wie die spätern von Pestalozzi und Salzmann und von Froebel. Die Männer der Ideen sind ja selten auch Männer der Organisation und Praxis, allein durch diese Unternehmungen wurde die Idee der Erziehung in weitere Kreise hineingetragen und fruchtbar gemacht.

Eine ähnliche Stellung nahm Karl Friedrich zu der erwachenden deutschen Literatur ein. Da durch Friedrich den Großen der bedeutendste von den Bildungs- und politischen Mittelpunkten dem französischen Wesen eingeräumt worden, so mußte sich der deutsche Geist nach einer andern Lagerstätte umsehen. Er ließ sich später in Weimar nieder und fand dort Heimat. Allein vorher waren verschiedene verfehlte Versuche der Einbürgerung an einzelnen Höfen gemacht worden. Eine Zeitlang wurden von Wien aus große Hoffnungen geweckt, aber es waren nur leere Worte. Der Herzog von Braunschweig stellte mehrere Männer der Bremer Beiträge in seinem Carolinum an; die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt sammelte, während ihr Gemahl das große weltberühmte Exerzierhaus baute, Klopstocks Oden. Karl Friedrich von Baden berief Klopstock [1]).

---

[1]) Wir folgen hier dem klassischen Aufsatze von David Strauß, Klopstock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden. Kleine Schriften Leipzig 1862.

Der Fürst gab sein ganz besonderes Interesse für die deutsche Literatur auf verschiedene Weise kund. Wir haben oben (Kapitel II.) schon darauf hingewiesen, wie er mit dem jugendlichen Wieland die Umgestaltung des Gymnasiums berieth, wie er Pfeffel für die neue Anstalt zu gewinnen hoffte. Im Jahr 1771 hatte er in Paris die beiden berühmten Begründer des schon oben erwähnten physiokratischen Systems, Mirabeau, der Vater des noch berühmtern Sohnes, und Duponts, kennen lernen; letzterer hielt sich zwei Jahre später in Karlsruhe auf und beglückwünschte den Markgrafen zu seinem Geburtstage. Karl Friedrich antwortete in deutschen reimlosen Verszeilen, die ganz an Klopstock erinnern:

Wenn vaterländische Töne
Durch den Mund
Tugendhafter Fremdlinge erklingen,
Gefühl der Menschheit auszudrücken:
So freuet sich mein deutsches Herz.
Mit alten Bardeliedern
Sangen Tuiskos Söhne
Von Freiheit, mit deutschem Blut
Zu theuer nicht erkauft u. s. w.[1])

Später, zur Zeit des Fürstenbundes, trug er sich mit dem Gedanken, „durch eine nähere Verbindung der aufgeklärtesten Gelehrten Deutschlands unter den Auspizien der einzelnen Regenten auf den Gemeingeist ihrer Völker hinzuwirken" und Herder schrieb auf seine Veranlassung eine Denkschrift über die Errichtung eines patriotischen Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands.

Herder kam im Sommer 1770 auf der Reise mit dem holsteinischen Prinzen selbst nach Karlsruhe. Der Markgraf suchte ihn in der Hofgesellschaft ordentlich auf, um sich über die großen Angelegenheiten von Fortschritt und Menschenwohl mit ihm zu besprechen. Herder nennt den Markgrafen den

[1]) Die beiden Gedichte finden sich bei Drais' Geschichte der Regierung und Bildung, B. II., Beilage 3, S. 6 und 7.

ersten Fürsten, den er ganz ohne Fürstenmiene gefunden, den besten, der vielleicht in Deutschland lebe. Mit Lavater kam er öfter zusammen und unterhielt einen vertraulichen Briefwechsel mit ihm; dieser widmete ihm seine Physiognomik[1]). Jung Stilling ist der Freund seiner alten Tage gewesen.

An Klopstock zog ihn der Sänger der Religion und des Vaterlandes an. Eine Anknüpfung mit Klopstock gab die Berufung Böckmanns aus Lübeck als Professor der Mathematik und Physik.

Böckmann war ein guter Vorleser und großer Verehrer Klopstocks; er las dem Markgrafen bisweilen aus der Messiade vor, Gespräche knüpften sich daran und so erhielt er Sommer 1774 den Auftrag, Klopstock mit dem Charakter und Gehalt eines markgräflichen Hofraths nach Karlsruhe einzuladen. Da durch den Sturz des Ministeriums Bernstorff, September 1770, seine Stellung in Kopenhagen, wo er einen Jahrgehalt bezog, erschüttert war, so nahm er den Antrag Karl Friedrichs an und bedingte sich nur aus, daß er sich nicht beständig in Karlsruhe aufhalten dürfe. Karl Friedrich schrieb ihm zurück: „Die Freiheit ist das edelste Recht des Menschen und von den Wissenschaften ganz unzertrennlich“ [2]).

Im September 1774 reiste Klopstock über Göttingen und Frankfurt nach Karlsruhe; hier angekommen, wurden ihm seine Reisekosten mit 40 Louisd'or vergütet, seine Besoldung war eine ansehnliche, die sogen. Hofrathsbesoldung im Betrag von 1300 fl.; zu Weihnachten erhielt er vom Markgrafen ein Fäßchen Markgräfler zum Geschenk. Er wohnte in Karlsruhe im Hause des Hofrath Böckmann[3]) und in Rastatt, wo der Hof sich zeitweise aufhielt, in einem Zimmer im Erdgeschosse des

[1]) Strauß a. a. O. S. 28 und v. Drais Geschichte, B. II., S. 473.

[2]) Der Brief findet sich abgedruckt in Schubarts Chronik und in der Karlsruher Zeitung 1844 Nr. 341. (Strauß a. a. O. S. 30 ꝛc.)

[3]) Es ist das Haus Nr. 9 im Arkaden-Zirkel, worin bis vor dem Neubau des Gymnasiums 1805 auch das physikalische Kabinet untergebracht war. (Vierordt, Geschichte des Karlsruher Lyzeums S. 154.)

Schlosses. An beiden Orten suchte ihn Karl Friedrich öfter auf und unterhielt sich stundenlang mit ihm, wobei es dem Dichter erlaubt war, sich's bequem zu machen und im Schlafrock und der Nachtmütze zu bleiben. Klopstock aß an der sogen. Marschalltafel im Schloß, zu der nur Cavaliere Zutritt hatten; die fürstliche Tafel war im gleichen Zimmer; den Kaffee nahm man gemeinschaftlich und auch abends war öfter Zusammenkunft mit den fürstlichen Personen zu gemeinsamem Spiel.

Der Aufenthalt Klopstocks in Karlsruhe gab Veranlassung zu Besuchen hervorragender Persönlichkeiten am Markgräflichen Hofe. So kam Friedrich Heinrich Jacobi und suchte Klopstock auf. „Dieser Klopstock" schrieb er an seine Freundin Sophie Laroche, „ist für mich ein wahres Ideal ächt menschlicher Größe." Klopstock begleitete ihn nach Mannheim und blieb sechs Tage dort. Zur selben Zeit, Ende 1774, traf Knebel mit den beiden weimarischen Prinzen Karl August und Konstantin ein. Der Markgraf und Knebel hatten großen Gefallen aneinander; letzterer war nicht minder entzückt über Klopstock. Hingegen ist es nicht wahrscheinlich, daß Göthe, als er mit den beiden Stolberg und ihrem Begleiter Haugwitz auf der Reise nach der Schweiz in Karlsruhe eintraf, Klopstock noch angetroffen habe; er konnte ihm also auch die ersten Scenen seines Faust nicht in Karlsruhe vorgelesen haben; vermuthlich geschah diese Vorlesung in Frankfurt, wo Klopstock, der am 30. März 1775 plötzlich von Karlsruhe abgereist war, mit Göthe zusammentreffen konnte [1]).

Warum Klopstock so unerwartet und ohne Abschied von Karlsruhe abreiste? Ursprünglich hatte er nicht die Absicht, auf immer von Karlsruhe fortzugehen. Er hatte sich vorgesetzt, May 1775 Jakobi in Düsseldorf und dann die alten

---

[1]) „Göthe kann erst Ende May 1775 nach Karlsruhe gekommen sein, am 4. Juni war er bei seiner Schwester, der Frau des Obervogt Schlosser in Emmendingen." (Strauß a. a. O. S. 35 2c.)

Freunde in Hamburg zu besuchen. Nun kam unvermuthet sein Bruder Christoph, der seit 1766 deutscher Legationsrath in Madrid gewesen war, zum Besuch; so reiste er mit diesem weiter, sicherlich in dem Gedanken, wieder nach Karlsruhe zurückzukehren. Die Abreise geschah so schnell, daß niemand wußte, wohin der Dichter gekommen war[1]). Noch den Abend vorher war er am Hof mit seinem Bruder und dieser hatte einen höhern Hofbeamten auf den andern Tag zu einer Flasche spanischen Weins geladen, als beide verschwunden waren. Böckmann meinte, Klopstock sei nach Rastatt gegangen, erst nachher erfuhr man, daß er am 30. März durch Frankfurt gekommen sei. Noch im Jahr 1777 hatte er eine Reise nach Karlsruhe vor, die aber nicht ausgeführt wurde. Der Markgraf entzog ihm seine Besoldung nicht und ließ ihn seiner Gewogenheit versichern. Klopstock dachte gerne an Karlsruhe zurück, obwol ihm offenbar jener Kreis von Verehrern fehlte, der ihn in Hamburg umgab; auch scheint er von den Hofbeamten mehr oder minder als ein Eindringling und durch sein etwas geniales, aber nach allen Schilderungen feines, jedoch den französischen Sitten abgeneigtes Wesen als ein ungebildeter Plebeyer betrachtet worden zu sein.

Den Markgraf hielt er in hohem Andenken. In der Ode Fürstenlob aus dem Jahr 1775 gedenkt er „Badens Friedrich“. 1784 widmete er sein Bardiet Hermann und die Fürsten dem „fürstlichen Weisen Karl Friedrich, Markgrafen von Baden, der nach vielen landesväterlichen Thaten vor kurzem auch die Leibeigenschaft aufhob.“ Die Antwort Karl Friedrichs auf die Danksagungen des Landes über die Aufhebung der Leibeigenschaft (1783) entzückte ihn in hohem Grade. Noch auf dem Todtenbette gedachte er Karl Friedrichs;

---

[1]) Klopstock pflegte vom Abschiednehmen zu sagen: es ist ein abgeschmacktes Ding, oder was dasselbe bedeutete: das Abschiednehmen hat Gottsched erfunden. (Strauß a. a. O. S. 50.)

das Bild seines fürstlichen Wohlthäters mischte sich in die Träume des Sterbenden. Karl Friedrich gab auf die ihm gewordene Anzeige von dem am 14. März 1803 erfolgten Tode Klopstocks seine herzliche Theilnahme kund: „sein Andenken wird mir immer schätzbar sein". Friedrich der Große konnte Voltaire nach seiner Entfernung vom Berliner Hofe noch bewundern; schätzen, werth halten konnte er ihn aber unmöglich. Klopstock aber und Karl Friedrich waren sich menschlich näher gekommen[1]).

In dieser Berufung Klopstock's nach Karlsruhe und in der steten Verbindung, die er mit ihm pflog, tritt noch eine andere Eigenschaft Karl Friedrichs hervor, die für das Verständniß der damaligen Zustände von Werth ist. Neben der Vorliebe für französische Bildung herrschte damals in den höhern Kreisen auch eine große Abneigung des Südens gegen den Norden. Karl Friedrich wußte die mannigfache Anregung, die damals von Frankreich ausging, wohl zu schätzen; allein er war in seiner Gesinnung kerndeutsch, für die deutsche Bildung und Literatur begeistert und zugleich weit erhaben über alle Eifersüchteleien des Südens und Nordens innerhalb der Bevölkerung. In dieser Beziehung ist sein Verhalten in der politischen Krisis des siebenjährigen Krieges gerade jetzt doppelt interessant. Er mußte zwar, obwol mit schwerem Herzen, die von Preußen den Fürsten vorgeschlagene Union ablehnen und sein gebührendes Kontingent stellen; allein er war von Anfang an für gelindere Maßregeln gegen Preußen eingetreten und als die meisten Stände den Achtsprozeß gegen Preußen lediglich in die Hände Habsburgs legen wollten, so trat er ungeachtet der ausgesetzten Lage seines Landes, dem von Kurbraunschweig, angeregten Bündniß der Protestanten bei, welches eine genaue Einhaltung der alten Formen für die Achtserklärung erstrebte und so dem ganzen Prozeß Einhalt that. Er that dieß, ob-

---

[1]) Strauß a. a. Orte S. 59 2c.

wol die Stimmung im Süden für eine möglichste Demüthigung Preußens war[1]).

So kümmerte sich denn auch Karl Friedrich nicht darum, ob die Männer, die er zur Ausführung seiner Reformplane bedurfte, dem Süden oder Norden, dem In- oder Ausland entstammten; er berief die Kräfte daher, wo er sie fand, und eine Reihe der hervorragendsten Männer, die dem Lande die trefflichsten Dienste geleistet, wie Böckmann, Brauer, Preuschen, Tittel, Reinhard, Schlosser sind aus dem Auslande berufen worden. In diesen patriotischen, weitherzigen Bestrebungen wurde er von seiner trefflichen, leider schon 1783 verstorbenen, ungewöhnlich begabten Gemahlin Caroline Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, auf's Schönste unterstützt[2]) und es sei

---

[1]) v. Drais, Gemälde über Karl Friedrich, S. 35 ꝛc.

Welche Sympathien und Antipathien damals in den vornehmen Kreisen herrschten, möge eine Anekdote veranschaulichen, die uns aus der Zeit Klopstocks aufbewahrt ist. Gluck war mit seiner Frau und Nichte, welch letztere in Paris wegen des Gesangs sehr gefeiert worden, wiederholt, Ende 1774 oder Anfang 1775 nach Karlsruhe gekommen und vom Minister eingeladen worden. Das Gespräch drehte sich darum, ob die französische Nation eine liebenswürdige Nation sei, oder nicht; letzteres behauptete die Nichte Glucks; Klopstock, der auch anwesend war, beharrte auf dem Gegentheil. Ein höherer Hofbeamter, der diese Geschichte in einer Denkschrift über Klopstocks Aufenthalt in Karlsruhe aufbewahrt, kam gerade dazu, als der Streit lebhaft war und wurde zur Entscheidung aufgefordert; er wandte sich an die Sängerin, die natürlich nicht genug von den Artigkeiten rühmen konnte, mit denen man sie in Frankreich überhäufte. „Also ist der Streit entschieden", rief er, wer die Nation kennen gelernt hat, findet sie mit Ihnen und uns liebenswürdig, malgré la haine du Nord; mag sie verachten, wer sie nicht kennt, er ist gestraft genug." Dann wandte sich der Sprecher gegen Klopstock, ihm ein „Schnipschen" zu machen, mit den Worten: „Apprenez, cher poéte, à mieux juger les nations et à faire le complaisant vis-à-vis le sexe." — „O das dachte ich wol", sagte Klopstock und er blieb hartnäckig wie zuvor. (Strauß a. a. O. S. 43, 44.)

[2]) „Die Markgräfin, als sie in dem Gemahl ein Interesse für Landwirthschaft, für Pflanzungen, für Experimental-Physik und auch aus andern Wissenschaften und Künsten für alle humanen Züge bemerkt hatte, fieng selbst gründliche Studien in denselben Fächern an, kaufte und pachtete Landgüter,

gerade nach dieser Seite hin zum Schlusse der Schilderung Karlsruhes unter Karl Friedrich ein Zug der Vergessenheit entrissen, der nicht bloß ein Beweis von dem Vertrautsein dieser Fürstin mit deutscher Wissenschaft und Literatur, sondern auch von ihrer Geistesgegenwart ist. Ein junger französischer Prinz, der eine Reise durch Deutschland machte, war vom Markgrafen zur Tafel geladen. Das Gespräch lenkte sich auf deutsche und französische Literatur, wobei der Franzose und seine Begleiter behaupteten, die Deutschen hätten keinen einzigen Gelehrten, der den französischen Genies nur einigermaßen an die Seite gestellt werden könnte. Um den immer lebhafter werdenden Streit zu beendigen, forderte die Markgräfin den Prinzen auf, sechs seiner Genies auf eine Karte zu schreiben und sie erbot sich, sogleich sechs deutsche daneben zu schreiben. Der Franzose schrieb: Descartes, Fontenelle, Molière, Buffon, Montesquieu, Gresset. Die Markgräfin schrieb ungesäumt dagegen: Leibnitz, Haller, Lessing, Gmelin, Grotius, Gleim. Zugleich schrieb sie sechs neue Namen und verlangte, er solle nun sechs französische daneben setzen. Der Prinz küßte die Karte und gestand, daß er keinen Franzosen dagegen zu halten habe [1]).

So waren die Zustände in der Residenz, als der zweiunddreißigjährige Hebel in die Stadt eintrat, gerade zu einer Zeit, als eben die Ereignisse der französischen Revolution die allgemeine Aufmerksamkeit erregten und die Wetterwolken des Krieges der deutschen Grenze immer näher rückten.

Hebel kam in Karlsruhe an, recht eigentlich als ein sogen. homo novus: als ein Mann ohne Namen, Ansehen und Beschützer. Sein Lehrtalent und die Erfolge seines Unterrichtes hatten ihm diese Berufung verschafft; allein

---

deren Bewirthschaftung sie unmittelbar leitete, legte eine natur-historische Bibliothek, sammt einer Naturalien- und Kunstsammlung an", die Grundlage der heutigen Sammlungen. (v. Drais Gemälde 2c. S. 7.)

[1]) Die sechs Namen sind: Kopernikus, Friedrich II., Luther, Hasse, Winkelmann, Klopstock. Vergl. Brunn, Briefe über Karlsruhe S. 121 2c.

niemand scheint etwas Besonderes in ihm gesucht, keiner von den frühern Freunden, die sich des talentvollen Knaben so warm angenommen hatten, sich um den neu angekommenen Subdiakonus bekümmert zu haben, obwol von seinen frühern Beschützern die meisten, wie Mauritii und Preuschen noch lebten [1]). Es ist auffallend, daß er ihrer kaum in seinen Briefen erwähnt und wenn es geschieht, wie bei Preuschen, in einem kühlen, fast gleichgültigen Ton, als ob es sich dabei um eine landfremde, ihm kaum erst bekanntgewordene Persönlichkeit handelte. Wenn er Preuschen auch stets ein dankbares Andenken bewahrte, so scheint er doch kaum in nähere Beziehung mit ihm getreten zu sein.

So ist denn auch begreiflich, wenn der Empfang Hebels in Karlsruhe kein günstiger und liebenswürdiger war. Sehr erfreut über das Glück, das ihm zu Theil geworden, eilte er nach Karlsruhe, um seinen „hohen Gebietern" den Herren Kirchenräthen seine demüthige Huldigung darzubringen. Aber wie erschrack er, als einer derselben ihn mit der Frage empfing: wer ist man? und auf die Antwort: „der neuberufene Diakonus Hebel", ihm die Worte entgegen donnerte: „nicht als Diakonus, als Subdiakonus sind Sie berufen." Dieses Sub, versicherte Hebel später, sei ihm in den Magen gefahren und habe ihm alle Freude an dem neuen Verhältnisse zerstört [2]). Nach einer andern Mittheilung fügte er hinzu: „Damals habe ich mich für mehr ausgegeben als ich war, später that ich es nicht wieder" [3]).

Das Karlsruher Gymnasium bestund damals, wie schon angedeutet, aus zwei Abtheilungen. Die eine umfaßte die unteren

---

[1]) Mauritii starb den 17. Dezember 1792 und Preuschen, der sich auch als Erfinder des Landkartendrucks mit Typen und durch eine Beschreibung der römischen Bäder in Badenweiler bekannt gemacht hat, im Jahr 1803. (v. Drais, Geschichte, B. II., Anhang, S. 103.)

[2]) Nüßlin a. a. Orte S. 24.

[3]) Karlsruher Lyzeums-Programm 1857, S. XV.

Schüler, welche unter sich sechs Klassen bildeten. Die andere die drei oberen Klassen, welche den Namen „Exemten“ führten. Hebel wurde nun in seiner neuen Stellung an der obersten und zweitobersten Klasse der untern Abtheilung beschäftigt und hatte theils im Lateinischen und Griechischen und in den Anfangsgründen des Hebräischen, theils in Realien wie Naturgeschichte Unterricht zu ertheilen. Auch war ihm zur Pflicht gemacht, von Zeit zu Zeit in der fürstlichen Hofkirche zu predigen. Die nämlichen Geschäfte blieben ihm, als er im folgenden Jahre zum wirklichen Hofdiakonus ernannt wurde [1]).

Ueber diese erste Wirksamkeit Hebels schreibt ein Schüler und späterer Freund desselben: „So wenig bekannt Hebel noch war, als er in der Residenz ankam, man erlangte bald die Ueberzeugung, daß ein vortrefflicher Lehrer für die Anstalt gewonnen sei. Nicht nur in denjenigen Lehrgegenständen, in welchen er bereits gründliche Kenntnisse besaß, wie in der lateinischen und griechischen Sprache, sondern auch in solchen, in die er sich selbst erst einarbeiten mußte, wie bei der hebräischen Sprache, lehrte er mit dem besten Erfolge. Man bewunderte an ihm die Kunst, auf eine eben so leichte und angenehme Weise als mit reichem Segen zu unterrichten. Sein Blick war stets freundlich, seine Redekraft nur lieblich, sein Ernst, wenn er ihn zeigen mußte, würdig, sein Vortrag lichtvoll und deutlich. Wie ein Vater stand er unter seinen Schülern; alle Herzen von Liebe und Achtung ergriffen, waren ihm zugethan“ [2]).

„Wie im Lehrzimmer, so gewann er auch auf der Kanzel großen Beifall. Oefter, wenn er vor Landgemeinden der Umgegend predigte, war seine Rede einfach und leicht zu verstehen; in Karlsruhe hingegen wandte er sich mit dem Inhalt und der Form der Predigten hauptsächlich an die höheren Stände: der Reichthum der Gedanken, der echt christliche Geist und die

---

[1]) Lebensbeschreibung vom Jahre 1834, S. XIX.

[2]) Lebensbeschreibung 1834, S. XXI.

Wärme des Herzens sprachen darin an. Er sprach mit Ruhe und tiefem Gefühl und verschmähte alle künstliche Deklamation; selten bewegte er seine Hände, um so bedeutungsvoller aber war der Ausdruck seiner Augen und seiner Gesichtszüge. Unter seine regelmäßigen Besucher gehörte Karl Friedrich."

Hebel äußerte sich scherzend über seine erste Predigtthätigkeit in Karlsruhe in den Briefen an Gustave Fecht folgendermaßen: „Am Sonntag habe ich meine erste Predigt gehalten; Hören und Sehen verging mir, als ich mich so von einem Meere von Hauben und Frisuren umfluthet sah. Die Leute sahen Alle so kennerisch aus unter den Hauben und Frisuren." „Ich bin fast stolz, daß die Karlsruher Kenner so ziemlich zufrieden waren und kaum die Hälfte der Zuhörer, höchstens 2 oder 3 mehr, einschliefen, so daß ich die Predigt in die ganze Welt schicken möchte und Sie mir keinen größern Verdruß anthun könnten; als wenn Sie mich wissen ließen, daß Sie dieselbe nur aus Spaß verlangt hätten. Aber ein Karlsruher Diakonus läßt nicht mit sich spassen. Sie müssen sie jetzt haben und sollten Sie nur Baumwollen darauf spinnen, oder Ihre blonden Haare damit aufwickeln. Bis dorthin (nämlich in die Osterferien) ist's ohnehin eine alte Predigt und was kann eine alte und noch dazu eine schlechte Predigt für einen schönern Tod prätendiren, als einen solchen" [1]).

Seine Hauptaufgabe jedoch war das Unterrichten am Gymnasium. Allein hier wirkten gerade damals, als Hebel eintrat, die Ereignisse der französischen Revolution vielfach störend auf den Unterricht ein. Schon im Dezember 1789 sah sich das Ephorat veranlaßt, den Lehrern in dieser bedenklich veränderten Zeit eine gelindere Behandlung der Schüler als bisher vorzuschreiben, körperliche Züchtigungen [2]) sollten

---

[1]) Bei Becker, S. 8.

[2]) Stock und Ruthe, ein jetzt verpöntes Strafmittel, waren in der Karlsruher Periode des Gymnasiums noch über 100 Jahre in Uebung. Sogar gegen Zöglinge der zwei obersten Jahreskurse, obgleich „diesen nicht

bei den Gymnasiasten von mehr als 14 Jahren vermieden, jedenfalls nur mit Genehmigung des Ephorats und in dessen Gegenwart vorgenommen werden.

Unter den Schülern der obern Jahrgänge riß der Besuch der Kaffeehäuser in der Morgenfrühe vor Beginn des Unterrichts ein;

---

leichtlich Schläge andiktirt werden sollen", wollte das Consistorium im Jahr 1775 den Professoren die Hände nicht gebunden wissen, wenn die Beleidigung „eine gleich baldige Züchtigung erfordere." Am 17. August 1765 befahl diese Oberschulbehörde, daß dem 19jährigen Daniel Süß, aus Godramstein gebürtig und Sohn des kurpfälzischen Fiskalatsraths, wegen allerdings sehr unsittlicher Handlungen der Degen coram coetu academico abgenommen, der junge Mann ex numero Studiosorum rejiciret, sodann dreimal öffentlich an verschiedenen Tagen durch den Calefactoren mit je 15 Stockschlägen auf den Rücken bestraft werden solle. Der Eindruck, welchen diese Strafe auf ihn machte, war übrigens der, daß er, nachdem er sie überstanden hatte, ernstliche Reue bezeigte und um Wiederaufnahme in das Gymnasium bat. Das wurde am 31. August mit dem Zusatze genehmigt, Niemand dürfe die erlittene Züchtigung ihm künftig vorwerfen.

Als im Frühjahr 1775 drei Studenten desertirten, um sich in Straßburg unter das französische Militair anwerben zu lassen, wurden zwei derselben durch ihre Eltern zurückgekauft; den Einen von diesen, schon früher zuweilen straffällig, condeminirte das Ephorat zu 6 Tagen Carcer und 20 Stockstreichen; der Andere kam, weil bis dahin lobenswerth, mit einfacher Carcerstrafe davon, desertirte aber nach wenigen Wochen nochmals, worauf die Relegation erfolgte und der Calfactor den Befehl erhielt, den Namen des Ausreißers an das schwarze Brett zu schlagen. — Acht Jahre später wurde ein Tertianer, welcher 12 fl. entwendet hatte, nicht nur zu 5 Tage Carcer bei Suppe, Wasser und Brod, sondern auch dazu verurtheilt, während dieser Tage „dreimal öffentlich scharf kastigiret zu werden." — Selbst als Ephori und Rektoren am 12. Dezember des verhängnißvollen Revolutionsjahres 1789 von nun an „eine liebevollere Behandlung der Schüler verlangten, begnügten sie sich selbst bei der näheren Erläuterung damit, die Schläge seien auf seltenere Fälle zu beschränken, in der jetzigen Quinta nur auf Erkenntniß des Rektors und in seiner Gegenwart zu vollziehen, auch in Quarta, soweit das angeht, zu vermeiden, in Tertia, Secunda und Prima wolle man höchstens „6 Streiche mit dem glatten Stecken auf die flache Hand oder auf den hinteren Theil des Leibes" entweder durch den Lehrer oder besser durch den Schuldiener zulassen; jede schärfere Strafe aber bedürfe der Genehmigung des Rektors. — Als nun 4 Wochen später ein Sekundaner,

die angedrohten strengen Strafen für Schüler wie für Wirthe und die Zuhilfenahme der Polizei fruchtete wenig und Drohungen blieben meist unausgeführt. Die Ausgaben für das Gymnasium wurden beschränkt, der längst beschlossene Neubau verschoben; seit 1791 sogar — 20 Jahre hindurch — kein Programm mehr gedruckt. Von 1793 nahm auch das deutsche Reich an dem Kriege gegen Frankreich, aber wie bekannt, mit wenig Erfolg, theil; 1794 fiel das nahe gelegene Speier, 1795 für einige Zeit Mannheim in französische Hände. Der Schrecken vor den auf dem linken Ufer verübten Plünderungen und Mißhandlungen durch die Franzosen war auf dem deutschen rechten Ufer so groß, daß mit Erlaß vom 29. Juni

---

Wirthssohn aus Frankenthal, ein Subsellium zerschnitt und deßhalb durch den Präzeptor Nack mit Schlägen bestraft werden sollte, erklärte der junge Ueberrheiner, er sei nicht nach Karlsruhe gekommen, sich schlagen zu lassen. Das Ephorat, an welches der Fall gelangte, ließ wirklich die Wahl zwischen jener Strafe und dem Austritt dem Fürsorger, Commerzienrath Wittmann, und dieser zog, nach gehöriger Reparatur des Subselliums, den Austritt vor. Dagegen erlitten im Sommer 1801 die zwei Klassen, die wir jetzt Tertia und Sekunda nennen, weil sie sich zur massenhaften Prügelei in den vom Hardtwalde umschlossenen Hirschgarten herausgefordert und sich dort blutig geschlagen hatten, die Strafe, daß die 8 Anführer je 6 Stockstreiche theils „ad posteriora“, theils „auf die flache Hand“ bekamen. — Zehn Jahre später bedeutete der Kirchenrath dem Hauptlehrer der jüngsten Schüler, Rath Ruf, welcher zu sehr ernstlichen Klagen der Eltern Anlaß gegeben hatte, er dürfe künftig nur noch mit der Ruthe eine mäßige Züchtigung auf die Hand ertheilen. — Die zwei letzten Fälle der hinsichtlich der von der Oberschulbehörde genehmigten Anträge auf körperliche Züchtigung gehören in verschiedene Monate des Jahres 1827. Sie betrafen zwei Unterquintaner, welche hauptsächlich wegen völligen Aufruhrs gegen den französischen Sprachlehrer je 6 Stockstreiche auf die Finger durch den Lyzeumsdiener Pontius mit Kirchenrathsbewilligung auszuhalten hatten. — Der Lehrplan von 1837 hat diese Strafweise nicht mehr zugelassen, und sie durfte sogar in den schon mehrmals vorgekommenen Fällen, wenn Angehörige eines Schülers bei besonderen Schulvergehen seine körperliche Züchtigung in der Klasse durch den Schuldiener dringend verlangten, nicht vollzogen werden. (Vierordt, Geschichte 281 ꝛc.) — In der Bezeichnung der Klassen ist hier Prima als unterste und Sexta als oberste vorausgesetzt.

1796 allen Angestellten überlassen wurde, auf ihrem Posten zu bleiben oder nicht. Karl Friedrich selbst suchte Mitte des Jahres 1796 Schutz im preußischen Fürstenthum Anspach.

Karlsruhe kam, während in einzelnen Landestheilen die abscheulichsten Mordbrennereien verübt wurden, mit dem Schrecken davon; doch mußte es, nachdem Erzherzog Karl, Herbst 1796, die Franzosen über den Rhein geworfen hatte, am 14. September eine kurze Beschießung durch österreichisches Militär mitmachen.

Obwol die spätern Kriegsereignisse 1799—1801 das Land wiederholt berührten, so waren sie doch nicht derart, daß Karl Friedrich zur Flucht genöthigt wurde. Damals, vor Ostern 1800, besuchte er zum letzten Mal die öffentliche Prüfung[1]) und in derselben Zeit sprach er in einem merkwürdigen Schreiben an das Konsistorium sein Bedauern aus, daß die Fundationen seiner Vorfahren zu Gunsten des Gymnasiums nicht schon in bessern Zeiten zu seiner Kenntniß gelangt seien, sonst würde er sie damals vollzogen haben, jetzt freilich sei Sparsamkeit geboten[2]).

Neben Hebel wirkten unter anderm als Lehrer an der obersten Klasse der Exemten Kirchenrath Bouginé, der zugleich an der Stelle des 1789 verstorbenen Sachs Rektor geworden war. Ferner Tittel, noch immer Leiter der lateinischen Sozietät, die erst 1805 sich auflöste. Der schon genannte Hofrath Böckmann, der Physik, Mathematik und deutsche Literatur lehrte; Gmelin, der berühmte Botaniker und Verfasser der Flora Badensis, Naturgeschichte und, zugleich mit Hebel eingetreten, Nikolaus Sander, im Ganzen 12 Lehrer, 6 bei der obern, 6 bei der untern Abtheilung[3]).

Unterm 21. März 1798 wurde Hebel zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache an der obern Abthei-

---

[1]) Vierordt a. a. O. S. 148 ꝛc. und Holtzmann, Karlsruher Zeitung 1870 Nr. 94.

[2]) Vierordt a. a. O. S. 148 ꝛc.

[3]) Vierordt a. a. O. S. 147 ꝛc.

lung des Gymnasiums ernannt und auch äußerlich besser gestellt. Er sollte besonders diejenigen Schüler unterrichten, welche Theologie studiren wollten, doch ertheilte er auch noch Unterricht in den alten Sprachen und in der Naturgeschichte. Auch wurde ihm die Verpflichtung zum Predigen abgenommen.

In den nächsten Jahren erlitt das Gymnasium allerlei Veränderungen. 1802 verlor es Böckmann durch den Tod, an dessen Stelle sein Sohn trat; von neuen Professoren wurden 1803 Johann Michael Holtzmann und 1807 Theodor Zandt und der als Dichter in der lateinischen Sozietät bekannte Petersohn berufen.

Das Jahr 1805, in welchem gewaltige französische Durchmärsche die Herbstprüfung unmöglich machten, ist dadurch bemerkenswerth, daß von nun an die Prüfungsbescheide nicht mehr mit der Unterschrift des Landesherrn erschienen, und daß die lateinische Sozietät aufhörte.

Das nächstfolgende Jahr, das Jahr der Gründung des Rheinbundes, hatte für die Anstalt die Bedeutung, daß das Französische, dessen Besuch bisher von dem Ermessen der Eltern abhing, nun gesammtverbindlich wurde, auch wurde die Anstalt Lyzeum genannt. In demselben Jahr wurde eine neue Aufsichtsbehörde, unter dem Titel Generalstudienkommission, an deren Spitze der auch als Schriftsteller bekannte Graf Benzel-Sternau stand, gegründet, die jedoch 1809 wieder aufgehoben wurde.

Im Jahre 1808 wurde Hebel Direktor an der Stelle des schon öfter genannten, in Ruhestand getretenen Kirchenrath Tittel. Unmittelbar vor seinem Amtsantritt war auch der eine (südliche) Flügel des neuen Lyzeums fertig geworden. Allein die Räume waren so eng, daß man, um die Klassen unterzubringen, die sogen. Vorschule mit zwei Jahreskursen abtrennte und die obere Abtheilung der Exemten, welche seit 1767 drei Jahreskurse umfaßten, wieder auf zwei zurückführte, so daß die Anstalt auf den Stand von 1742 herabsank und nur fünf Klassen umfaßte. Außerdem ließ man die seit 1774

gegründeten und mit dem Gymnasium verbundenen Realklassen aus Mangel an Raum eingehen und vertheilte die Schüler unter die Zöglinge des Gymnasiums. Es geschah dieß, obwol die Bevölkerung Karlsruhes sich seit Mitte des vorigen Jahrhunderts verdoppelt hatte und 1811 die Einwohnerzahl bereits 13,000 betrug[1]).

Hebel führte bittere Klage über diese Verkürzung und Verringerung der Anstalt, der man nur sieben Zimmer und ein Zimmerchen zugewiesen und in ein einziges davon 83 Quartaner zusammengepreßt habe; aber ohne Erfolg; es blieb dabei, die öffentlichen Prüfungen mußten 17 Jahre lang in dem größten und hellsten Klassenzimmer (südwestlichen Eckzimmer) gehalten werden; der feierliche Schlußakt mußte ganz unterbleiben, nur Ostern 1811, wo Hebel sich den Museumssaal erbat, wurde er abgehalten. Während Hebel Direktor war, starb der langjährige Beschützer und Pfleger der Anstalt, Karl Friedrich, 10. Juni 1811, seit 4 Jahren der Erde, der er nun entrissen wurde, nur noch körperlich angehörend.

Sonst möge von Hebel dem Direktor noch erwähnt werden, daß er seit 1811 von den beiden angeordneten öffentlichen Prüfungen die eine aufhob und sie in der Stille innerhalb des Lyzeums vornahm. Ferner wurde der Name Exemten 1814 unter ihm abgeschafft und diese obere Abtheilung als Prima in die ganze Anstalt eingereiht. Außerdem vermehrte er die Einkünfte der Anstalt, durch die Herausgabe des Landkalenders, der zu den Privilegien des Gymnasiums gehörte, nicht unbedeutend, indem die bisherige Pachtsumme von 565 fl. seit 1812 für die nächsten 12 Jahre auf 1160 stieg, während sie nach Hebels Rücktritt wieder auf 800 fl. zurücksank[2]).

Im September 1814 trat Hebel von der Direktion des Lyzeums zurück und ging in den evangelischen Oberkirchenrath über, doch behielt er noch neun Stunden Unterricht (vier

---

[1]) Vierordt a. a. O. S. 151 ꝛc.

[2]) Vierordt, Geschichte des Karlsruher Gymnasiums S. 158 ꝛc. ꝛc.

für's Hebräische, zwei für Theokrit und Plutarch, zwei für Rhetorik und eine für Latein).

Hebel war auch nach seiner Berufung in den Oberkirchenrath im Gymnasium wohnen geblieben und zwar auf der hintern Seite des zweiten Stocks. Als jedoch der Raummangel immer größer wurde und immer noch keine Aussicht für den Bau des längst in's Auge gefaßten zweiten Flügels vorhanden war, so wurde er, ungeachtet der Protestation des Oberkirchenraths und der Nachweisung des Direktors der Anstalt, daß mit der Verwendung der Wohnung Hebels, die nur aus fünf kleinen und bloß einem zum Unterricht geeigneten Zimmer bestehe, für die Anstalt nichts gewonnen sei, durch das Großh. Finanzministerium veranlaßt, im Oktober 1816 seine Wohnung im Gymnasium zu räumen [1]).

Bei dieser Gelegenheit gab er die eine, die lateinische Stunde ab und behielt nur noch acht.

Im Jahr 1824 unterm 8. Oktober wurde endlich der zweite sogen. nördliche Flügel des Gymnasiums eingeweiht und da eine Neuorganisation der Anstalt mit der Unterbringung der Klassen in den neuen Räumen verbunden war, so legte Hebel bei dieser Veranlassung, in folge vermehrter anderer Geschäfte sein Lehramt gänzlich nieder, zu gleicher Zeit mit seinem Freunde, Sander, der im gleichen Jahr 1791 nach Karlsruhe berufen, auch als Mitglied des Oberkirchenraths noch am Unterricht des Gymnasiums Theil genommen hatte [2]).

Doch hatte Hebel als Mitglied des Oberkirchenraths die Prüfungen der höhern Lehranstalten abzunehmen, wie er denn auch auf einer solchen Prüfungsreise starb.

Außer dieser Anerkennung in seiner Stellung als Lehrer, die Hebel bald in Karlsruhe fand, wußte seinen Werth besonders ein Mann zu schätzen, der damals seit 1793 an der Spitze des Konsistoriums stand und sich um das badische Schul-

---

[1]) Vierordt a. a. O., S. 161 2c.

[2]) Vierordt a. a. O. S. 168.

und Kirchenwesen hoch verdient gemacht hat: es ist der spätere Geheimerath Dr. Brauer. Er trat bald in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem jungen Hebel und betraute ihn mit der Abfassung einzelner wichtiger schriftlicher Arbeiten, erkennend, nach welcher Seite hin Hebel's Gaben am nützlichsten sich verwenden ließen. So erhielt er Ende der 90ger Jahre den Auftrag, zu der beabsichtigten neuen Agende Gebete zu verfassen, unter denen „zwei Vespergebete und Wochenkinderlehrgebete“ auf dem schon erwähnten Dobel, einem Bergrücken des württembergischen Schwarzwaldes, wohin er sich vermuthlich Sommer 1799 begeben, verfertigt wurden. Ungefähr zur selben Zeit ermunterte ihn Brauer, für die badischen Schulen einen Katechismus zu verfassen. Hebel hielt damals für das Beste, Luthers Katechismus neu zu bearbeiten und dabei den Herder'schen zu Grunde zu legen. Die Arbeit, von der Oberkirchenbehörde mit Beifall aufgenommen, wurde nach ihrer Vollendung 1801 in Abschriften an die Diözesen zur Beurtheilung versandt, konnte sich aber der Gunst der Geistlichen nicht erfreuen und wurde unbenützt in den Akten bis zur heutigen Stunde vergraben.

Eine andere Auszeichnung wurde seinen Gaben und Kenntnissen, die er sich in der Naturwissenschaft erworben hatte, darin zu Theil, daß er den 1. März 1797 von der mineralogischen Gesellschaft zu Jena zum Ehrenmitgliede und den 9. Mai 1802 von der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens zum korrespondirenden Mitgliede ernannt wurde.

Die bedeutsamste Rolle jedoch in Hebel's Entwicklungsgang, namentlich in den ersten zehn Jahren seines Karlsruher Aufenthalts, und was zugleich die edelsten Seiten seines Wesens hervorlockte und den späteren alemannischen Dichter wie den trefflichen Volksschriftsteller vorbereitete, spielen der Verkehr mit den Oberländer Freunden und die geselligen Zusammenkünfte mit Karlsruher Freunden und Bekannten. In ersterer Beziehung dauerte die alte Proteuser- und Stabhaltersgesellschaft fort. Man gab sich in Briefen Kenntniß von allem,

was die einzelnen Glieder beschäftigte, man regte sich gegenseitig an, und je höher der eine oder andere stieg, je inniger knüpften sich die freundschaftlichen Bande. Wie es in dieser Beziehung getrieben wurde und wie auch Hebel seine alte Rolle behauptete, davon erzählt Nüßlin einen charakteristischen Zug: „Ein Genosse der Karlsruher Tischgesellschaft war plötzlich nach Hause in der Nähe von Basel gereist und hatte in der Eile vergessen, seine Serviette zuzubinden. Sogleich berief der Stabhalter Hebel, da außer ihm auch der Bammert und zwei jüngere Glieder der Gesellschaft anwesend waren, das Gericht, die Sache wurde untersucht und Protokoll darüber aufgenommen. Das Verbrechen gegen die gesellschaftliche Ordnung wurde erwiesen, der Delinquent zu 3 kr. Strafe verurtheilt und das Protokoll sammt der Serviette auf der Briefpost und unfrankirt ihm nachgeschickt [1]).

Nicht minder wurde durch Reisen ins Oberland die alte Freundschaft wach und frisch erhalten und erweitert. Sie wurden in den ersten fünfzehn Jahren seines Karlsruher Aufenthalts von Hebel fast jährlich unternommen und belebten zugleich die Liebe zur alten Heimath.

So kam er im Sommer 1805 dorthin, indem er bei der Rückkehr aus der Schweiz, wohin er zwei junge Edelleute begleitet hatte, den Weg über Basel und Lörrach nahm [2]). Schon früher war er einmal in der Schweiz gewesen, die ersten Ueberschüsse seiner Besoldung als Diakonus zu einer solchen Erholung verwendend. Es waren nur 40 fl., die er erübrigt hatte; 20 fl. steckte er in die rechte und 20 fl. in die linke Westentasche, die einen zur Hin-, die anderen zur Rückreise. Als er über

---

[1]) Nüßlin a. a. O. S. 29.

[2]) Die Reisebeschreibung von Hebel verfaßt ist noch vorhanden und im Besitze der Familie v. Freistett dahier; sie enthält aber nur wenige Stellen, aus denen Hebel zu erkennen ist; sie ist steif und trocken wie seine Predigten, nur in der Einsamkeit und im Verkehr mit seinen Freunden ging ihm das Herz auf.

den Zuger See fuhr, war die rechte Westentasche leer. Flugs wandte Hebel um und begann noch mit demselben Schiffe seine Rückreise [1]).

Auf diesen Reisen, auf denen Hebel und seine Freunde sich durch keine Titel und Würden binden ließen, mag es öfter recht unabhängig und ungenirt hergegangen sein, wenn die Reisenden den Stadt- und Residenzstaub von den Füßen geschüttelt hatten. Wenigstens wird uns von Seiten eines Augenzeugen mitgetheilt, daß in den Jahren 1808—1812 Hebel und sein Freund Sander sammt einem dritten Bekannten in einer sog. Phantasie-Uniform, — hechtgraue Kleider mit rother Husarenmütze, — in Hausen erschienen. Ein andermal kam es dem Kirchenrath nicht darauf an, auf einem Wagen mit Papierlumpen die Fahrt von Schönau nach Hausen zu machen, wobei er freilich vor dem Dorfe abstieg [2]).

Im Jahr 1812 sah Hebel das Wiesenthal zum letztenmal. Von dieser Reise ist es wol, daß Nüßlin uns näher berichtet, wie der dermalige Kirchenrath in seiner Heimat so freundlich aufgenommen worden. Von Schopfheim aus, wo er einst die lateinische Schule besuchte, wollte ihm eine Anzahl wackerer Männer das Ehrengeleite bis Hausen geben. Allein bei Fahrnau, eine Viertelstunde oberhalb Schopfheim, bat er sie umzukehren; denn er habe von jetzt an mit jedem „Hürstli“ (Sträuchlein) zu sprechen. Es mögen damals neben manchen wehmüthigen und ernsten Gedanken, die seine Seele durchzogen, auch manche heitere Erinnerungen aus harmlosen Kindheitstagen in seinem Innern aufgetaucht sein.

---

[1]) Nüßlin, Briefe Hebels an einen Freund S. 24.

[2]) Nach Mittheilungen der Familie Roth. Roth war 1808—1812 Pfarrer in Hausen, später in Grenzach, er starb 1853 in Buggingen. Er war mit Hebel in lebhaftem Verkehr durch die Unterstützungen, die Hebel seinen armen Verwandten in Hausen regelmäßig zukommen ließ. Roth selbst war eine Hebel verwandte Natur, unerschöpflich im Erzählen von Anekdoten nicht gewöhnlicher Art und gerne gedenkt Verfasser dieses der schönen Stunden, die er im Pfarrhause zu Buggingen verlebt hat.

In Hausen kam ein alter Schulkamerad freudigen Herzens auf ihn zu mit den Worten: „Guete Tag, Herr Hans Peter“; über die gleich darauf eintretende Verlegenheit half ihm Hebel durch das zutrauliche oberländer „Du“, mit dem er die Rede begann, rasch hinweg!

In Schopfheim blieb damals auch jene Frau nicht unbesucht, die etwa ein Jahrzehnt vorher, „als jung Wibeli von 17 Jahren“ ihm das Motiv zur Wiese abgegeben und von der er im Einzelnen die Markgräfler Tracht, welche er der Wiese umgehängt, näher erkundet hatte.

Auch das reizende und viel umfreite „Anna Meili“, eine geb. Fluri, das ihm von Lörrach her bekannt war, und dem er in den Schlußstrophen des „Morgensterns“ ein Denkmal gesetzt hat, besuchte er damals in Fahrnau, wo es verheiratet war [1]).

Aehnlicher Art war die Freundschaft, die Hebel mit einem Kreise Karlsruher Bekannten unterhielt. Es waren meist Männer von gleicher Gesinnung, Beamte, Professoren, Kollegen Hebel's, die theils ihm näher, theils entfernter stunden, die regelmäßig an den Abenden sich versammelten, ihre Pfeifen rauchend und Scherz und Unterhaltung in freister Weise mit einander pflegend und fördernd. Hier in diesem ungezwungenen Kreise war es, wo Hebel's Humor und Witz am reichlichsten sprudelten und noch heute werden eine Reihe Anekdoten über Hebels nie verlegene, stets treffende Witz- und Schlagreden in frischer Ueberlieferung aufbewahrt.

Eine solche Gesellschaft kam eine Zeit lang in dem kleinen Weinhause zum Bären, an dessen Stelle jetzt der englische Hof steht, zusammen. Einige Freunde, die mit Hebel im Hause des Kirchenrath Sander Mittagtisch hatten, wurden durch Hebel, den Präsidenten der Gesellschaft, veranlaßt, hie und da eine Flasche Klingelberger, die aus jenem Wirthshause geholt wurde, auszurathen; Hebel leitete die Prozedur gewöhnlich mit den

[1]) Nüßlin, Briefe von Joh. P. Hebel S. 18 und 19.

Worten ein: „Thüen mer eis?“ Bald wurde der Wein von den jüngeren Tischgenossen an der Quelle getrunken und Hebel schloß sich dieser Sitte an. Nachher gesellten sich noch andere Bekannte dazu, Professor Gerstner, Hofrath Gmelin, Kirchenrath Sander, der nachherige Minister Winter. Der Verein umfaßte nach und nach die meisten guten Köpfe Karlsruhes und wurde die reiche Quelle eines lebhaften und heitern Ideenaustausches, zu welchem Hebel, Sander und Gmelin die bedeutendsten Beiträge lieferten. Namentlich der letztere wußte viel von seinen Reisen nach dem Wunderlande Spanien, wohin er von der Regierung zum Ankauf von Merinoschafen geschickt wurde, zu erzählen, und auch auf wissenschaftlichem Gebiete Scherz und Ernst in der Weise miteinander zu verbinden, daß man thatsächlich kaum mehr unterscheiden konnte, was Wahrheit und was bloße Dichtung sei [1]).

Eine andere Zusammenkunft fand nach der Auflösung der Gesellschaft im Bärenwirthshause, im Drechsler'schen Kaffeehause und später, seit dem Jahre 1813, im neuen Museum statt [2]).

Einen Begriff von dem Treiben in diesen Zusammenkünften gibt uns Kölle. Darnach fehlte es allerdings an duftendem Tabaksqualm in den Räumen der Versammlung nicht; allein wie die Pfeife mit dem Begriff der Gemüthlichkeit damals unzertrennlich verbunden war, so ward es Hebel nur recht wohl, wenn er die Pfeife anzünden durfte [3]). Schnurren und Anekdoten aller Art, gute wie schlechte, waren an der

---

[1]) Nüßlin a. a. O. S. 4.

[2]) Das Drechsler'sche Kaffehaus ist das Haus des frühern Bürgermeister Herzer Nr. 133 der Langenstraße, eines der Gebäude, welches an die Stelle des alten Gymnasiums gebaut worden. Im Museum kam die Gesellschaft in dem Zimmer zusammen, in welchem sich heute der sog. „faule Pelz“, eine Gesellschaft von älteren Beamten, versammelt, die deßhalb auch das Andenken Hebels heilig halten und sein Bild als werthvolle Reliquie aufgehängt im Zimmer um sich haben.

[3]) Nüßlin, Briefe, S. 42.

Tagesordnung; „denn die Gesellschaft war ziemlich vielgeartet, eine große Anzahl begabter und origineller Menschen der verschiedensten Art, der sonderbarsten Lebenswege, Ausländer wie Inländer fanden sich zusammen. Ganz Karlsruhe hatte damals (im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts) noch mehr den Charakter einer Kolonie. Man befand sich sozusagen in einem improvisirten Staat, in einer improvisirten Stadt, beinahe wie in einem Lager und gewöhnte sich, Alles als Zeitfrage zu behandeln, während man in tüchtiger Gesinnung an dem festhielt, was kein Deutscher lassen soll und lassen wird" [1]).

Freilich sind die Schilderungen Kölle's mit Vorsicht aufzunehmen und wir haben oben schon eine Anzahl Aeußerungen über Hebel und seinen Lebensgang besprochen, in denen Dichtung und ausmalende Romantik, dem Verfasser wol selbst nicht bewußt, das wirklich Thatsächliche kaum noch erkennen lassen. Dahin gehört auch die mit einer wahrhaft räthselhaften Bestimmtheit vorgetragene Behauptung in Betreff des Liedes von Claudius, Bekränzt mit Laub 2c.: Hebel habe ihm seinen Freund Sander als den Verfasser dieses Liedes bezeichnet. Sander habe es zu einer Hochzeit in Pforzheim gedichtet und es dem Wandsbecker Boten anonym zugesandt [2]).

Wir können uns kaum denken, wodurch Kölle auf diese Meinung verfiel; möglich, daß bei dem Gedanken, das Lied von Claudius trage einen mehr süddeutschen Charakter an sich, die Rede auf süddeutsche Dichter kam und daß bei dieser Ge-

---

[1]) Kölle, zu Hebels Ehrengedächtniß, Werke 1843, S. CVIII.—CXXVI.

[2]) Werke Hebels vom Jahr 1843, S. CXVI. Hofrath Vierordt, Freund und Schüler Hebels, Verfasser einer Geschichte der evangel. Kirche Badens und einer badischen Geschichte bis zum Jahr 1500, sagt in der erstern hierüber: „daß das Lied „Bekränzt mit Laub" von Sander sei, ist eine grundlose Behauptung und diese letztere rührt nicht von Sanders Freund, Hebel, her, obwol es in einer neuern Schrift behauptet wird. Auch das Lied „warum sind der Thränen unter dem Mond so viel" ist nicht von Sander. (B. II., S. 426 Anm.)

legenheit Hebel darauf hinwies, was auch sein Freund Sander in diesem Gebiet leisten könne.

Eine Frucht dieser Zusammenkünfte sind die Räthsel und Charaden. Man lieferte damit Stoff zur Unterhaltung, man übte durch ihre Fertigung und Lösung seinen Witz und Scharfsinn und gab Veranlassung zu manchen drolligen Verlegenheiten und zu Täuschungen aller Art. Es war überhaupt das Räthselverfertigen damals Sitte in den gebildeten Kreisen. Auch mit seinen Oberländer Freunden pflegte Hebel diese Kunst und gab ihnen die Karlsruher „Nüsse zu knacken", wie diese in gleicher Weise ihn mit den ihrigen zu necken wußten. Selbst Frauen nahmen an dieser Unterhaltung theil. Eine große Anzahl der Charaden und Räthsel wurde von Hebel selbst in Kalendern, im Freiburger Wochenblatt, im Morgenblatt und andern Blättern veröffentlicht; andere wurden bloß handschriftlich seinen Freunden mitgetheilt, noch andere verbreiteten sich in mündlicher Ueberlieferung weiter. Einige Jahre vor seinem Tode veranstaltete Hebel selbst eine Sammlung derselben und machte sie der Frau seines Freundes Nüßlin zum Geschenk; aus dieser Sammlung ging ein großer Theil in die Ausgabe seiner Werke über[1]).

In welcher Weise sie entstanden, erzählt uns Nüßlin. Sicher wurden manche zu Hause vorbereitet und für die Abendgesellschaft mitgebracht; allein namentlich bei Hebel gingen sie nicht minder aus der Laune der Stimmung hervor. „Umringt von meiner Frau, meinen Kindern, einer jungen muntern Verwandten, einer großen Verehrerin Hebel's, und einigen Zöglingen, ergötzte er uns bald mit heitern, anmuthigen Erzählungen, bald diktirte er der jungen Welt Charaden und Trugcharaden und hatte eine große Freude, wenn sie die erstern errieth und die letztern verfehlte, und statt eines Hofraths auf ein Nachtlicht verfiel[2])."

---

[1]) Nüßlin, Briefe eines Freundes S. 42.

[2]) Nüßlin, S. 42. Vergleiche Hebels eigene Schilderung bei Becker, Festgabe S. 159 2c. Eine Sammlung der Hebel'schen Räthsel, darunter

Man kann diese Versuche in Räthseln und Sinnsprüchen bei Hebel und seinen Freunden zimlich genau verfolgen. Schon in einem der ersten Briefe an seinen Freund Hitzig schreibt er: „Von den Schiller-Göthe'schen Xenien kenne ich etwa ein halbes Hundert aus Recensionen, was wohl der Ausstich sein wird. Dank für die eurigen. Sie haben mich lieblich umgaukelt. Schick mir der lustigen Geniekinder mehrere.

Zum Dank für die ersten und zum Haftgeld für die folgenden theile ich einige Epigramme mit, die ich kürzlich einem Freund zu einer Sammlung beigetragen habe. Sie nehmen sich freilich neben Xenien aus, wie die Tochter des Stadtschreibers von Schwäbischgmünd gegen einer jungen schalkhaften Athenerin [1])". Darnach wäre der Xenienkampf Schiller's und Göthe's auf die Sitte der Zeit, allerlei Scherz und Witz in Versen zu treiben und seine Mittheilungen an Freunde in gereimte Episteln umzukleiden, nicht ohne Einfluß geblieben und hätte diese Unterhaltung auf's neue in Schwung gebracht.

Die genannten Epigramme Hebel's sind die auch in seine Werke aufgenommenen sieben Stücke, an Werth sehr gering, zum Theil trivial und weder Beweise von Hebel's dichterischer Anlage, noch Zeugnisse seines sonst auch im Scherz und Humor das Alltägliche unter sich lassenden Geistes.

Auch in den Briefen an Gustave tauchen die Räthsel auf:

> Die Freude liegt in der Eiche,
> Die Eiche liegt in der Birke,
> Die Birke liegt in der Weide.
> Was ist's? [2])

Im Jahr 1804 finden wir Hebel mitten in dieser brodlosen Kunst. „Ich habe jetzt ohnehin nicht Zeit, mich mit vielerlei zu zerstreuen, denn ich suche der Welt, die sich aber lediglich auf

---

einige noch ungedruckte, besitzt Giehne (Studien über Hebel S. 47); auch die Familie Seubert ist im Besitze einer Originalabschrift.

[1]) Becker, Festgabe, S. 87 ꝛc.

[2]) Becker, S. 44. Dieses Räthsel ist nicht in die Sammlung seiner Werke aufgenommen. Nach Becker soll „ein Faß Wein" die Auflösung sein.

unsere Tischgesellschaft einschränkt, durch Charaden nützlich zu werden. Was kann man auch in einer Jahreszeit Besseres thun, wo einem der Dezember in jede gute Stunde regnet und eine Nacht über den schmalen Tag hinüber der andern die Hand reicht und der ehrliche alte Klingelberger, um nicht auszusterben, sich mit einer jungen Elsässerin verheirathet hat [1]).

Als Tieck eine Zeitlang in Karlsruhe sich aufhielt und im Erbprinzen zu Mittag speiste, so waren „fabelhaft unsinnige Räthsel“ so sehr an der Tagesordnung, daß ihn das tolle Treiben bewog, sich anderwärts sein Mittagsmahl zu suchen; aber da hörte er stets dieselben Räthsel, die inzwischen in Umlauf gekommen waren“ [2]).

Nach unserm Geschmack ist es uns für den ersten Augenblick kaum begreiflich, wie Männer von Geist und Bildung sich mit solchen Lapalien die Zeit vertreiben konnten, und das in einer Periode, wo blutige Kriege das Glück von Tausenden zerstörten und zugleich über das Wohl und Weh von Deutschland entschieden wurde. Allein es lag in der Stimmung der Zeit; die gebildeten Klassen hatten sich im Anblick der traurigen staatlichen Zustände, in der Unsicherheit der Verhältnisse und bei der Uebermacht der Gewalt und der Erfolglosigkeit jedes vernünftigen Wortes sammt und sonders den politischen Fragen abgewandt und sich um die geistigen Interessen konzentrirt. Ungefähr zur selben Zeit, als diese Karlsruher Tischgesellschaft sich in Räthselspielen herumtummelte, sehen wir unsere größten Geister Schiller und Göthe und mit ihnen die besten Köpfe zu der Herausgabe einer Zeitschrift zusammentreten, deren oberster Grundsatz war, sich um keine „Staatsreligion und Politik“ zu kümmern und sich ganz in das Reich des Schönen zu flüchten.[3])

---

[1]) Nüßlin a. a. O. S. 8.

[2]) Lebensbeschreibung 1843, S. LXXV. Wendt, Einleitung zu Hebels Werken 1873.

[3]) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, Brief vom 13. Juni 1794, (Bd. I. S. 2 ꝛc.)

Allein im Grunde genommen war ein solches Verhalten das allein Zweckentsprechende und Erfolgreiche; denn nur dadurch ist der Nation der geistige und sittliche Fond erhalten und jener Idealismus eingepflanzt worden, dessen sie später zur Erfüllung der großen politischen Aufgaben bedurfte.

Was den Werth der Räthsel Hebel's betrifft, so sind eine große Anzahl nichts weiter als Spielereien und zufällige Improvisationen; allein daneben finden sich wieder viele, die, wie die Erzählungen des Hausfreundes, eine Frucht von Hebel's ächt volksthümlicher Darstellung sind; es spricht sich in ihnen dieselbe gesunde Natur- und Lebensauffassung aus, wie in jenen; sie zeigen seine große Fähigkeit, durch die Auffindung verborgener Aehnlichkeiten zu täuschen, das Interesse zu spannen und durch Täuschung zu belehren, wie das bei den Räthseln aus dem Volke der Fall ist; zu den gelungensten gehören diejenigen, deren Gegenstand, wie Spinngewebe und Bienenkorb, eine Schilderung des Naturlebens verlangt.

Zum Schlusse dieses Abschnittes seien noch einige Bemerkungen zur Charakteristik Hebels als Lehrer zu dem im Eingang Bemerkten angefügt. Wir folgen dabei vornehmlich neben mancher Karlsruher Erinnerung, die wir benützten, den Mittheilungen, welche uns Prälat Dr. Holtzmann zukommen ließ.

Unzweifelhaft ist es das Lehrtalent Hebel's gewesen, welches ihn aus der Verborgenheit herauszog und nach Karlsruhe brachte. Auch hier scheint er sich in erster Linie dadurch und zwar sehr rasch Anerkennung und Achtung erworben zu haben. Wenigstens heißt es in dem Bericht, in welchem unterm 27. Juni 1792, also nach noch nicht ganz einem halben Jahre seines Karlsruher Aufenthalts, die Ernennung des Subdiaconus und „Unterhelfers" Hebel zum Hofdiaconus beantragt wurde: „Hebel habe sich als einen fleißigen und geschickten Mann" gezeigt. Es geschah übrigens diese Ernennung auf Grund einer Art Beschwerde an den Markgrafen, als ein nach dem Dienstalter vier Jahre jüngerer Mann, Pfarrer Schmidt aus Birkenfeld, zum Hofdiaconus und Militärpfarrer ernannt wurde; He-

bel trug in der Bittschrift „die Besorgniß vor“, daß ihm aus dieser Ernennung „Nachtheil“ entstehen könnte, wobei er in höchst bescheidener Weise von sich sagte: „er habe wenigstens nie den guten Willen und Eifer verloren [1]).

Was nun die Art seines Unterrichts betrifft, so war Hebel kein großer Gelehrter und er mußte außer im Lateinischen und Griechischen, das er ja anfangs nur in den Unterklassen zu geben hatte, selbst erst des Lehrgegenstandes Herr werden; namentlich war dieß im Hebräischen, in welchem er seit seiner Ernennung zum Professor Extraordinarius und „Oberhelfer“ im April 1798 eingehenden Unterricht zu ertheilen hatte, der Fall. Er mußte sich sozusagen auf jede Stunde vorbereiten; das unterließ er nun zuweilen, und da gabs, schreibt der obengenannte Gewährsmann, die lustigsten Stunden. „So erinnere ich mich, daß er einmal eine ganze Stunde damit zubrachte, uns zu erzählen, er habe im Erbprinzen mit einem fremden Herrn zu Mittag gegessen, der sich für einen Malteser-Ritter ausgab und erzählt habe, wie er lange in Malta lebte. Hebel fragte ihn, was man denn in Malta für eine Sprache rede; der Ritter antwortete: ja, in Malta rede man eben maltesisch. Als nun Hebel ihn bat, er möge ihm sagen, wie man denn in Malta die auf dem Tische befindlichen Gegenstände, z. B. Schweinefleisch, Wein u. s. w. heiße, da habe ihm der Fremde allerlei kuriose Worte und Laute gesagt; diese habe dann Hebel alle aus dem Hebräischen erklärt und also den Schluß gezogen, daß man in Malta hebräisch rede. Mit der Erklärung der einzelnen maltesischen Laute durch ähnlich klingende hebräische Worte brachten wir nun die ganze Stunde, wo er nicht vorbereitet war, zu und repetirten dabei, nicht ohne Nutzen, eine Menge hebräischer Worte.“ „Ein andermal, da er nicht vorbereitet war, erklärte er uns, es freue ihn sehr, daß mehrere von uns eifrig botanisirten. Nach dieser Bemerkung schlug er uns vor, heute das Linneische Pflanzensystem in's Hebräische zu übersetzen. Es

[1]) Aus den Personalakten im Großh. General-Landesarchiv.

mußte nun zuerst ausgemacht werden, was auf hebräisch der Staubfaden heißt. Da gab es langes Hin- und Herreden, bis endlich ein hebräisches Wort gewählt wurde, das eben Faden heißt. Mit diesem wurden nun die hebräischen Zahlwörter verbunden, um von der Monandria bis zur Icosandria durchzukommen, und so ging's weiter und das Resultat war, daß wir unter sehr vielem Spaß die hebräischen Zahlwörter wiederholt hatten. — Bloßer Spaß war's nie, es wurde immer etwas dabei erreicht."

Hervorragende Kenntnisse hatte sich Hebel nur in Botanik erworben, wozu ihn sein Naturell hinzog. Er verdankte diese den Bemühungen seines Freundes Gmelin; dieser hoffte nämlich, daß Hebel, während einer bevorstehenden längeren Abwesenheit Gmelin's, sein Vertreter am Gymnasium sein sollte, und da nahm er ihn lange vorher zum Begleiter auf den botanischen Wanderungen in die Umgegend mit und beschrieb ihm jede, auch die gewöhnlichste Pflanze ausführlich und „mit so dichterischer Erhebung ihres Werthes und ihrer Nützlichkeit, daß Hebel alle diese Pflanzen mit größter Andacht aufhob und einlegte" [1]).

In der obersten Klasse ertheilte Hebel auch Unterricht in der Rhetorik. Holtzmann berichtet darüber Folgendes:

„Das war eine der angenehmsten Stunden. Neben der Recension der von uns gemachten deutschen und lateinischen Reden gingen Zergliederungen von Musterreden her, z. B. des Muretus und Behandlung einiger Stücke der Rhetorik. Was das erste betrifft, so war uns jedes Anstreifen an die Stoffe, die auch auf der Kanzel behandelt werden, und jede Nachäffung der Geistlichen auf's Strengste untersagt. Dagegen war eine fortgehende Fiktion, daß unter uns eine kleine Republik bestehe und daß die Interessen dieses Staats in unsern Reden ver-

---

[1]) Nüßlin, Briefe S. 12. — Die Pflanzensammlung Hebels ist noch vorhanden und im Besitze des Herrn Verwaltungsgerichtsraths Fröhlich, einem Sohne des in Hebels Briefen oft genannten Freundes.

handelt würden. Von den Theilen der Rhetorik, die er behandelte, erinnere ich mich lebhaft der Lehre von den Tropen. Als die verschiedenen Arten und Klassen der Tropen erklärt waren, kam Hebel einmal an einem hellen Frühlingsmorgen lächelnd in die Klasse und sagte: Heute früh hat mein Barbier mir gesagt: heute werde ich um drei Bärte früher fertig als sonst. Meine Herren, was ist das für ein Tropus?"

Hebel war ein großer Verehrer des Theokrit; er war ja eine diesem Dichter verwandte Natur; nicht bloß die „Feldhüter" und das Gespräch über „die Kürze und Länge des Lebens" in hochdeutscher Sprache, welche unmittelbar dem griechischen Dichter nachgebildet sind, tragen einen idyllischen Charakter, sondern die ganze Sammlung der alemannischen Gedichte. Im Gymnasium hatte er in den oberen Klassen diesen Dichter zu erklären. Holtzmann schreibt über diese Unterrichtsstunde: „Das Allerlieblichste aber, was ich bei ihm hörte, war die Erklärung von Theokrits Idyllen. Ich weiß daraus nichts Einzelnes zu erzählen, aber das Ganze hatte einen solchen Schmelz und Glanz und war bei allem Ernst des Unterrichts so fein und hinreißend, daß gewiß jeder, der es gehört hat, sein Leben lang daran denkt. Besonders machte er darauf aufmerksam, was „der Dieb, der Virgil" von Theokrit genommen habe und ohne daß er sich nannte oder jemals einen Vers von sich anführte, wurde doch uns Allen, die wir natürlich die alemannischen Gedichte genau kannten, klar, was „der Dieb, der Hebel", dem griechischen Dichter zu verdanken hatte" [1]).

[1]) Eine Uebersetzung des XV. theokritischen Idylls von Hebel findet sich im Programm des Freiburger Gymnasiums vom Jahre 1858, herausgegeben von Hofrath Weißgerber. Bei dieser Gelegenheit sei auch eines Programms vom Progymnasium in Lahr aus dem Jahr 1859 erwähnt. In demselben hat der frühere langjährige Direktor dieser Anstalt, Geh. Hofrath Gebhard, dem Andenken „seines unvergeßlichen, geliebten und väterlich gegen ihn gesinnten Lehrers J. P. Hebel", zur Einweihung des Grabdenkmals in Schwetzingen einen tiefempfundenen Nachruf in lateinischer Sprache gewidmet. Daran reiht sich eine lateinische Uebersetzung des bekannten ale-

Bei dem Unterrichten hatte Hebel, wie das am allermeisten im Bereiche der Schule geschieht, seine Besonderheiten, die aber seiner Verehrung keinen Eintrag thaten. Er kam vornehmlich in der spätern Zeit regelmäßig mit einem Stock in die Unterrichtsstunde, mit dem er dann während des Vortrags lebhaft gestikulirte, ihn wol auch öfter in die Decke bohrte. Noch als Visitator im Namen der Oberschulbehörde, hatte er die Gewohnheit, die eine Hand in der Hosentasche, mit dem Gelde oder den Schlüsseln zu klingeln, eine Liebhaberei, von der die Kunde natürlich dem Visitator an seinen Bestimmungsort vorauseilte und von den Schülern selbst auf der letzten Visitationsreise mit Heiterkeit beobachtet wurde.

Eine Probe von der Unmittelbarkeit, die ihn in seiner Stellung leitete, gibt Holtzmann in Folgendem: „Als mich mein Vater in meinem 7. Lebensjahr zur Aufnahme in die Vorschule zu Hebel, der damals Direktor war, brachte, las er gerade die Zeitung. Als mein Vater sein Anliegen vorgebracht hatte, gab mir Hebel die Zeitung und ließ mich zwei oder drei Sätze daraus vorlesen. Dann riß er unten einen schmalen Streifen von der Zeitung ab, gab mir ihn und ein Bleistift dazu und sagte, da schreib einmal Sauerkraut. Das war das erste Mal, daß ich den Mann sah, Frühjahr 1811."

Derselbe Gewährsmann rühmt, wie sehr es für die Schüler der Unterklassen eine Freude war, wenn der freundliche, aber immer eine große Würde behauptende Mann in die Schule trat und da jedem, mit dem er in's Gespräch kam, etwas Erfreuendes und Förderndes zu sagen wußte. Doch war Hebel bei all' seiner Freundlichkeit und oft heitern Laune nicht

---

mannischen Idylls von Hebel, „Die Feldhüter", woran sich einige weitere Uebersetzungeu deutscher Gedichte in das Lateinische, darunter auch des Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland" mit einer immer seltener werdenden Beherrschung der lateinischen Sprache der Metrik und des in Sonnettenform auftretenden Reims anschließen. Bekanntlich hat auch Hebel Lieder in das Lateinische übersetzt.

ohne Neigung zum Jähzorn, der nicht selten zum Ausbruch kam, wenn er auch immerhin sich wieder rasch beherrschte.

Als eine überraschende Notiz mag schließlich noch erwähnt werden, wie ernstlich Hebel vor der Vielleserei warnte, und wie sehr er namentlich von der damals unter den jungen Leuten verbreiteten Lektüre des Jean Paul abzuhalten suchte. Die große Verehrung für diesen Dichter hielt ihn also nicht ab, seine Schriften für die Jugend nicht ohne weiteres geeignet zu finden [1]).

[1]) Ueber Hebel als Lehrer vergl. auch Giehne a. a. O. S. 18 ꝛc.

Fünftes Kapitel.

Die alemannischen Gedichte.

Unter dem Namen der Alemannen oder Alamannen [1]) begreift man einen der Hauptstämme der Germanen, der im Anfang des dritten Jahrhunderts, zur Zeit des römischen Kaisers Caracalla († 213), zuerst unter diesem Namen in der Geschichte auftritt. Er vereinigte damals eine Anzahl verschiedener Völkerschaften in sich, die früher der großen schwäbischen Verbindung angehörten und sich zu Anfang des dritten Jahrhunderts von ihr getrennt und zu einem eigenen Bunde zusammen gethan hatten. Sie hatten sich zur Zeit Caracalla's am untern Main gesammelt, um die Römer zu beunruhigen und auf das römische Zehntland (das heutige Baden und ein Theil Würtembergs) einen Angriff zu machen. Unter Kaiser Aurelian († 275) dehnten sie ihre Streifereien bis nach Italien aus, und wenn sie auch zeitweise wieder hinter den römischen Grenzwall, der die agri acumates sicherte, zurückgeworfen wurden, so ging das Zehntland im letzten Viertel des dritten Jahrhunderts für immer an die Alemannen verloren. Sie siedelten sich nun vom Rheine bis zum Einfluß der Günz in die Donau, und wieder von Mainz bis an das Nordgestade des Bodensees an,

---

[1]) Weinhold, Alemannische Grammatik, Einleitung S. 2 ꝛc. — Birlinger, Alemannia, Zeitschrift, Heft I., 1871, S. 88 ꝛc. „Ueber die Schwaben und Alemannen."

wo die Lenzischen Alemannen ihre südliche Spitze bildeten. Im Laufe des fünften Jahrhunderts gelang es ihnen auch jenseits des Rheins sich festzusetzen und das von ihnen so genannte Alisat oder Elisatz (Fremdensitz), das Land zwischen Rhein und Wasgenwald, bleibend in Besitz zu nehmen. Am Ende des fünften Jahrhunderts scheinen sie sich dann auch südlich vom Bodensee in Rhätien, der heutigen Nord- und Ostschweiz, weiter ausgebreitet zu haben.

Nach Osten, also dem heutigen Württemberg und Baiern zu, schlossen sich an sie die Jutungen, auch ein Stamm der alten schwäbischen Verbindung, an, und machten seit Mitte des dritten Jahrhunderts mit ihnen gemeinsame Sache gegen die Römer. So kam es, daß seit Mitte des fünften Jahrhunderts der Name der Schwaben als gesonderte Verbindung verschwand. Schwaben und Alemannen wurde gleichbedeutend und bezeichnete ebenso sehr den einen, wie den andern Stamm, wenn auch immerhin durch die Gelehrten später von den Alemannen im engern Sinne, die Schwaben, als die östlich vom Schwarzwald bis zum Lech sich ausbreitenden Alemannen unterschieden wurden, und man unter jenen, den eigentlichen Alemannen, die westlichen Stämme zwischen dem Wasgau und Schwarzwald verstand.

In ihrem Streben, jenseits des Rheins nach Norden hin ihr Gebiet zu erweitern, stießen sie mit den Uferfranken zusammen nnd wurden unter Chlodwig im Jahr 496, beide Alemannen und Schwaben — bei einem Orte am Niederrhein völlig geschlagen. Ihr König fiel mit der Blüthe des Volkes. Der untere Neckar wurde mit fränkischen Ansiedlern besetzt, die Oos und Murg wurde nach Norden zu Grenze, Elsaß und die (M) Ortenau gingen verloren und blieben auch später unter eigenen Fürsten; erst im zehnten Jahrhundert tauchte wieder ein Herzogthum Alemannien auf, das die seit 496 getrennten Theile, so weit sie nicht von fränkischen Ansiedlern bevölkert waren, also Elsaß und Ortenau und die Alemannen südlich von der niedern Murg und ebenso den schwäbischen Stamm in sich

vereinigte, wie ähnlich das spätere Herzogthum Schwaben auch die Alemannen mit begriff[1]). So ist denn alemannisch die Hauptmasse der deutschen Schweiz, die österreichischen Grenzstriche am südöstlichen Ufer des Bodensees, die Hälfte des badischen Landes, fast das ganze Elsaß und einige Bruchtheile von Würtemberg.

Wir haben diese geschichtlichen Notizen vorausgeschickt, um uns einigermaßen im Sprachgebiet des Alemannischen zurecht zu finden.

Hebel bezeichnet in der Vorrede zu seinen Gedichten die Grenze im Wesentlichen richtig, wenn auch nicht ganz genau: der Dialekt herrsche in dem Winkel des Rheins zwischen dem Fricktthal und ehemaligen Sundgau und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen (Wasgau) und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben.

Näher bezeichnet bildet die Nordgrenze für das Elsaß der Hagenauer Wald, wo der elsässische Nordgau mit dem fränkischen Speiergau, das Bisthum Straßburg mit Speier zusammentraf. Diesseits des Rheins schied die unterste Murg und die Oos bei Baden die alemannische Ortenau von dem fränkischen Ufgau. Doch beginnt nicht unmittelbar nördlich von der Oos das Fränkische, sondern es schiebt sich dort das Schwäbische ein[2]). Rastatt, Pforzheim, Durlach sind nicht fränkische, sondern schwäbische Städte, auch Karlsruhe war es; erst in einer Linie etwas

[1]) Da die Alemannen den romanischen Völkern als Grenznachbarn lebten, und sie fast nur diese von den deutschen Stämmen näher kannten, so heißt bei ihnen Alemanne gleich Deutscher (l'Alemagne), während umgekehrt bei den östlich und nördlich wohnenden Völkern, wie bei den Slaven der Name Schwabe allgemein für Deutscher gebraucht wurde. (Birlinger Alemannia S. 90.) Auch unter den nördlichen deutschen Stämmen hat der Name Schwabe seit der Eintheilung des Reichs in Kreise den Namen Alemannen verdrängt.

[2]) Giehne, Fr., Studien über Hebel, deutsche Vierteljahrsschrift 1858, 3. Heft S. 24—26.

oberhalb Bruchsal bis Philippsburg beginnt das Rheinfränkische oder Pfälzische.

Im Süden bildeten am Ende des fünften Jahrhunderts die rhätischen Alpen die Grenze. Doch erhielt sich in ihrem östlichen Theil am obersten Rhein, ungefähr das Bisthum Chur umfassend, vom Bündner Alpenstock bis über die Ill hinüber, die romanisch-rhätische Bevölkerung noch länger. Erst unter den letzten Hohenstaufen begann durch deutsche Lehnsleute und schwäbische Arbeiter langsam, aber sicher die Verdeutschung dieses Gebietes. Noch im Anfange des 17. Jahrhunderts sprachen alte Leute im Walgau (zwischen Feldkirch und Bludenz) rhätisch und das Thal Montavon wurde erst im Verlaufe des 17. Jahrhunderts deutsch. [1])

Auch nach Südwesten hin gegen die Burgunder drang das Alemannische vor. Während im sechsten Jahrhundert höchstens der untere Lauf der Aar auf beiden Seiten alemannisch war, der mittlere und obere aber Burgunder und Alemannen trennte, so daß Basel eine alemannische, Solothurn aber eine burgundische Stadt war, so drang das Alemannische immer mehr nach beiden Ufern der Aar vor und es wurden auch die Thäler der obern Rhone und am Monte Rosa alemannisch.

Die Westgrenze des Alemannischen bildeten seit dem fünften Jahrhundert die Vogesen, in deren Thäler es immer weiter sich hineinzog, entsprechend der heutigen politischen Grenze des Elsasses.

Im Osten schloß sich das Schwäbische an, das seinerseits durch den Lech vom Baierischen getrennt war. Im Laufe des Mittelalters drang jedoch das Schwäbische auch auf das rechte Ufer des Lech hinüber. Oberhalb Augsburg überspringt das Schwäbische das rechte Ufer, dringt südlich nach dem Ampersee und weiter bis zum Innthal. Die linke Innseite von Telfs über Landek und Finstermünz sammt dem Oetzthal ist schwäbisch; auch im obersten Etschthal herrscht dieselbe Mundart. Der

---

[1]) Weinhold, alem. Grammatik S. 7.

Grund liegt theils in der Ansiedelung von Schwaben auf welfischen Hausgütern in Baiern, theils in der Germanisirung der romanischen Bewohner der obern Lech-, Inn- und Etschthäler, wobei das Schwäbische rühriger als das Baierische war.

Die Grenze des Alemannischen gegen das Schwäbische ist schwer zu ziehen, weil die beiden Mundarten ineinander übergehen. Im Großen und Ganzen bildet der Schwarzwald von Pforzheim an bis Villingen die Grenze, von da trennt eine Linie das Schwäbische vom Alemannischen, die sich zwischen Villingen und Neustadt hindurch nahe unterhalb Schaffhausen zum Bodensee zieht, dessen Nordufer bis zur Argenmündung begleitet, von hier in das Allgäu vordringt und zwischen Staufen und Immenstadt hindurch südöstlich nach Vorarlberg läuft, was südlich und westlich von ihr liegt, ist alemannisch [1]).

Selbstverständlich zeigt das Alemannische unter sich große Verschiedenheiten, namentlich ein Theil des Elsässischen, obwol im Ganzen in Farbe und Ausdruck alemannisch, hat Eigenthümlichkeiten, die an Niederdeutsches erinnern und eine fremde Beimischung voraussetzen. Es kommt diese Beimischung wol weniger aus der burgundischen Besatzung nach der Schlacht von 496, als aus der fränkischen Einwanderung. Es ist in dieser Beziehung die Vorliebe für d statt t; die Aspirirung von g im Inn- und Auslaute, die Umstellung von r u. s. w. zu verzeichnen. Dieselbe Mundart, wie zwischen Wasgenwald und Rhein, herrscht in der badischen Ortenau, die staatlich und kirchlich Jahrhunderte lang das Schicksal des Elsasses theilte. Auch das Alemannische des Wiesenthals, in dem Hebel dichtete, und des Rheinthals im Breisgau und von Freiburg abwärts, ist vielfach von einander unterschieden.

Es fragt sich nun, wie verhält sich das Hebel'sche und das heutige Alemannische zur ursprünglichen und zur hochdeutschen Sprache? Unsere gesammte mittelalterliche Literatur ist oberdeutsch und das Alemannisch-Schwäbische die eigentliche Na-

---

[1]) Weinhold, alem. Grammatik S. 6 und 8.

tional- und Schriftsprache, deren sich alles, was bei uns deutsch schrieb, bediente. Dieses Alemannische im weitern Sinne war noch in der Blüthezeit der mittelalterlichen Literatur unter den Hohenstaufen von den übrigen oberdeutschen Mundarten, dem Baierischen, Fränkischen, Thüringischen so wenig verschieden, daß man die großen höfischen Dichter ebenso sehr am Bodensee, Breisgau und Elsaß, wie in Oesterreich und Franken, zu Eisenach und zu München verstand. Doch beginnen am Ende der Staufenperiode, die allgemeinen Reichszustände sprachlich mehr und mehr in centrifugaler Richtung einen Einfluß auszuüben und die Mundarten von der oberdeutschen Gesammtsprache des Alemannisch-Schwäbischen sich abzulösen und ihren eigenen Weg zu gehen. Das politische, gesellschaftliche und literarische Leben zog sich in eine Menge kleiner Kreise zusammen an landesfürstliche Höfe, in Städte und Eidgenossenschaften. Es beginnen ferner die einzelnen Stände sich zu trennen. Die Bewohner der Städte, vornehmlich die Kaufleute, die Gelehrten und eine nicht geringe Anzahl von Leuten, deren Beruf jetzt ausgestorben ist, wie fahrende Schüler, Predigermönche, Gaugler und Hausirer, Spielleute und andere bildeten ihre eigenen Ständesprachen aus; auch das Studentendeutsch gehört hierher. Alle diese Erscheinungen traten um so entschiedener auf, je mehr ein Land oder Stand von der literarischen Haupt- und Verkehrssprache abseits lag. So prägten sich die Mundarten nun bestimmter aus und gingen, unbekümmert um die allgemeine Verkehrssprache, ihren eigenen Weg [1]).

So entstand immer mehr das Bedürfniß nach einer ganz Deutschland umfassenden einheitlichen deutschen Hauptsprache, wobei besonders die gänzliche sprachliche Entfremdung des platten Deutschlands, das seit Jahrhunderten kaum oder gar nicht an der Literatur theilgenommen hatte, schmerzlich empfunden wurde.

Dieser Lücke sollte die deutsche Kanzleisprache, aus der unser jetziges Hochdeutsch hervorging, abhelfen. Sie hatte es

---

[1]) Götzinger, Hebels alem. Gedichte, Vorrede S. X. ꝛc.

hauptsächlich auf eine sprachliche Vereinigung von Ober- und Niederdeutschland abgesehen. So blieben eine Menge, den verschiedenen oberdeutschen Dialekten angehörenden, und von den höfischen Dichtern ohne weiteres gebrauchten Ausdrücke, wie klopfen, bastgen, brägeln, brieggen, bresten, imbiß, lützel u. s. w., deren Verständniß in Niederdeutschland nicht vorausgesetzt werden durfte, weg; außerdem vermied man eine Reihe schwer verständlicher Ineinandersetzungen und Zusammenziehungen, und machte so die Sprache zwar steifer und unbeweglicher, aber für den Verkehr tauglicher.

Zu gleicher Zeit nahm man eine Anzahl mitteldeutscher und niederdeutscher Worte und Wortfügungen auf, vornehmlich aber die Verwandlung und Steigerung von û zu au (Hûs, Haus), von î zu ei (Wîn, Wein), wogegen die alten Diphthonge uo in û und ie in î mit stummem e (guot, gût, Dienst, Dienst) sich verkümmern lassen mußten [1]).

Diese neuhochdeutsche Sprache erhielt dann in Luther's Bibelübersetzung ihren ersten klassischen Niederschlag, ihm schrieb ganz Deutschland nach und sie galt den Grammatikern als Regel und Norm. Anfangs jedoch und bis in's siebenzehnte Jahrhundert hinein trat sie bei den Schriftstellern, die sich ihrer, wie Hans Sachs, Moscherosch, Abraham a St. Clara bedienten, mit einer Fülle von landschaftlicher und volksmäßiger Eigenart auf; nach und nach aber schied sie das Mundartliche immer mehr aus und durch die Schule Gottscheds wurde sie den mundartlichen Einflüssen bis auf wenige Spuren entzogen. Doch ist es im Gegensatz dazu ein Verdienst der Klopstock, Herder, Lessing und Göthe, daß sie eine Menge volksthümlicher, bei Seite geworfener Ausdrücke und Redewendungen wieder in das Hochdeutsche aufnahmen und ihnen dort Bürgerrecht verschafften. Was der hochdeutschen Sprache bis jetzt auch nicht gelungen ist, zu verdrängen, das ist die eigenthümliche Art, mit der sie von jedem Stamm betont wird.

---

[1]) Götzinger a. a. O. S. XII.

So haben wir denn in den Mundarten keineswegs ein verdorbenes Deutsch, eine verballhornte Schriftsprache oder, wie man auch gesagt hat, eine Art Bauernsprache, sondern die deutsche Sprache auf einer frühern Entwickelungsstufe. Die Mundarten sind sämmtlich lange vor der hochdeutschen Sprache dagewesen. Sie sind auch in Worten und Redewendungen nicht ärmer als die Schriftsprache, sondern umgekehrt: die Mundarten sind reicher, sie besitzen für eine Menge von Dingen drei, vier Bezeichnungen, wo die Schriftsprache kaum zwei hat und da sie die Sprache auf einer kindlicheren Stufe darstellen, so besitzen sie in hohem Grade die Fähigkeit, zu individualisiren, zu personifiziren und das Leblose zu beleben. Ein schlagendes Beispiel bietet in dieser Beziehung Hebel's Habermuß und Göthe's Metamorphose der Pflanzen, zwei Gedichte, die denselben Gegenstand, die Entwickelung des Keims zur Blüthe und Frucht, behandeln. Welch eine Fülle von Ausdrücken und Redewendungen, von reizenden, wie schalkhaften Bildern und Tropen stehen dem alemannischen Dichter zu Gebot, die er vor dem hochdeutschen voraus hat. Freilich, je mehr die hochdeutsche Sprache in immer weitere Kreise drang und neben den höhern auch den mittlern Stand des Bürgerthums in ihren Bereich zog, desto mehr wurde die Mundart vereinsamt; sie ließ sich in ihrer Flexion und Wortbildung gehen, sie beschränkte sich mehr und mehr auf den Kreis des Dorfes und des Landvolkes und wurde so verächtlich als Bauernsprache behandelt.

So war der Zustand, als Hebel mit seinen alemannischen Gedichten (1803) in die Oeffentlichkeit drang. Es ist höchst charakteristisch, welche Beredtsamkeit die im August 1802 erschienene Einladung zur Subscription entfalten muß, um den Werth der mundartlichen Poesie für den Gebildeten nachzuweisen und das Vorurtheil zu entfernen, als handle es sich hier um niedrige Possen.

„Volksgedichte, in Volksdialekten verfaßt, haben zwar im Voraus eine ungünstige Meinung gegen sich, weil niedrige Posse sich schon zu oft in dieses Gewand gehüllt hat. Gleich-

wol könnten sie von großer Wirkung und manchfachem Nutzen sein, wenn die Dichtung nicht eben so gemein, wie die Sprache, sondern auch in ihr noch würdig und edel wäre und mit Sichtung und Wahl der Ausdrücke und Redeweisen nur die Einfalt und Naivetät der Volkssprache für einfache und liebliche Darstellung benützt würde.

Der gebildete Leser würde sich an den durch Treue und edle Einfalt schönen Kopien der Natur und des Lebens erfreuen; den Ungebildeten würde das Wahre und Schöne darin durch das Vehikel der Sprache, in der er geboren ist, leichter und lebendiger in die Seele gehen und der Sprachforscher, dem bisher für die Kunde der Dialekte fast nichts als trockene Idiotica zu Hilfe standen, würde sie in gefälligen Texten mit ihrem ganzen Gefüge und Gewebe vor Augen haben und durch Vergleichung derselben ohne Zweifel zu wichtigen Resultaten über die Bildung und Form der Sprache geführt werden" [1]).

Allerdings war vor Hebel die Verwendung der Mundart zu Literaturzwecken wenig bekannt. Es gab wol eine Anzahl gebildeter Männer, welche sich der Mundart zu literarischen Erzeugnissen bedienten: allein ihr Bekanntwerden blieb auf einen kleinern Raum innerhalb ihres Stammes beschränkt und ihre Gedichte erschienen meist erst nach ihrem Tode. So war der Oberösterreicher Maurus Lindermayer bei dem Erscheinen der Hebel'schen Gedichte schon todt; sein Name nur in seinem Heimatland bekannt und die erste Sammlung seiner Gedichte erschien erst achtzehn Jahre nach seinem Tode. Die Gedichte des Nürnberger Dichters Gruebel waren 1803 schon gedruckt und er selbst starb 1809 im Greisenalter, allein sie waren nicht bekannt, und es ist erst später Göthe gewesen, der auf sie aufmerksam machte und sagt,

[1]) Die Anzeige findet sich in der Großh. Hofbibliothek unter Miszellen B. L. Stück 10. Unter Stück 2 findet sich ein alemannisches Gedicht auf den Markgrafen ohne Datum, doch schwerlich von Hebel.

sie verdienen neben den Hebel'schen genannt zu werden [1]). Sebastian Sailer, der bekannte Dichter in der oberschwäbischen Mundart, war bereits am 7. März 1777 gestorben; allein erst 1819 kam eine vollständige Sammlung seiner Gedichte heraus; vom Dichter selbst war nichts zum Drucke befördert worden; seine Gedichte waren nur in Abschriften im Umlauf und nur einzelne waren als fliegende Blätter in verschiedenen Orten gedruckt worden [2]).

Es war erst Hebel, der diese örtliche Schranke des Stammes durchbrach, und während er zunächst nur auf alemannische Leser rechnete und jedenfalls nicht auf große Verbreitung hoffte, doch weit über die Grenzen seines Stammes Verbreitung fand und die Mundart wieder zu Ehren brachte.

Man darf mit Recht sagen, daß neben dem wirklichen Gold der Poesie, das in seinen Gedichten enthalten ist, seine idealisirende Richtung es war, die das Volksleben nach seiner schönsten idealen Seite, nach der Seite seines tiefen Gemüthslebens, seines religiösen Sinnes und seiner einfachen, unverdorbenen Sitte zur Darstellung brachte und den Gedichten durch seine landschaftlichen Schilderungen den Charakter des Idyllischen aufprägte, was seinen Poesien eine so günstige Aufnahme sicherte, während andere, wie Sailer, durch die allzu reale Schilderung des Bauerntreibens, in der sie das Wesen der Dialektdichtung sahen, die gebildeten Klassen abstießen.

Vor Hebel war der alemannische Dialekt wenig gepflegt: nur einzelne kleinere Schriftstücke, Briefe, Ansprachen, Lieder, die sich in Zeitschriften verloren, waren bekannt. So ist in Herders Stimmen der Völker das Schweizerlied: „Es het e Buur e

---

[1]) Giehne, Friedrich, deutsche Mundarten. Antologie aus den Gebieten mundartlicher Dichtung. Wien, Pest, Leipzig. Hartlebens Verlag 1873 S. V. 2c.

[2]) Haßler, Seb., Sailers sämmtliche Schriften im schwäbischen Dialekt. Volksausgabe S. VI.

Techterli“ aufgenommen; doch regte sich besonders in der Schweiz gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein gewisses Interesse für die Volksmundart[1]). Im Schwarzwald veröffentlichte Ignatz And. Fellner, Professor in Freiburg, 1803 eine größere Sammlung alemannischer Gedichte, zu der er durch Hebel angeregt worden. Hebel ist nicht gut auf die Fellner'schen Gedichte zu sprechen. Er schreibt darüber an Hitzig: „Meine stille Absicht war es mit, durch die neuen Töne hie und da eine Harfe zu wecken. Aber die Fellner'sche meinte ich nicht.“ Wie es scheint, hatte Fellner, nach Veröffentlichung der Ankündigung der Hebel'schen Gedichte, in welcher der Sommerabend als Probegedicht stand, dieses und einige andere in einer „mittelmäßigen“ Ueberſetzung Hebel zugesandt und ihn noch vor dem Druck um das Manuskript gebeten und ihm den Vorschlag gemacht, sämmtliche Gedichte in das Hochdeutsche zu übersetzen und Text und Uebersetzung nebeneinander drucken zu lassen[2]); aber Hebel ließ sich nicht darauf ein.

Die Fellner'schen Gedichte unterscheiden sich von vornherein dadurch von den Hebel'schen, daß sie keine volksthümliche Unterlage haben; es sind beliebige Empfindungen, wie sie dem gelehrten Professor einfallen, denen er dann einen alemannischen Rock anzieht:

> O wie lieblig ist der May,
> Alles macht er schön und neu
> Uff de Wiese, uff dem Feld,
> Schlagt er uff si wites Zelt.

Andere sind Nachahmungen Hebel's: Gedanken auf dem Kirchhof, das Gewissen, die Spinne, die Seidenraupe, die Kornähre, das Gespenst.

Noch andere sind übertragen von hochdeutschen Stücken: das Vaterunser, David und Goliath nach Claudius, Ueb'

---

[1]) Götzinger, Hebels alem. Gedichte S. XXIX. ꝛc.

[2]) Becker, Festgabe S. 149.

immer Treu und Redlichkeit. Oefter fällt der Dichter in's Platte und Gewöhnliche: Loblied eines Arztes auf seinen Pudel; Lied für Brauer; Wasserlied, Bierlied, Weinlied, Kleidung nach der Mode u. s. w.

Das Beste ist die alemannisch geschriebene Vorrede; das Alemannische Fellner's ist nicht das Hebel'sche des Wiesenthals, sondern das der Umgegend von Freiburg [1]).

In erfolgreicherer Weise erfüllte sich später die Hoffnung Hebels, indem nach ihm und unter seinem Einflusse ein edler Wetteifer in der Pflege der mundartlichen Dichtung erwachte. Castelli und G. Seidl in Niederösterreich sind nachweislich durch Hebel angeregt worden. In den Anfechtungen, mit denen sie infolge eines vielverbreiteten Herabsehens auf die mundartliche Dichtung noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts zu leiden hatten, blickten sie getrost zu ihrem Vorbild Hebel auf. Seitdem hat sich die Zahl der Dichter in der Volksmundart bedeutend vermehrt und ihr Leserkreis erweitert. Selbst auf dem Theater ist einer oder der andern Mundart Zutritt gestattet worden. Doch unterscheiden sich fast alle spätern Dichter von Hebel dadurch, daß bei ihm das Beschauliche und Idyllische vorherrscht, während seine Nachfolger meist das Humoristische, mitunter sogar das Derbkomische aus dem Volksleben aufgreifen [2]). Wir nennen hier von der pfälzer und oberbaierischen Mundart: Nadler, v. Kobell und August Woll, in Schwaben außer Sailer in der neuern Zeit Grießinger, dessen Gedichte jedoch, ähnlich wie die alemannischen Gedichte Hoffmann v. Fallerslebens mehr modern Empfundenes in mundartlichem Gewande geben. Das zwischen das Alemannische und Fränkische in Baden sich einschiebende sogen. „Rheinschwäbische“ wurde kultivirt

---

[1]) Ignatz Fellner, „Neue alemannische Gedichte, Basel 1803. Verlag von Daniel Gliek.

[2]) Fried. Giehne a. a. Orten S. VI.

von Eichrodt. Im schweizerischen Alemannisch nennen wir Paul Usteri, Hagenbach, August Corrodi, Götzinger; im Elsaß ist die Pflege der Mundart mit dem deutschen Wesen verknüpft mit den Namen Ehrenfried, und August Stöber, Hirtz, Hackenschmidt und besonders Arnold.

Dessen „Pfingstmontag“ (Straßburg 1816) gehört unbedingt zu dem Bedeutendsten, was in mundartlicher Dichtung erschienen ist. Es ist ein fünfaktiges Lustspiel, das das Treiben der Straßburger Bürgerklassen darstellt. Es ist soeben von dem um elsässische Sprache und Geschichte hochverdienten Professor Dr. Spach auf's neue herausgegeben worden [1]). Arnold sammelte Jahre lang an den volksthümlichen Redensarten, Kraftausdrücken und Sprichwörtern des Straßburger Dialekts auf Marktplätzen, Buden, in Werkstätten und Bierlokalen, in öffentlichen Gärten und auf dem Ackerfelde ebenso sehr wie in befreundeten Abendzirkeln und vertraulichen Gesprächen; darin liegt der Hauptwerth seiner Dichtung; sie ist eine Mustersammlung der besten Redensarten des Dialekts von Ende des vorigen Jahrhunderts, wo er noch wenig vom Französischen beeinflußt war [2]).

Auch für das Nieder- oder Plattdeutsche regt sich ein neues Interesse. In früherer Zeit Voß in den niederdeutschen Idyllen, in neuerer Zeit Claus Groth, der diese Mundart in weiten Kreisen zu Ehren brachte, und Fritz Reuter, der bekanntlich mit seinen Dichtungen in Mecklenburger Mundart

---

[1]) Der Pfingstmontag, Lustspiel in Straßburger Mundart von J. G. D. Arnold: Neue revidirte Ausgabe mit einer literar.-historischen Einleitung von L. Spach. Straßburg, Verlag von Schulz 1874. Vergleiche in der Einleitung auch Göthes Urtheil S. XIX. ꝛc.

[2]) Aus Baden seien außer Hebels Freunden noch genannt als Pfleger des Alemannischen: Sonntag, L. Dorn und Schneider (Alemannia), Bilharz, Längin, Reitzel, Uehlin, Josephine Obermüller, Elis. Kallmann. Auch von Scheffel ist ein vorzügliches Gedicht in alem. Sprache gedruckt (Gaudeamus.) In der erfolgreichen Behandlung des Schwäbischen durch einen Badener sei Eyth aus Schiltach genannt.

in den gebildeten Klassen ungeheuere Erfolge erzielte; ferner Johann Meyer, der Hebel in's Plattdeutsche übersetzte [1]).

Was nun die Verwendung des Alemannischen durch Hebel betrifft, so ist hier von Werth, daß er die ersten Jahre nach seinem Examen in alemannischen Orten thätig war; zuerst in Hertingen und dann seit 1783 in Lörrach. Damals war das Hochdeutsche noch lange nicht in die Bevölkerung der Mittelklassen eingedrungen; es war die Verkehrsprache unter den Gliedern seiner Gemeinde und als Sprache seiner Kindheit und seiner Heimatgegend hat er sich derselben um so mehr bedient, als diese volksthümlichen Laute ihm Zutrauen gewinnen und die Herzen der Eltern wie die der Kinder aufschließen mußten.

Im Verkehr mit seinen Freunden galt das Alemannische ähnlich wie die Proteuser Sprache als eine Art Geheimsprache, deren man sich denn auch reichlich bediente. In dieser Beziehung ist vermuthlich noch aus der Lörracher Zeit ein Denkmal des Hebel'schen Geistes, das frühste, was wir in alemannischer Mundart von ihm haben, uns erhalten, das freilich erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde: die im Jahr 1791 geschriebene Epistel an Pfarrer Güntert in Weil, in der er diesem den „neuen Vikari von Lörrach", seinen Freund Hitzig empfiehlt [1]). Sie ist zu gleicher Zeit ein Zeugniß von der sichern Art, mit der Hebel das Alemannische handhabte, von dem frischen naturwüchsigen Humor, der bei ihm zu

---

[1]) Plattdeutscher Hebel, eine freie Uebersetzung der Hebel'schen alemannischen Gedichte von Joh Meyer. Hamburg 1859.

[2]) Da Hitzig nach den Akten unter demselben 2. November 1791, welcher Hebel von Lörrach abrief, an dessen Stelle zum „Präceptoratsvikar" in Lörrach ernannt wurde, so kann der Brief an Güntert, wenn er überhaupt noch in Lörrach geschrieben ist, nicht vor Ende 1791 fallen, darnach wäre die Zeitbestimmung 1787 in Beckers Festgabe S. 3 zu berichtigen, wie auch die Bemerkung in der Lebensbeschreibung vom Jahr 1834, daß Hitzig im Jahr 1787 Pfarrvikar in Lörrach wurde. Wie die Einleitung zur Festgabe richtig angibt, machte Hitzig 1787 sein Examen und half seinem Vater in Rötteln aus.

Hause war und von einer hohen dichterischen Begabung, namentlich nach der Seite der Personifikation und der Verwebung von feinen Detailbeziehungen und sinnigen Bemerkungen in seinen Schilderungen, worin er später in den Gedichten und im Hausfreund sich sehr so als Meister zeigt.

In Betreff der poetischen Begabung Hebels ist auch eine Bemerkung von Werth, die er später über sich selbst gethan hat: „wenn er im Sommer Prosa schreiben wolle, so müsse er immer bei Nacht aufbleiben, denn in des Tageshitze gerinne ihm Alles augenblicklich in Verse und Reime [1]). So war ihm in gewisser Beziehung die gebundene Form das natürlichere, sich von selbst ergebende, wovon die zahlreichen poetischen Episteln, eine Menge Gelegenheitsgedichte und die auf ähnliche Weise entstandenen Räthsel reichlich Belege bieten. Sicher gilt dieses Wort nicht minder von der alemannischen Sprache, die ihm ja in gewisser Beziehung noch handlicher und seinem Fühlen und Empfinden in der Weise des Volkes angemessener war. Einen entscheidenden Einfluß jedoch auf die Entstehung der alemannischen Gedichte übte die Versetzung nach Karlsruhe, nicht bloß indem der briefliche Verkehr mit seinen Freunden nun ein lebhafterer wurde und durch denselben reichlichere Veranlassung zu allerlei Scherz und Humor gegeben war, sondern vornehmlich dadurch, daß sich seine Heimatgegend mit ihren landschaftlichen Schönheiten und ihren biedern Bewohnern mehr und mehr in seinem Geiste idealisirte und bei aller Behaglichkeit des Karlsruher Aufenthalts eine gewisse Sehnsucht nach dem Oberland ihn erfaßte und häufig bewegte. Sie gab ihm gerade die schönsten Stellen in seinen Briefen ein und läßt sich in diesen vielfach verfolgen, namentlich dann, wenn ihm der Gegensatz der Einförmigkeit und Kahlheit der Karlsruher Umgebung, des Welschkornlandes, wie er es auch nannte, und der Reichthum und die Fülle der landschaftlichen

---

[1]) Giehne, Studien über Hebel. Cottaische Vierteljahrsschrift 1858 S. 4—7.

Schönheit des Wiesenthals mit seinen Bergen und Quellen zum Bewußtsein kam.

„Unterhalb Bühl kam ich an der Oberländer Landstraße heraus. Ach wie es mir da zu Muth war? Wie alle Freuden des Oberlandes in meiner Seele aufwachten: Aber was half mir's auf der Straße zu sein, mein Weg ging wieder hinabwärts. Schwerbeladen mit 4 Säcken voll Erz und Steinkohlen und Kieseln kam ich wieder heim und fühlte jetzt von neuem und erst, was für einen Fluch mir der Himmel auferlegte, daß er mich nach Karlsruhe sendete. Ach es war so lieblich und so heimlich und so ruhig in den verborgenen Thälern und so frei und hehr auf den Anhöhen, wo ich herumkletterte und Alles dem Oberland so ähnlich. Jetzt lauf ich wieder in dem Geräusch der Stadt umher, allenthalben umgeben von Häusern und Mauern, die doch noch den Vortheil haben, daß sie meinem Auge die unfreundlich langweilige Sandfläche, das leere todte Wesen der ganzen Gegend verbergen." (Oktober 1792 an Gustave.)

„Da bin ich auch wieder — durch die Stettemer Matten herab, am Batzenhäuflein rechts um, husch über den Wiesensteg, Rebberg auf, Rebberg ab — da bin ich. Ich sei schon lange nicht mehr dagewesen, meinen Sie? Recht oft komme ich, fast alle Tage, aber Sie könnens nicht sehen. Am Tage hab ich wenig Zeit mehr. Gemeiniglich komm ich alsdann Abends und schaue zwischen den Fensterläden hinein und wenn ich sie alle wiedergesehen habe, wie sie zusammen spinnen oder stricken, oder wie sie Tafel halten, oder was sie thun, so bin ich zufrieden, spiele noch ein wenig mit dem Bummer oder Kappi (zwei Hundenamen), wenn er da ist und gehe wieder heim". (Dezember 1793 oder 1796.)[1])

In diesem Sinn kann man sagen, daß das Heimweh die alemannischen Gedichte geboren habe, wie denn Hebel selbst eine Aeußerung dieser Art gethan zu haben scheint. Es war

[1]) Becker, Festgabe S. 18 und 27.

nicht das Heimweh im eigentlichen Sinne, was ihn zu der Abfassung der alemannischen Gedichte anregte, sondern mehr das Interesse an der Sprachart und dem Volksleben seiner Heimat, die sich vor seinem Auge verklärte und nach der zeitweise eine Sehnsucht in seiner Seele aufstieg, wie er hinwiederum durch diese Gedichte sich von dieser mehr poetischen als ernstgemeinten Stimmung der Sehnsucht befreite [1]).

So finden wir denn Hebel im Anfang des Jahrhunderts ernstlich mit den alemannischen Gedichten beschäftigt, wie wir aus Briefen an seinen Freund Hitzig verfolgen können.

Hitzig hatte Hebel eine humoristische Bearbeitung der Schöpfungsgeschichte zugeschickt; darauf gibt ihm Hebel nach einem Briefe aus dem Jahr 1800 ein „Seitenstück zum besten für den Spaß“, den ihm einst die letzte gemacht habe, hinzusetzend: „Es ist die Geschichte 1. Sam. 25, V. 2—42 im Oberländer Dialekt, in Hexametern, die Scene ist im Schopfemer Kirchspiel.“ „Hab Spaß daran, wenn Du kannst und theils nicht mit und nenn meinen Namen nicht. Ich läugne wie ein Dieb“ [2]). Aehnlich äußert er sich in einem Briefe an Kirchenrath Engler [3]). Darnach gehört „Der Statthalter von Schopfheim“ zu den frühesten alemannischen Gedichten Hebels, in einer Zeit entstanden, wo Hebel, vielleicht auch um des biblischen Stoffes willen, noch nicht für einen solchen gelten will, der sich mit Poesie abgebe. Aus einem Briefe aus dem Anfang des Jahres 1801 erfahren wir dann, daß ihm die Beschäftigung mit der alemannischen Sprache und die Abfassung von alemannischen Gedichten zur „Liebhaberei“ geworden ist, daß er sich zur Schadloshaltung für den Ungenuß mancher Geschäftsstunde auf dieses ganz besondere Fach geworfen hat: „Ich studire unsere oberländische Sprache grammatikalisch, ich

[1]) Vergleiche über die Entstehung der alemannischen Gedichte die trefflichen Bemerkungen von Lic. Seisen, früher Diakonus in Schopfheim und Pfarrer in Hausen, I. und II. Stück. Lörrach 1854.

[2]) Becker a. a. Ort S. 99.

[3]) Aus Hebels Briefwechsel, Freiburg 1860 S. 3.

versifizire sie . . . in allen Arten in Metris, ich suche in dieser zerfallenden Ruine der altdeutschen Ursprache noch die Spuren ihres Umrisses und Gefüges auf und gedenke bald eine kleine Sammlung solcher Gedichte mit einer kleinen Grammatik und einem auf die Derivation (Abstammung) verweisenden Register der Idiotismen in die Welt fliegen zu lassen" [1]). Zugleich meldet er, daß er an einem größeren Gedichte dieser Art „dem Denglegeist" in Hexametern arbeite. Später freilich geräth das Gedicht ins Stocken; er sendet das Bruchstück seinem Freunde zu und noch etwas später meldet er, daß er, da ihm keine Idee zur Fortsetzung des Denglegeistes aufgegangen, ihn „einstweilen einem langen Gedichte an die Wiese vorgewebt" habe; hinzufügend: „Ich bin fleißig an den alemannischen Liedern und werde bald ein Schifflein voll auf die hohe See schicken."

Im Anfang des folgenden Jahres klagt er zwar, daß der „alemannische Pegasus nimmer fliegen wolle"; allein er kann zugleich melden, daß es doch in den letzten Monaten einen kleinen Zuwachs gegeben habe: Freude mit gutem Gewissen, das Habermuß, der Storch, Sonntagsfrühe, ferner, daß das Idiotikon 300 Artikel stark fertig sei und daß das Ganze 14—16 Bogen umfassen werde und er unterhandelt mit seinem Freunde schon wegen eines passenden Verlegers. Um Ostern 1802 sind die Unterhandlungen im vollen Gange, wiewol mit einem andern als dem spätern wirklichen Verleger. Hebel trägt sich mit dem Gedanken, ein paar Ansichten aus dem Wiesenthal „in die Ovale des Umschlags zu bringen" und wird darin von Hitzig unterstützt. Doch die Unterhandlungen zerschlagen sich. Hebel erfrischt sich im Spätjahr durch eine Reise ins Oberland und erst im Dezember erfahren wir, daß der Druck nahezu fertig ist. Unterdessen war unterm 10. August 1802 die Ankündigung und Einladung zur Subscription erschienen. Sie weist, wie schon bemerkt, zum Eingang das Vorurtheil zurück, als handle es sich in diesen Gedichten

[1]) Friedrich Becker S. 106.

um niedrige Possen, schildert ihren Werth für den Gebildeten, wie Ungebildeten und insbesondere für den Sprachforscher, verbreitet sich in einigen Worten über die Ausdehnung des alemannischen Dialektes und gibt als Probe das Gedicht der „Sommerabend", den Preis für das Exemplar auf 1 fl. 24 kr. stellend [1]).

So erschienen denn die „Alemannischen Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten," ohne eigentliche Nennung seines Namens auf dem Titelblatte, 232 Seiten ohne das Vorwort umfassend, im Anfang des Jahres 1803 in der Macklot'schen Hofbuchhandlung. Sie trugen den zweiten Vers der Virgil'schen Idyllen als Motto: Silvestremem tenui musam meditabor avena [2]) und die Inschrift: „Meinem lieben Freund,

---

[1]) Zum Verständniß der Entstehung der alemannischen Gedichte möge noch folgende Stelle aus Nüßlin hier stehen: „Auf die Frage nach dem Ursprung und der Anregung zu seinen Gedichten versicherte er: Einiges möge er der Manessischen Sammlung altdeutscher Minnelieder, die er früh gelesen, viel mehr jedoch den Psalmen Davids zu verdanken haben, welche er in der zweitobersten Klasse des K. Lyceums erklärte. Oft habe er darüber nachgedacht, wodurch sie ihn wol so mächtig anzogen und habe am Ende gefunden, daß es die große Einfachheit sei, welche darin herrsche; da sei ihm der Sinn gekommen, Aehnliches in seiner Oberländer Mundart zu versuchen; allein diese Versuche seien so zu seiner Unzufriedenheit ausgefallen, daß er sie ganz bei Seite gelegt und erst in seinem vierzigsten Jahre wieder aufgenommen habe." .... Außerdem ist so viel gewiß, daß er erst bei Theokrit, welchen er um jene Zeit erklärte, die rechte Form für seine dichterischen Erzeugnisse gefunden hat, wie schon seine bukolischen Wettgesänge die Feldhüter und über Kürze und Länge des Lebens als Nachahmer Theokrits unwiderleglich darthun. (Nüßlin S. 42.)

Was diese früheren Versuche betrifft, so können sie kaum um einige Jahre den veröffentlichten Gedichten vorausgegangen sein. Der Einfluß der Psalmen ist doch kaum bemerkbar. Hebel gab zwar seit 1792 Hebräisch, aber nur die Anfänge in der obersten Klasse der untern Abtheilung des Gymnasiums: in den drei letzten Jahreskursen ertheilte er diesen Unterricht erst seit Frühjahr 1798. Am meisten ist in seinen Gedichten Theokrits Einfluß zu verspüren; allein seine Lektüre wurde erst 1806 im Gymnasium, allerdings auf Hebels Vorschlag, eingeführt, wie ähnlich durch ihn 1802 Xenophons Cyropaedie u. Anakreon. (Vierordt, Geschichte des Gymn. S. 210 u. 213.)

[2]) Waldmelodien zu singen beginn ich mit schüchternem Griffel.

Herrn Berginspektor Herbster, und dann meinen guten Verwandten, Freunden und Landsleuten zu Hausen im Wiesenthal zum Andenken gewidmet von J. P. H."[1])

Es waren 32 Gedichte, dieselben, die im ersten Bande der Ausgabe von 1834 sich finden; mit den Melodien zu Freude in Ehren, oder wie der ursprüngliche Titel lautete, Freude mit gutem Gewissen, zum Morgenstern, zu Hans und Verene und zum Wächterruf. Drei davon hat, wie Hebel an Hitzig berichtet, Pfarrer Müller in Friesenheim geliefert; die für den Morgenstern wurde ihm aus Kolmar von unbekannter Hand zugesendet.

Während Hebel in Sorge war, es möchten ihm die 500 Exemplare, die er über die Subscription drucken ließ, theilweise am Halse hängen bleiben, so war die Aufnahme eine über Erwarten günstige. Schon 1804 war eine zweite Ausgabe nöthig, bei der Hebel infolge der günstigen Beurtheilung der Sammlung nun ungescheut, wie bei den spätern, mit seinem vollen Namen hervortrat.

1806 erschien eine dritte mit drei Kupfern (zum Karfunkel, zum Schmelzofen, zur Mutter am Christabend), freilich geschmacklos im Geiste der Zeit, ohne Ausdruck und Natürlichkeit. Auch diese dritte Ausgabe enthielt nur die 32 Gedichte der ersten Ausgabe, doch waren, wie die Vorrede sagt, auf Grund „öffentlicher und stiller Belehrungen und Winke" mannichfaltige sprachliche „Verbesserungen" vorgenommen und auch das Wörterbuch da und dort vermehrt worden. Wie aus der Vorrede zur vierten Auflage erhellt, die im Jahr 1808 erschien, wurde Hebel aus dreierlei Rücksichten zu diesen Veränderungen bewogen. Sie galten der Entfernung einzelner Härten des Dialekts; Worte und Redensarten, die ihm zu derb schienen, wurden mit anderen vertauscht, verschiedene Stellen, die eine zu örtliche, für den größern Leserkreis un-

---

[1]) Herbster war damals Direktor der Schmelzhütte in Hausen und Hebel schon von Lörrach her befreundet.

verständliche Beziehung hatten, weggelassen. — So wird in den „Irrlichtern“ aus der Zeile der ersten Ausgabe:

Un wenns so finster wird, wie in're Chue,

in der dritten Ausgabe:

Und stoht ke Stern am Himmel und ke Mon.

Die bekannte Stelle im Schmelzofen vom rauchenden Büblein, wie ihm der Schmelzer das Pfeiflein aus dem Munde reißt, lautet in der ersten Ausgabe:

Er keits ins Füer und balgt derzu:
Du dunderschießige Lappi du,
Sug ame Zipfeli Leberwurst,
S' isch besser für so chleine Burscht.

Ein dritter Grund zu Veränderungen lag darin, daß einige Leute und selbst solche, die er nicht persönlich kannte, „Anspielungen auf ihre Schicksale oder persönlichen Eigenheiten“ angedeutet finden wollten. Die meisten Veränderungen erlitten die „Marktweiber in der Stadt“ und der „Storch nach dem Frieden“. An diesen zwei Gedichten hatte Göthe in seiner sonst günstigen Beurtheilung einige Ausstellungen gemacht: bei dem ersten meinte er, daß nur die friedlichen Motive darin hätten aufgenommen werden sollen; bei dem andern, daß die Weiber den Städtern zu sehr den Text lesen. Und in der That sind diese Bemerkungen nicht ohne Grund. So heißt in „den Marktweibern“ die dritte Strophe nach der ersten Ausgabe:

Und wemme g'chämpft muß ha,
gohts, meini, ehnder no a
im Freie dusse, wo d'Sunn o lacht,
do inne ischs zum Bitrüebe
„Chromet geli Rüebe!“
si hen schier allewil Nacht:

Die 12. Strophe:

Und erst der Staat am Lib!
me cha's nit seh vor Chib.
Jo wedelet numme, d' Stroß isch breit,
mit eure Junten! I thätich —
„Chromet zarti Rettich!“
i hätt schier gar näumis gsait.

Im „Storch“ stehen in der ersten Ausgabe mit Bezug auf das unverständliche Welschen des Thiers statt der jetzigen 10., 12. und 13. Strophe folgende drei:

Gang, hol ein s' Becke Chasperli!
Er ist e Rung im Welschland gsi;
er het emol go Vivis gschmeckt,
Un wie der Storch si Schnabel g'streckt.

Un welsche chaner, s' ische Gruus;
es blibt ke Wentele im Hus
und s'Glas stoht an den Fenster'n ab;
wer weiß, verstoht er Chlip und Chlap!

Zwor wird er anderi Gschäfte ha;
Er martschet näume, wenn er cha;
„Jetz Chrütz im Baum, und Sakertie!
'ne Moß verspielt! Potz Mundie!“

Hingegen ist das ächt poetische Motiv von der Mutter und ihrem Kinde, die den Storch begrüßen, welches in den spätern Ausgaben durch drei Strophen durchgeführt ist, in der ersten Ausgabe nur in den wenig dichterischen Worten angedeutet:

S'isch au nit alles grad und recht,
Und s' Nochbars Chind isch sölli schlecht,
mi Gschwey het hinecht bynem gwacht,
s' het Gichter gha die ganzi Nacht.

Unzweifelhaft hat das Gedicht durch die Umarbeitung nur gewonnen und ist in seinen Motiven edler und dichterischer geworden.

Auf die Bitten seiner Freunde, bei einer neuen Ausgabe die Lesarten der ersten wieder herzustellen, ließ er sich nicht ein, rechtfertigte vielmehr die Veränderungen in der vierten Auflage und ließ sie auch in der fünften, der letzten, die von ihm besorgt wurde (1820), stehen. Im Ganzen kann man nicht sagen, daß die Gedichte durch diese Veränderungen verloren hätten; die Ausdrücke waren wirklich anfangs öfter zu derb und zu plump, das Versmaß hart und die verschiedenen örtlichen Beziehungen verständnißerschwerend.

Von hervorragenden kritischen Beurtheilungen nennen wir

die von Johann Georg Jakobi, der seit 1784 als Professor der schönen Künste und Wissenschaften in Freiburg lebte und in seinen Gedichten eine dem alemannischen Sänger verwandte, früher süßliche, seit seiner Uebersiedelung nach Freiburg etwas kräftigere Richtung einschlug. Er war schon zur Erlangung eines Verlegers um sein Urtheil über die Hebel'schen Gedichte gebeten worden und sprach sich nun eingehend im Freiburger Intelligenz- und Wochenblatt (vom 23. Februar 1803) über sie aus. Er machte darauf aufmerksam, wie Hebel überall nur Gesehenes und Erlebtes gebe, wie er in diesen ländlichen Bildern die süßen Erinnerungen seiner Jugend darstelle, wie er es verstehe, mit seiner Phantasie Feld und Bäume, Landschaft und Fluß und Felsen in glücklicher Weise zu beleben, ihnen Gestalt und Rede zu leihen und sie zu seines gleichen zu machen. Er pries endlich ihre Einfachheit und Erhabenheit und bewunderte namentlich die Kunst, in diesen einfachen Bildern dem Landbewohner die wichtigsten Wahrheiten nahezubringen, den Scherz durch die Liebe zum Guten zu heiligen und jeder Volkssage eine Warnung oder einen Trost unterzulegen. In demselben Jahr, im November 1803, sprach sich in der Zeitung für die elegante Welt in einem Schreiben an den Herausgeber dieser Zeitschrift Jean Paul aus, der sich von dem idyllischen Charakter der Gedichte gleichfalls angezogen fühlte, wie seinerseits Hebel wieder die schönen Schriften dieses „einzigen vortrefflichen Menschen", wie er ihn nennt, liebte. „Unser alemannischer Dichter hat für Alles Leben und für Alles Sinn; das offene Herz, die offenen Arme der Liebe und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch." „Er ist naiv, er ist von alter Kunst und neuer Zeit gebildet — er ist meistens christlich elegisch, zuweilen romantisch schauerlich — z. B. in der hohen Erzählung: der Karfunkel — er ist ohne Phrasendriller — er ist zu lesen, wenn nicht einmal, doch zehnmal, wie alles Einfache. Mit andern bessern Worten: das Abendroth einer schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er auf-

steigen läßt — poetische Blumen ersetzt er durch die Blumengöttin selber, durch die Poesie — das Schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indeß er mit der andern Hand auf das Abendglühen der hohen Gletscher zeigt und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schon herabrufen." Das Urtheil Jean Pauls freute Hebel ungemein, es ist das schönste, das ich noch gelesen habe, schreibt er an Gustave.

So günstig diese Beurtheilungen sind, so übersehen doch beide gerade das Bedeutendste an den alemannischen Gedichten, daß sie nicht der Ausfluß subjektiver Empfindung, Kinder müssiger Erfindung sind, wie sie gerade damals der Schule der Anakreontiker unter der Anführung Gleims eigen waren und als solche frei in der Luft schweben, sondern daß sie eine feste landschaftliche Unterlage haben: das bestimmt ausgeprägte Bild jenes wunderschönen Fleckchens Erde, auf dem wieder ein bestimmt ausgeprägtes Volksleben sich abhob, das sie in seinem Wesen und Treiben, seinen Sitten und Gebräuchen treu wiedergeben und noch obendrein in der ureigenen Volkssprache, die eben dadurch selbst in dem Reichthum ihrer Ausdrücke, der Zartheit ihrer Bilder, der Gemüthsfülle und der Fähigkeit, das Leblose zu beleben, der Nachwelt überliefert wird.

Auch Göthe, dessen Urtheil nach dem Erscheinen der zweiten Auflage im Februar 1805 in der Jenaischen Literaturzeitung erschien, hat dieses Moment nicht genug gewürdigt. Er preist, ähnlich wie Jakobi, Hebels Fähigkeit, zu personifiziren, seine naive und anmuthige Weise die Naturgegenstände zu Landleuten zu verwandeln, seine heitere Laune und Geschicklichkeit; er hebt hervor, wie Hebel darin, insbesondere aber dadurch den Charakter der Volkspoesie sehr gut getroffen habe, daß er durchgängig, zarter oder derber, eine Nutzanwendung ausspreche: „Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganzes erfahren und so in einem höhern Sinne erbaut sein will,

so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem Einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das Fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt." Sonst hatte, wie schon oben ausgeführt worden, Göthe an den „Marktweibern" und „dem Storch" Einiges auszusetzen und er ermunterte auch den Dichter, dem Vers eine größere Aufmerksamkeit zu schenken" [1]).

Mit Recht bemerkt Klaus Groth diesem Urtheil gegenüber: „Dies ist schief und unwahr von einem Ende bis zum andern. Nach diesem Göthe'schen Urtheil sollte man glauben, daß, wie bei den Fabeln in Wagner's Lehren der Weisheit und Tugend, die Moral von der Geschichte in jedem Hebel'schen Gedichte zum Schluß oder an noch geschmackvollerem Platze angebracht sei. Aber wo steht denn diese Moral in den Liebesliedern Hebel's, im „Hans und Vreni", im „Hexlein", im „Kuß in Ehren" oder wo ist sie ausgesprochen . . . . in der „Wiese" oder in seinen Erzählungen, im „Statthalter von Schopfheim" oder im „Charfunkel"? Die Poesie will weder lehren noch bessern, sie will nur darstellen. Es ist nur das Vorurtheil gegen das, was man mit verächtlichem Nebenbegriff seit Opitz als Mundart bezeichnet hat, daß Göthe sich einen Begriff der Volkspoesie zurecht macht, in welcher das Fabula docet der Kern sei" [2]).

Nüßlin berichtet, und die Aussage wird von Karlsruher Kreisen, die Hebel nahe stunden, bestätigt, daß die alemannischen Gedichte im Wiesenthal im ersten Augenblick nicht

---

[1]) Näheres über die Urtheile J. Pauls und Göthes im Lebensabriß vom Jahr 1843, S. XXVIII.

[2]) Klaus Groth, Ueber Mundarten und mundartige Dichtung. Berlin bei Hilke 1873 S. 21 2c.

gut aufgenommen worden seien; die Leute wähnten, er habe sie in ihrer Mundart verspotten wollen; ja sie hätten gedroht, dem „Karlsruher Professor" beim ersten Besuche Arme und Beine zusammen zu schlagen [1]). Es liegt allerdings in der Natur des Volkes, wie dafür auch anderwärts Erfahrungen vorhanden sind, eine noch so liebevolle und gutgemeinte Schilderung seiner Zustände namentlich in Form von Gedichten, die einen Anflug von Humor haben, als eine Art Pasquill aufzufassen; die Veränderungen, die Hebel mit der dritten Auflage vornahm, zeigen, daß auch bei seinen Gedichten etwas von einer solchen Auffassung vorlag. Doch erzählt Nüßlin selbst, daß die Oberländer bald ihren Irrthum erkannt und daß die alemannischen Gedichte sich rasch in den abgelegensten Orten verbreitet hätten. Die schon beschriebene überaus freundliche Aufnahme im Jahr 1812 zeigt auch, wie hoch man Hebel in seiner Heimat zu schätzen wußte.

Uebrigens ist es leicht begreiflich, wenn beim eigentlichen Volk die Gedichte sich nicht alsbald Eingang und Anerkennung verschafften, sondern sich in erster Linie die gebildeten Kreise eroberten. Neben der Schwierigkeit der Entzifferung der Mundart läßt sich nicht läugnen, daß die unvolksthümliche, steifgelehrte Form des Hexameters, die damals in den Gelehrtenkreisen noch als die Urform galt, in der ein deutscher Dichter sich produziren müsse, und in welcher gerade die bedeutendsten Gedichte Hebels sich bewegen, auch hemmend und abstoßend für das Verständniß bei dem Volk wirken mußte.

Obwol Hebel durch seine alemannischen Gedichte sich rasch die Anerkennung der hervorragendsten Männer der deutschen Literatur, zu denen außer Göthe und Jean Paul noch Voß und Tiedge kamen, errungen hatte, so bildete er dieses ihm eigene Dichtergebiet dennoch nur in spärlicher Weise weiter aus. Offenbar wollte er sich keinen Zwang anthun; wie die erste Sammlung fast wie von selbst entstanden war, ein un=

[1]) Nüßlin, Briefe Hebels an einen Freund S. 18.

mittelbarer Ausfluß des inneren dichterischen Dranges, so wollte er auch nachher nichts geben, was aus bewußter Absicht hervorgegangen, mehr gemacht als geworden schien, obwol es ihm an Aufforderungen dazu nicht fehlte. Nur einige wenige Gedichte sind es, die seit 1803 entstunden und theils in der von Johann Georg Jakobi herausgegebenen Iris, theils im Freiburger Wochenblatt und im alsatischen Taschenbuch erschienen. Sie sind gesammelt in der 1820 herausgegebenen noch von ihm veranstalteten fünften Auflage, die jedoch nicht mehr bei Macklot in Karlsruhe, sondern bei Sauerländer in Aarau herauskam. Es sind folgende 12: dem aufrichtigen Schweizerboten am Hochzeitstage, die Feldhüter, des neuen Jahres Morgengruß, Geisterbesuch auf dem Feldberg, der Abendstern, der Schwarzwälder in Breisgau, Riedligers Tochter, die Ueberraschung im Garten, das Gewitter, Agathe, die Häfnet-Jungfrau, auf den Tod eines Zechers; von denen der Abendstern, die Ueberraschung im Garten und das Gewitter das volle, reiche Dichtergemüth Hebels abspiegeln.

Sonst sind in alemannischer Mundart noch zu nennen: Briefe an einige Freunde, mehrere Gelegenheitsgedichte und einige andere Gedichte, von denen Erinnerung an Basel, die glückliche Frau, der Geist in der Neujahrsnacht, der Sperling am Fenster, der allzeit vergnügte Tabaksraucher die bekanntesten sind — sämmtlich jedoch erst nach seinem Tode in die Sammlung der alemannischen Gedichte aufgenommen wurden.

Bei der raschen Verbreitung und Anerkennung, die sich die alemannischen Gedichte erwarben, war es natürlich, daß bald der Wunsch entstand, sie in's Hochdeutsche übersetzt zu erhalten. Hebel's Freund Jakobi insbesondere sprach diesen Wunsch im Freiburger Intelligenz- und Wochenblatt aus; er meinte, wenn auch manche Schönheit verloren ginge, so müßte doch auch in der Uebersetzung der Stempel des ächten Dichtergenies noch an ihnen erkannt werden. Mit einem gewissen berechtigten Gefühl sprach Jean Paul dagegen und Hebel äußerte, eine Uebersetzung in's Hochdeutsche komme ihm vor,

wie wenn man ein hübsches naives Bauernmädchen in städtischen Putz kleide und in die vornehme Gesellschaft einführe. Die Probe, die Hebel selbst schon im Jahr 1804 mit dem Abendstern, unmittelbar nachdem das Gedicht in alemannischer Sprache entstanden war, machte, setzte er nicht fort, obwol er es verstand, viel von dem Reiz des Individuellen aus dem Original herüberzunehmen.

Glücklicher wäre der Gedanke Göthe's zu nennen gewesen, Volkslieder in die alemannische Sprache zu übertragen, da solche wegen der großen Fähigkeit dieser Sprache, zu personifiziren und Vorstellungen der naivsten und kindlichsten Art wiederzugeben, nur hätten gewinnen können. Allein Hebel ließ sich nicht darauf ein. Nach der Erscheinung von des Knaben Wunderhorn soll er auf Anrathen seines Freundes Kölle einige Volkslieder zur Uebertragung angezeichnet haben, sei aber nicht zur Ausführung des Entschlusses gekommen [1]).

Hingegen hat Hebel verschiedene Gedichte in hochdeutscher Sprache verfaßt, theils bei festlichen Gelegenheiten, theils bei anderen Veranlassungen. So sind die Gedichte entstanden: Mit der Freude zieht der Schmerz; ferner das Sommerlied, das Abendlied wenn man aus dem Wirthshaus geht, von denen die beiden letzten im badischen Landkalender im Jahre 1807 erschienen.

Das Grenadierlied und Musquetierlied verfaßte er im Kriegsjahr 1809 für die ins Feld ziehenden badischen Truppen.

Früher schon hatte er protestantische Kirchenlieder ins Lateinische übersetzt, unter andern Gellerts: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte. Nach den Mittheilungen seines Freundes Kölle war es nahe daran, daß sie in der päpstlichen Kapelle in Rom, wohin Hebel auf Kölle's Wunsch eine Abschrift gesandt hatte, verwendet worden wären. Man fand aber, daß nichts von den Heiligen darin stehe und so wurden sie zurückgewiesen. Hebel bedauerte in seinem Humor sehr, daß ihm

[1]) Lebensbeschreibung vom Jahre 1843 S. 118.

nicht die Ehre widerfahren sei, in der Peterskirche gesungen zu werden.

Doch alle diese Poesien sind kaum nennenswerth gegenüber den alemannischen Gedichten. Diese sind, abgesehen vom alemannischen Kleide, wirkliche ächte Poesie, die ihrer Wirkung nicht verfehlen konnte.

Daher ist es denn auch erklärlich, daß man ungeachtet der von seinem Standpunkte aus berechtigten Abneigung, die Hebel gegen eine Uebertragung in's Hochdeutsche haben mochte, schon frühe eine solche Uebersetzung veranstaltete, von denen zu Lebzeiten Hebels schon eine ganze Anzahl erschienen [1]). Wie sehr solche Uebertragungen auch heute einem wirklichen Bedürfniß entsprechen, zeigt die treffliche, von R. Reinick verfaßte und mit poesievollen Zeichnungen von Ludwig Richter erschienene Ausgabe, die seit 1850 fünf Auflagen erlebt hat.

Der Grund, weßhalb diese Gedichte auch nach Abstreifung des ursprünglichen Gewandes, wobei wol hie und da etwas vom feinen poetischen Duft verwischt sein mochte, fort und fort eine bedeutende Anziehungskraft üben, liegt zum Theil in den reizenden Detailmalereien, er liegt aber vornehmlich darin, daß Hebel nicht, wie die meisten Dialektdichter, das Charakteristische in derber Volkskomik suchte, sondern das alemannische Volksleben des Wiesenthals poetisch verklärte und nach seiner gemüthvollsten idealsten Seite zum dichterischen Ausdruck brachte.

In diesem Sinn sagt der schon erwähnte Klaus Groth sehr schön und mit vollem Rechte, den höchsten Vorzug an Hebel preisend: „Was Hebel geschrieben, ist durch und durch Poesie, Poesie

---

[1]) Nach einigen Versuchen Jakobis in der Iris erschienen vollständige Uebertragungen: 1) von einem Ungenannten nach der dritten Auflage, Bremen und Aurich 1808; 2) v. J. G. S. (Sceffner), Königsberg, 1. Auflage 1811, 2. 1817; 3) Girardet, Leipzig 1811; 4) Adrian, Stuttgart 1824. Eine Uebersetzung Hebels ins Plattdeutsche von Johann Meyer, Hamburg bei Hoffmann 2c. 1859. Proben einer Uebersetzung ins Französische bei Birlinger. Alemannia Jahrgang I. S. 295 2c.

vom reinsten Golde; es ist ihre allbezwingende Macht, die wir in ihm verspüren. Hebel schaut wie ein Kind alles mit beglückten Augen an, das Kleine wird ihm groß, das Alltägliche wunderbar, das Große lieblich, das Heilige zutraulich; er spricht alles aus wie ein Kind mit freundlich verwundertem Lächeln. . . . . Mit sicherem Griff nimmt er dazu die Sprache seines Stammes, da in ihr dieselbe Anschauung eines glücklichen Volkscharakters wie in einem Spiegel jahrhundertlanger Erfahrung concentrirt, sich abbildet. Da steckt das Geheimniß seiner Wirkung" [1]).

Fügen wir zum Schlusse dieses Abschnittes noch einige Bemerkungen über einzelne alemannische Gedichte an [2]).

Sie lassen sich ihrem Inhalt nach eintheilen in Landschaftsbilder und Schilderungen des Naturlebens; an ihrer Spitze steht die Wiese, in deren Lauf in unnachahmlicher Frische das geliebte Heimatthal in einer Reihe von Landschaftsbildern mit seinen sonnigen Matten und seinem fröhlichen muntern Wesen vorgeführt ist. Wie schon angedeutet, verwob der Dichter den Anfang eines größern alemannischen Gedichtes: Der Denglegeist [3]) mit dem Gedicht.

Er hatte offenbar vor, in dieser Proteuser Erfindung den gemeinsamen Wanderungen ein Denkmal zu setzen und landschaftliche Bilder in die Erzählung zu verweben. Allein da der Denglegeist nur ein Spukgeist sein konnte, und er aus „Liebe zur Gegend, die ihm, wie er an Hitzig schreibt, durch das Andenken an die gemeinsamen Wallfahrten und durch die Quelle der Wiese fast heilig war", keinen bösen Geist aus ihm machen

---

[1]) Klaus Groth: „Hebel auf dem Parnaß" in der Gegenwart vom 21. Febr. 1872 und am angeführten Orte S. 22. Vergleiche auch August Corrodi: Robert Burns und Peter Hebel. Berlin 1873, S. 36 und 37. (Sammlung wissenschaftlicher Vorträge VIII. 182.)

[2]) Vergl. Götzinger, Hebels alem. Gedichte. Aarau 1873.

[3]) Hebel schreibt bald Dengelen, Dengeln, bald Dengele und Denglegeist. Dengeln: durch Klopfen mit einem Hammer auf eiserner Unterlage die Sense schärfen.

wollte und keine andere Idee zur Einkleidung fand, so stund er von der Fortsetzung des Gedichtes ab und führte dieselben Gedanken in gelungener und passenderer Weise in der Wiese durch, der er einen Theil des Bruchstückes vorsetzte. Der andere Theil ist im „Geisterbesuch auf dem Feldberg" enthalten, aber erst nach seinem Tode herausgekommen [1]).

Sonst gehören noch in diese Abtheilung die unnachahmlichen Schilderungen des Kleinlebens in der Natur, die Spinne, die Hebel selbst für den Liebling seiner Gedichte erklärte [2]), der Käfer, der Morgenstern, der Sommerabend, der Winter, der Jenner und vornehmlich das Habernuß, das Werden des Körnleins zur Aehre darstellend, in dem die Erzählung angenehm durch Zurufe des Vaters an die essenden Kinder unterbrochen und dramatisch belebt ist.

Der Stoff des Gedichtes ist, wie schon bemerkt, derselbe, wie Göthe's Metamorphose der Pflanze [3]).

Diese Schilderungen des Kleinlebens in der Natur bilden die Seitenbilder zu der Behandlung desselben Stoffs im Kalender, an dem er sich seit dem Jahr 1803 gerade mit solchen Charakterzeichnungen aus dem Naturleben, über die Verbreitung der Pflanzen, die Prozessionsraupen, die Spinnen, die Schlangen, den Maulwurf, die Eidechsen u. s. w. betheiligte; auch ein Theil der Schilderungen des Weltgebäudes fällt in diese frühe Zeit.

Eine zweite Gattung bilden die Schilderungen des Volkslebens in Sagen, Sitten und Gebräuchen. Den Uebergang dazu bildet der Storch, der eigentlich nicht sowol die Wiederkehr und das Leben dieses Vogels schildert, als vielmehr den Eindruck, den seine Wiederkehr hervorbringt. Der Friede, auf den das Gedicht anspielt, wird wol der vom Jahr

---

[1]) Becker, Festgabe, wo das Bruchstück in ursprünglicher Form abgedruckt ist, S. 111, 112 und 115 und Briefstelle S. 110.

[2]) Nüßlin S. 46.

[3]) Vergl. oben die Bemerkung S.

1801 oder 1803 gewesen sein, freilich wenig rühmlich und erfreulich für Deutschland. Die Perlen dieser Abtheilung sind der „Charfunkel“ und der „Statthalter von Schopfheim“; in jenem schildert er, mit Benutzung von sagenhaften Elementen, in ergreifender Weise den Jammer und das Elend, das Trunksucht und Spiel über eine Familie bringt; die Scene ist das Münsterthal bei Staufen, von dem Nüßlin erzählt: Hebel habe einmal in der Schweiz mit einem Fremden in längerem Gespräch die Schönheiten des Münsterthals bewundert, bis sich am Schlusse herausstellte, daß der Fremde das schweizerische, Hebel das badische meinte. (S. 25).

Zum Statthalter von Schopfheim gab die erste Anregung die Geschichte von David und Abigail (1. Sam. 25, 2—42); sie ward aber vollständig frei umgestaltet. Möglich, daß er der Vorgeschichte Schopfheims einzelne geschichtliche Momente entnommen. Bezeichnend ist, wie er nicht nur seinem Freunde Hitzig verbietet, von seinem Gedichte etwas zu sagen, sondern auch an Engler schreibt: „Nur bitte ich, Niemand darauf aufmerksam zu machen, daß der Stoff dazu aus einer heiligen Geschichte genommen ist und meinen Namen zu schonen“ [1]).

Volkssagen, namentlich den Glauben an Gespenster und Geister, greift Hebel in der Wiese, im Gespenst an der Kandrer Straße, im Charfunkel, den Irrlichtern, dem Geisterbesuch auf dem Feldberg, in Riedligers Tochter, im Geist in der Neujahrsnacht, in der Häfnet Jungfrau auf; er verwandelt die Geister theilweise in Engel, die die Menschen zur Tugend, Barmherzigkeit und Gottesfurcht anleiten, oder er zeigt, daß es die eigene Täuschung und das eigene böse Gewissen ist, das solche Erscheinungen vorgaukelt. Im Herlein ist der Glauben an Hexen hübsch gewendet und in der Ueberraschung im Garten die Sage von den Wasser-

---

[1]) Aus Hebels Briefwechsel: Briefe an Engler Nr. 4, Freiburg, Wagner'sche Buchhandlung 1860. Engler starb 1850, 90 Jahre alt, in Durlach.

jungfern in ein reizendes Gewand gekleidet [1]). Es entspricht eine solche Umdeutung ganz seiner Anschauung, wie er sie in einem Aufsatze über Geister- und Gespensterglauben niedergelegt hat. Darnach will er den Glauben an solche Wesen nicht ohne Weiteres abschaffen, sondern ihn verschönern und veredeln, durch besonnene Leitung unschädlich machen und zu moralischen Zwecken benützen [2]).

Eine uralte, weit verbreitete, noch dem Heidenthum entstammende Volkssage ist der „Mann im Mond“. Eine altgermanische Fabel erzählt (zur Erklärung der Mondflecken): „Mâni (der Mond) nahm zwei Kinder, Bil und Hinki, von der Erde weg, als sie eben aus dem Brunnen Byrgir Wasser schöpften und den Eimer Saegr an der Stange Simul auf ihren Achseln trugen. Diese Kinder gehen hinter dem Mâni her, wie man noch von der Erde aus sehen kann.“ Die Vorstellung vom Kinder stehlenden Mondsmann verwandelte sich innerhalb des Christenthums in einen Holzdieb, der am Sonntag während des Gottesdienstes Waldfrevel übt und dafür in den Mond versetzt wird; die Stange und der Wassereimer wurden dann in die Axt auf dem Rücken und den Reißbündel umgewandelt. Auf die Umbildung übte nachweisbar auch 4. Mos. 15, 32—36 einen Einfluß, wo der am Sabbath holzlesende Mann von der Gemeinde gesteinigt wurde. Das Verbrechen des Mannes im Mond ist nicht das Stehlen,

---

[1]) „Im Karfunkel klingen bekannte Teufelssagen an ..., der Denglegeist erinnert an die hämmernden und klopfenden Erdmännlein, die Häfnetjungfrau ist eine Art verwunschener Prinzessin, welche frühern Hochmuth zu büßen hat; bei der Erscheinung in Riedligers Tochter denken wir an die alte Segensgöttin Hulda, die in so vielen Märchen vorkommt... Ueberall sorgt Hebels unverwüstlicher Humor dafür, daß diese Geburten des Aberglaubens durchsichtig genug bleiben, um auch dem Volke als bloß dichterische Gestaltungen zu erscheinen.“ (Wendt, Einleitung zu Hebels Werken. Berlin, Grotescher Verlag 1873 S. XIV.)

[2]) Werke 1843, B. V. S. 305 2c.

sondern das Stehlen am Sonntag. Auch der Bündel Holz, den Isaak zur Opferung trägt, wird mit in Verbindung gebracht.

Es wäre von Werth, zu wissen, ob Hebel den Namen Dieter, welchen er dem Helden beilegt, zufällig wählte, oder aus der Volkssage aufgenommen hat. In diesem Falle, meint Jakob Grimm, läge hier ein Beweis vor, daß Dietrich von Bern in die altgermanische Göttersage aufgenommen wurde [1]. Der Name Dieter ist übrigens in Liel und Umgegend, wohin Hebel die Sage verlegt, viel verbreitet [2].

Auch das Gedicht, der Knabe im Erdbeerschlag, gehört in diese Gattung.

Sitten und Gebräuche des Wiesenthals und Schwarzwalds schildern die Gedichte „Freude in Ehren", „der Schmelzofen", „die Marktweiber in der Stadt", „der zufriedene Landmann", „Wächterruf", „der Schwarzwälder im Breisgau", ursprünglich „der verliebte Hauensteiner" titulirt; „der Bettler",

---

[1]) Grimm, deutsche Mythologie 1835 S. 409.

[2]) Da Dietrich von Bern durch das ganze Mittelalter hindurch der Lieblingsheld gerade der alemannischen Bauern war, weil der geschichtliche Dietrich, der historische Theodorich, dem von allen Seiten bedrohten Volke der Alemannen Schutz und Land gewährte; und da sie ihren Täuflingen gerne diesen Namen, den Erwachsenen auch wol zum Spott gaben, so ist nicht einzusehen, warum sich dieser Name nicht auch auf den sagenhaften Mann im Mond, der ja mehr oder minder als ein übermenschliches Wesen betrachtet wurde, übertragen hat. Im Wiesenthal ist der Name Dieter nicht wie Hans, Friedle und Vrenele ein hervorragend verbreiteter; da nun merkwürdiger Weise Hebel die Sage in die Gegend verlegt, wo dieser Name ganz gewöhnlich ist, zum Theil heute noch, so ist anzunehmen, daß er ihn in der Sage vorfand, er würde sicher einen andern gewählt haben. Warum Hebel die Sage in die Gegend von Liel verlegte? Sollte dort vielleicht in diesem abgeschlosseneren Thal die Sage besonders verbreitet und erzählt worden sein? Wie sehr übrigens, dem Volke unbekannt, noch Spuren der altdeutschen Volkssage in Namengebungen aller Art vorkommen, z. B. Bernerlo, Etzelbach, Kriemhildenweg im Hegau, darüber siehe Joh. Meyer bei Birlinger Alemannia I. 262. Auch in der Nähe von Müllheim kommt als Flurname die Bezeichnung Bernel vor.

ein Bild, wie es in jener Zeit der Kriege öfter vorkommen mochte. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, wie der Name des Helden „Paschal Paoli“ vielleicht eine Erinnerung an die Kriegsdienste seines Vaters auf Korsika enthält.

„Hans und Vreni“, eines der treuesten Abbilder des Lebens im hinteren Wiesenthal, stellt einen Konflikt dar, der dort wie überhaupt in dem Schwarzwald häufig vorkommt: eine der Töchter eines reichen Hofbesitzers faßte zu einem schmucken Taglöhnersohn des Hofes oder der Umgebung eine Liebe und reicht ihm, der nach der Sitte der Gegend keine Hoffnung, seine Geliebte zum Weib zu erlangen, haben kann, trotz aller Widerstände frisch und entschieden die Hand. Der Name Verene hat in der allgemeinen Verbreitung dieses Namens in der Umgegend von Schopfheim — aber nur bei den Bauernmädchen — seinen Grund; vielleicht daß in demselben auch in diesen protestantischen Orten eine dunkle Erinnerung an die Verehrung der in der nahen Schweiz viel gefeierten heiligen Veronika sich bergen mag [1]).

Eine dritte Klasse bilden diejenigen Gedichte, welche einen vorherrschend religiös lehrhaften Charakter an sich tragen oder an religiöse Sitten sich anschließen. Drei außerordentlich feingefühlte Gedichte bewegen sich um das Weihnachtsfest, das Mutterglück an diesem Abend schildernd und den Sinn des Christkindchens und den Christbaum deutend. Die „Vergänglichkeit“ hat er an die Stelle verlegt, wo auf der Straße zwischen Brombach und Steinen seine Mutter starb. Das Gedicht gibt in einfachen ergreifenden Bildern dem Wechsel aller Dinge Ausdruck. In der Schilderung des Untergangs von Himmel und Erde wird man lebhaft an eine Stelle in einem Brief an Gustave Fecht erinnert (Februar 1792). Möglich, daß er schon damals die Idee dieses Gedichtes in sich bewegte. Einen ernsten, aber durch die lichten Sterne

[1]) Ueber die allzu kühne Romantik, die sich an die Entstehung dieses Gedichtes geknüpft hat, vergleiche das letzte Kapitel.

der Hoffnung erhellten Charakter hat auch das Gedicht „der Wächter in der Mitternacht“.

In demselben Gedankengang bewegen sich „die Feldhüter“, zugleich mit dem hochdeutschen Gedicht „Kürze und Länge des Lebens“ an Theokrits Idyllen erinnernd, die Hebel am Lyzeum lehrte; ferner „Freude in Ehren“, welches vor der Veröffentlichung im Jahr 1803 den Namen „Freude mit gutem Gewissen“ führte.

Den würdigen Schluß der ganzen Sammlung, reich an trefflichen Lehren bildet der „Wegweiser“.

Es ist eines der gelungensten Gedichte Hebels und zeigt, wie sehr er es verstand, auch lehrhaft-trockene Gegenstände, wie Klugheitsregeln, poetisch zu durchdringen und fast zu dramatischen lebendigen Bildern zu gestalten. Die schöne Strophe übers Gewissen, die auch auf dem Denkmal im Karlsruher Schloßgarten steht, hat wol schon manchem schwankenden Gemüth in Augenblicken wichtiger Entscheidungen als richtiger Weg und Führung gedient.

Sechstes Kapitel.

Der Rheinländische Hausfreund.

Nicht minder groß als der Ruhm des alemannischen Dichters, den sich Hebel erwarb, ist der des Volksschriftstellers; ja die Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes trugen seinen Namen noch weiter; sie schlossen ihm die Herzen der Jugend auf und machten ihn zu einem Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes. Auch in diese neue Thätigkeit wurde er, fast ohne es zu wissen und zu wollen, hineingezogen. Wie schon oben erwähnt (Kap. 2) suchte Karl Friedrich das Gymnasium in Karlsruhe unter anderm auch dadurch zu heben, daß er ihm allerlei Privilegien überließ. So erhielt es unterm 15. Juni 1750 das Recht, alle kirchlichen und Schulbücher, sowie den Landkalender für die Markgrafschaft zu drucken und zu verkaufen.

Die Berechtigung erstreckte sich anfänglich nur auf eine Reihe von Jahren; am 16. Oktober 1760 dehnte jedoch Karl Friedrich dieses Privilegium so lange aus, als das Gymnasium bestehen würde [1]). Obwol das Gymnasium das ganze Druckprivilegium und den Kalender verpachtete, so hatte die Anstalt, namentlich für den letztern, der als ein Volksbuch von einem großen geistigen und moralischen Einfluß für die gesammte

[1]) Vierordt, Geschichte des Gymn. S. 287.

Bildung der Markgrafschaft sein mußte, ein gewisses ständiges Interesse für Abfassung und Richtung des Kalenders.

Es war Hebels hoher Freund und Gönner, Friedrich Brauer, damals Präsident der Oberkirchenbehörde, der wie schon zu verschiedenen Arbeiten im allgemeinen Interesse, ihn veranlaßte, sich des Kalenders anzunehmen. „Brauer macht mich mit Gewalt zum Schriftsteller," schreibt er Ostern 1802 an seinen Freund Hitzig. „Ich habe jetzt mit Professor Böckmann den Landkalender zu befrachten; wird etwas schönes werden. Ich proponirte geschmackvolle Nachahmung des hinkenden Bott. Geschichte der neuesten Jahre, Chronikenartikel ꝛc. Populär ästhetisch und moralisch fruchtbar vorgetragen mit niedlichen Holzschnitten. Aber es hilft nicht. Der Konsist. schreibt vor und viele Köche versalzen den Brei" [1]).

Hebel ging auf dieses Ansuchen ein und arbeitete mit dem schon öfter erwähnten Böckmann und „einigen andern Staatsdienern" an der Herausgabe des Kalenders. Seit 1803 lieferte er jedes Jahr einige Beiträge, hauptsächlich naturgeschichtlichen Inhalts. Dahin gehören die Aufsätze: Mancherlei Sagen; über die Verbreitung der Pflanzen; die Prozessions-Raupen, die Spinnen, die Schlangen, der Maulwurf, der Mensch in Kälte und Hitze; ferner nützliche Lehren, Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande, Kindes Dank und Undank, das wohlfeile Mittagessen, das Mittagessen im Hof, der kluge Richter; zwei Erzählungen, der schlaue Husar, der Zahnarzt und verschiedene Rechnungsexempel [2]); von diesen ist das zweite, mit den Eiern, von Hebels Freundin, Gustave Fecht, die schon früher einen Beitrag in den Kalender geliefert hatte. Hebel schreibt ihr über jenen ersten Beitrag: „Im nächsten Landkalender, an dem ich nun wegen Mangel an andern Geschäften auch zu arbeiten habe, wird sich Ihnen Ihre Aufgabe von der Frau und dem Almosen

---

[1]) Becker a. a. O. S. 122 und 123.

[2]) Werke 1834, B. III., S. 482 ꝛc.

präsentiren. Liefern Sie mir doch bald für den nachkommenden etwas Artiges. Es geht mir bitter übel. Wo es etwas zu arbeiten gibt, muß ich dazu und ärgere mich darüber. Warum soll ich denn von allem haben? Aber wenn man mich ein einzigmal verschont, so nehme ichs übel und meine, man halte mich nicht für tüchtig dazu". (Brief vom 3. Oktober 1802)[1]).

Ungeachtet seiner lebhaften Betheiligung am Kalender war Hebel, wie die oben angeführte Stelle zeigt, mit der Einrichtung desselben nicht zufrieden. Er wollte ihn zu einem wirklichen Volksbuch machen, und glaubte, daß darauf bisher nicht genug Rücksicht genommen worden sei. Er hielt außerdem dafür, daß es der Denkweise und Gemüthsart des Volkes entspräche, Heiteres und Ernstes, Scherz und Ernst mit einander in dem Inhalt des Kalenders abwechseln zu lassen; überhaupt daß der Kalender nicht bloß aus Zeitungen und Anekdotensammlungen zusammengestoppelt, sondern mit Fleiß und Geschick und mit Benützung der besten Launen und der glücklichsten Stimmungen bearbeitet werden müsse.

Von dieser Ansicht geleitet, machte er 1806 dem Konsistorium, das wie über das Gymnasium, so auch über dessen Privilegien zu entscheiden hatte, den Vorschlag, die Bearbeitung des Kalenders einem Landgeistlichen zu übertragen, der neben der nöthigen Muße auch Lust und Geschick dazu besäße[2]).

Allein die oberste Kirchen- und Schulbehörde hielt ihn für den geeigneten Mann und forderte ihn unter Anbietung eines bestimmten Gehaltes auf, sich der Aufgabe zu unterziehen.

So übernahm denn Hebel die ganze Bearbeitung; schon der Jahrgang 1807 ist ganz von ihm geschrieben; doch blieb noch der bisherige Titel und Umfang. Mit dem Jahr 1808 wuchs der Kalender nicht nur an Umfang, sondern es wurden

---

[1]) Becker, Festgabe S. 48, 45.

[2]) Lebensbeschreibung vom Jahr 1834 S. XXXXVI. ꝛc.

ihm auch Holzschnitte beigegeben und er erschien von nun an unter dem neuen Titel: „Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Kalender auf das Jahr 1808 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen. Karlsruhe, im Verlag des Großherzoglichen Gymnasiums“. Mit Titelkupfer. Der erzählende Theil erhielt die Ueberschrift: „Allerlei Neues zu Spaß und Ernst.“ Vom Jahr 1813 ging er in einen neuen Verlag über und erschien bei Geiger und Katz in Lahr und Pforzheim. Papier, Druck und Holzschnitte wurden von nun an besser, welchen Wechsel Hebel in einer gelungenen humoristischen Einleitung zu diesem Jahrgang den Lesern ankündigte.

Unzweifelhaft hat Hebel mit großer Liebe und Hingebung den Kalender bearbeitet, in dem Bestreben, ihn zu einem Volksbuch im schönsten Sinne des Wortes zu gestalten und damit belehrend, unterweisend und bildend auf das Volk einzuwirken. Er traf dabei den rechten Ton, der dem Volke gefiel, indem er Ernst und Humor mit einander in trefflicher Weise zu verbinden wußte und das bestimmte Ziel der Belehrung und moralischen Hebung des Volkes nicht aus den Augen ließ. Auch die Zundelfriedergeschichten und Gaunerstreiche, an denen er eine offenbare Freude hatte, lassen diesen Gesichtspunkt nie ganz bei Seite und sind zugleich ähnlich den Helden wie Till Eulenspiegel, Gestalten, an denen von je das Volk Wohlgefallen hatte, in denen es gerne den Gegensatz und die Ueberlegenheit des Verstandes und Witzes und des ursprünglichen naturwüchsigen Wesens gegen alles Gemachte, Steife, Pedantische, Ungeschickte und Tölpelhafte, auch wenn es in der lieben Polizei selber repräsentirt war, sich veranschaulichte.

Der Kalender fand rasch die weiteste Verbreitung; es wurden auf der Höhe seines Ruhmes jährlich gegen 40,000 Exemplare abgesetzt. Einige Exemplare wanderten selbst nach Amerika. Auch Göthe war unter den Abnehmern. Die günstige Aufnahme des Rheinländischen Hausfreundes mit seinen lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen veranlaßte Hebel, die aus den Jahrgängen 1808—1811, sowie was früher

im badischen Landkalender von ihm verfaßt war, zu sammeln und unter dem Titel „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" herauszugeben. Diese Sammlung trug nicht wenig zur Verbreitung des Kalenders bei und machte eigentlich erst das gebildete Publikum auf ihn aufmerksam.

Seit dem Jahrgang 1811 trat häufig im Hausfreund als Mithelfer der Adjunkt und dessen Schwiegermutter auf. Der Adjunkt war der schon öfter erwähnte württembergische Gesandtschaftssekretär Kölle, der seit 1809 in Karlsruhe sich aufhielt, bald mit Hebel näher bekannt wurde und ihm häufig Anekdoten für den Hausfreund mittheilte. Er hat zu der Ausgabe der Werke vom Jahr 1843 unter dem Titel „zu Hebels Ehrengedächtniß" Beiträge zur Charakteristik Hebels geliefert, die nicht ohne Werth sind, aber, wie wir schon öfter Gelegenheit hatten zu bemerken, mit Vorsicht aufgenommen werden müssen. Schwiegermutter des Adjunkts wurde von Hebel die berühmte dramatische Künstlerin Händel-Schütz genannt, im Hinblick auf ihre schöne Tochter, die, wie Hebel scherzend äußerte, des Adjunkten Frau werden müsse. Hebel war von den deklamatorischen Darstellungen der Händel und ihrem geistreichen Wesen sehr eingenommen und gab sich alle Mühe, ihr die richtige Aussprache des Alemannischen einzustudiren [1]).

Hebel spricht sich über diese beiden Personen in seiner launigen Weise an seinen Freund Jäk in Triberg aus und scherzt dabei über die Schwiegermutter: „Die Schwiegermutter ist eine schöne und geistreiche Frau, um deren wunderschönes Töchterlein der Adjunkt einmal gefreit hat, jedoch nur scherzweise, denn er sah sie nur im Porträt und als Kind". „Hausfreund, sagte eines Tages die Schwiegermutter, seid Ihr im Stand und bringt mich auch in Euern Kalender? Der Hausfreund erwiederte: Holdseelige Frau, gestattet mir, Euch so oft zu küssen, als ich Euch hineinbringen will, oder erlaubt mir lieber, es ungezählt so oft zu thun, als ich es wünsche

[1]) Ueber die Scene, die sie mit Hebel im Theater aufführte, vergl. Kap. III.

und Eure Schönheit verdient, so will ich Euch vor aller Welt Augen das ganze Schatzkästlein dediziren, so Ihr doch als eitles Weltkind weit und breit bekannt seid, ich aber für einen gar frommen und untadelhaften Schulherr gehalten werde. Da sagte sie: Hausfreund, wenn Ihr wollet, so möget Ihr mir das Büchlein wohl dediziren. Dieß ist die Schwiegermutter"[1]).

In diesem Geiste schrieb Hebel den Rheinländischen Hausfreund unangefochten bis zum Jahr 1815. Er wußte auch in jenen traurigen Rheinbundszeiten, wo Angeberei und Spionage an der Tagesordnung war, sich glücklich durchzuwinden. Da trat eine plötzliche Störung dieses schönen Werkes ein. Schon war im Herbst 1814 der Kalender für 1815 gedruckt und eine Anzahl Exemplare ausgegeben; da wurde der Verkauf plötzlich untersagt. Die Erzählung „der fromme Rath" hatte Anstoß erregt[2]). Hebel ließ darin einem Jüngling, der auf einer Brücke zwei Geistlichen mit dem „Allerheiligsten" begegnete und nicht wußte, vor welchem er als frommer Katholik niederknieen sollte, durch einen der Geistlichen die Anweisung geben, gegen den hohen sonnenreichen Himmel aufzublicken, und vor diesem anzubeten. Eine Abbildung versinnlichte die schöne Mahnung des frommen Paters, der Hand und Zeigefinger still zum Himmel emporhob, und Hebel pries außerdem das Verhalten als eine lobenswerthe Handlung. Es mochte sein, daß die Regierung, da wenige Jahre vorher Baden durch Landestheile mit katholischer Bevölkerung sich vergrößert hatte, meinte, vorsichtig sein und und auf die tadelnden Bemerkungen einiger Katholiken über Gebühr Rücksicht nehmen zu müssen; allein es ist nicht zu vergessen, daß damals unter den Gebildeten und auch in der katholischen Geistlichkeit die in der Erzählung ausgesprochene Tendenz mehr Billigung fand als heute. Kurz der Kalender

---

[1]) Lebensbeschreibung vom Jahr 1843 S. XLVI.

[2]) In der Lebensbeschreibung von 1834 ist richtig der Jahrgang 1815 angegeben; die von 1843 gibt ungenau 1814 an.

durfte in dieser Form nicht herausgegeben werden, das Blatt mußte herausgenommen und infolgedessen auch einige andere umgedruckt werden. Hebel war über ein solches Verfahren sehr verstimmt, da ja der Kalender vor dem Druck die Censur passirt hatte. Einige seiner Freunde waren im Gedanken, es möchte die Sache Hebel Verlegenheiten bereiten, wie es scheint, zimlich beunruhigt und er hatte Mühe, sie zu trösten.

„Es ist mir gar leid", schreibt er an Gustave, „daß Sie sich durch die Kalendergeschichte anfechten lassen. Ich versichere Sie, daß ich und alle meine Freunde darüber lachten und nur letztere mich deßwegen necken, wozu ich mich gern hergebe. Niemand kann mich anfechten, auch den Herausgeber nicht, da der Kalender die Censur passirt hatte. Nur um der Sache und des unklugen Verfahrens willen ärgert sich jedermann, Katholiken wie Protestanten. Mehrere wollten es publik machen. Ich rathe nicht dazu und wehre es nicht" [1]).

Doch spielte die Angelegenheit noch in das Jahr 1815 hinein: „Die Geschichte des Kalenders ist zu alt, zu weitläufig, schreibt er an Hitzig. Ich sage also nur das neueste zu ihrer Fortsetzung, daß der päpstliche Nuntius Testa Ferrata in Luzern scharfe Einsicht genommen und das Vikariat in Konstanz ein zum Todtlachen grobes und unverständiges Schreiben deßwegen anher erlassen hat" [2]).

Man mag das Einschreiten der Regierung erklärlich finden, allein die Erzählung macht dem frommen Sinn Hebels alle Ehre und wir können auch nicht einsehen, wie die beigegebene Veranschaulichung durch einen Holzschnitt etwas Verletzendes, das religiöse Gefühl Beeinträchtigendes, was einzelne Freunde Hebels anzunehmen schienen, in sich schließen soll [3]).

---

[1]) Becker, Festgabe S. 75.

[2]) Becker, Festgabe S. 279.

[3]) Lebensbeschreibung vom Jahr 1834 S. LIV. Vierordt, Lyzeumsprogramm von 1857.

Uebrigens ist demselben Kalender zwei Jahrzehnte früher dasselbe Schicksal begegnet. Der Jahrgang 1791 brachte eine Uebersicht der Hauptbegebenheiten des vorigen Jahres und obwol der ganze Kalender mit großer Vorsicht von Kammerrath Jägerschmied geleitet wurde und die Censurbehörde unbeanstandet passirt hatte, so mußte doch nachträglich ein Bogen herausgenommen und umgedruckt werden, weil ein vornehmer französischer Emigrant bei der Regierung Klage geführt hatte [1]).

Obwol der erste Eindruck bei Hebel über die ihm widerfahrende Unbill sich bald verloren hatte und er über den geordneten Prozeß nur gelegentlich scherzte, so faßte er doch infolge des Vorgangs den Gedanken, von der Herausgabe des Kalenders sich zurückzuziehen. In der That sind denn auch die Jahrgänge 1816, 1817 und 1818 nicht mehr von ihm bearbeitet; doch enthält der Jahrgang 1816 zwei Mittheilungen von ihm: „Bequeme Schifffahrt wers dafür halten will" und „zwei Spracherinnerungen"; und im Jahrgang 1818 nimmt er seinen früheren Lehrer Andreas Grether in Schutz gegen die plumpen Angriffe, die in einer Erzählung der Hausfreund 1817 gegen ihn erhoben hatte [2]). Auf Zureden seiner Freunde übernahm er noch einmal die Herausgabe des Jahrgangs 1819, dann aber zog er sich für immer vom Kalender zurück. Die Lust und Freude daran war ihm verdorben. Die neue Würde eines obersten Geistlichen der Landeskirche, zu der er im Jahr

---

[1]) Vierordt, Geschichte des Gymnasiums S. 159.

[2]) Die Erzählung im Jahrgang 1817 führt den Titel: die „folgenreiche Holzkohle" (vergl. Kap. I.); die im Jahr 1818 „Eine Gerechtigkeit". In dieser erklärt Hebel mit Bezug auf die Erzählung des vorigen Jahrgangs: „Alle Diejenigen, welche die Erzählung von der Holzkohle und wer darin gemeint ist, verstehen und darüber ungehalten sein, die sich betrüben mögen, ersucht er, ihm auf sein Ehrenwort zu glauben, daß er von dieser Erzählung nichts wußte, ehe er sie selber in dem Kalender gelesen hat. Sonst wäre sie nicht hereingekommen." Die Ausgabe 1834 schreibt durch irgend ein Versehen „fast" wäre sie nicht hereingekommen; obwol das eigentlich keinen Sinn hat, drucken es ihr die spätern, selbst die von 1843 bis auf die neuesten nach.

1819 erhoben worden war, mochte auch dazu mitwirken, da sie ihm allerlei Rücksichten auferlegte und ihm eine neue ungewohnte Thätigkeit im öffentlichen Leben durch Berufung in die erste Kammer aufbürdete. So schloß Hebel eine Wirksamkeit ab, die ihm mehr als seine neue Würde, Gelegenheit gab, ungemein viel Segen und Genuß zu stiften und die ihm zu dem Ruhm des echten Volksdichters den nicht minder großen, des vortrefflichen, kaum erreichten Volksschriftstellers hinzufügte.

Fragen wir nach den Quellen, aus denen Hebel den Stoff zum Rheinländischen Hausfreund schöpfte, so sind zuvörderst die Aufsätze naturwissenschaftlichen Inhalts zu nennen, die Beschreibung vom Leben und der Eigenthümlichkeit einzelner Thiere und die Betrachtungen über das Weltgebäude. Diese Meisterstücke populärer Darstellung sind aus seiner langjährigen Beschäftigung mit den Naturwissenschaften erklärlich. Er ertheilte den Unterricht in diesem Gebiete offenbar mit Vorliebe und behielt ihn auch bei, als er 1808 Direktor des neugegründeten Lyceums wurde, in das kurz vorher der Name des Gymnasiums sich verwandelt hatte. Sonst bot sich der Stoff zu den Erzählungen auf verschiedenen Wegen dar. Wie aus dem Hausfreund selbst erhellt, wurde der württembergische Gesandtschaftssekretär Kölle deßhalb als Adjunkt in den Kalender eingeführt, weil er Hebel Anekdoten aller Art zur Verwerthung für den Hausfreund mittheilte. Gestalten wie der Zundelfrieder [1]) und der rothe Dieter gab es am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts noch genugsam durch ganz Deutschland hindurch; die Abenteuer und Streiche jener „Räuberhauptmänner" und Diebsbanden gingen im Volke um und wurden von Mund zu Mund getragen oder ihre Lebensgeschichte wurde sammt ihrem meist schrecklichen Ende in Flugschriften beschrieben. Hebel hat unzweifelhaft solche Quellen verwendet. Auch sonst benützte er Anekdotensammlungen und Bücher aller Art. Bei den drei „Dieben" sagte er selbst,

---

[1]) Vergl. über den Zundelfrieder die Bemerkung weiter unten.

„daß die Erzählung in einem schönen Buch beschrieben und zu Vers gebracht“ sei. Die Erzählung „die lange Kriegsfuhr“ erhielt er, wie er sich ausdrückt, von einem „unsichtbaren Freund“. Was ihm reichen Stoff darbot, war der Krieg und das Soldatenleben, das ja damals jahrzehntelang die europäische Welt erfüllte.

Die reichste Fundgrube für den Kalender boten ihm sicher die geselligen Zusammenkünfte mit seinen Freunden. Einerseits thaute Hebel selbst in solchen Kreisen gemüthlich auf und entfaltete sein unerschöpfliches Anekdoten- und Erzählertalent, anderseits war es natürlich, daß seine Freunde, nachdem einmal Hebel die Abfassung des Kalenders übernommen hatte, ihm allerlei Brauchbares oder Unbrauchbares zum Besten gaben. Das Erfinden von Anekdoten und Aufschneiden in Schilderungen war ja an der Tagesordnung und gehörte zum guten Ton der Tafelrunde. Hier wurden auch die Tagesereignisse, die politischen Begebenheiten und Merkwürdigkeiten aller Art besprochen, die Hebel reichlichen Stoff lieferten [1]).

[1]) Wie Hebel für seine Freunde auch verhältnißmäßig ernste Dinge sich zurecht legte, davon möge eine Probe in einem Brief an Hitzig folgen, die Todtenfeier Karl Friedrichs in der katholischen Kirche zu Karlsruhe betreffend, wo der Schilderung eine wirkliche Thatsache zu Grunde liegt: „Die Zeitung wird euch nicht rühmen, wie das Trauerfest in der katholischen Kirche hier gehalten worden. Also will ich euch etwas davon schreiben. Der Minister sagte zum Stadtpfarrer: Der Großherzog wird in die Kirche eingeladen, also nehmt euch in Acht und schwatzt nicht dummes Zeug! Der Pfarrer sagte: Wofür seht Ihr mich an? Komm ich erst heute auf die Welt? Der M. sagte: Nein, ihr seid schon ein alter Esel! Ich meine nur so. Drauf ladet der M. den G. H. ein. Der G. H. sagte: ich will dem Pfarrer nicht im Weg sein. Wer weiß, er hat euch etwas zu sagen, was ich nicht zu wissen brauche. Der M. sagte: Gnädigster Herr, thut uns solchen Schimpf nicht an, daß ihr weg bleibet und glaubt ja nicht, daß der Pfarrer etwas sagen oder daß wir etwas denken könnten, was Ihr nicht hören dürft. Ich steh euch für Alles. Also kam der G. H., der ganze Hof, die Minister, die Staatsräthe, die lutherische Geistlichkeit ꝛc. Darauf fing der Pfarrer also an: Durchlauchtigster Großherzog, g. F. u. H. Es ist zwar

Woher aber Hebel auch den Stoff entlehnen mochte, er gestaltete ihn ganz neu und drückte ihm sein eigenthümliches Gepräge auf, so daß er als etwas durchaus Neues, aus seinem eigenen Wesen Hervorgegangenes, ein Erzeugniß nur der Hebel'schen Muse und des Hebel'schen Geistes erschien [1]).

Mit welcher Treue, bei aller geistig freien Behandlung, wirkliche Begebenheiten dargestellt wurden, zeigen einzelne Erzählungen, die in neuerer Zeit näher nach ihrem wirklichen Sachverhalte untersucht wurden.

Dahin gehört die schöne Erzählung „der Schneider in Pensa". Unter diesem Titel erzählt Hebel die edelmüthige Handlungsweise eines Deutschen, Franz Anton Egetmeier aus Bretten in Baden, der einer Anzahl badischer Offiziere, die im Jahre 1813 — Hebel nennt irrthümlich 1812 — als Kriegsgefangene

---

nicht Sitte, ein Meßopfer für einen Verstorbenen zu halten, wenn er nicht katholisch gestorben ist. Aber wir wissen wol, daß der Höchstseelige Herr heimlich katholisch war, sonst wäre er kein so guter Herr gewesen! Darnach macht ers immer ärger und ärger bis ans End, daß dem M. Hören und Sehen verging. Die Protestanten blieben ganz ruhig. Aber die Katholiken waren zu einer völligen Empörung gegen den Pfaffen gefaßt und wenn der Großherzog fortgegangen wäre, wie man hoffte und erwartete, er wäre von der Kanzel herabgeworfen worden. Gleich nach der Predigt wurde er vor das Gen.-Direktorium citirt. Er konnte gar nicht begreifen, was man will, und worin er soll gefehlt haben. Die Gemeinde schickte eine Deputation an den G. H., bat ihn um Verzeihung und um einen anderen Pfarrer. Die ganze Stadt war in einer Art von Aufruhr. Katholiken, Protestanten und Juden schimpften gemeinschaftlich über den Skandal. Keiner scheute sich vor dem andern. Nachts mußte man das Pfarrhaus durch Polizeianstalten sichern. Der Großherzog sagte: Ich mach mir nichts draus, was er gesagt hat Die Katholischen sagten: Aber wir machen uns daraus. Der Pfaff muß fort. Den andern Tag wurde er abgesetzt. Den dritten Tag als am Mittwoch mußte er Haus und Stadt räumen, und steht jetzt bis auf weiteres in Rastatt unter Aufsicht der dortigen geistlichen und weltlichen Obrigkeit. (Festgabe S. 67 und 68. Ueber die Sache Vierordt: Geschichte der evangelischen Kirche Badens, B. II., S. 357. Der betreffende Pfarrer hieß Anton Doreser.)

[1]) Vergl. Giehne a. a. O. S. 14 2c, woselbst sich auch feine Bemerkungen über den Styl Hebels finden.

nach der russischen Gouvernementsstadt Pensa gebracht worden, auf eine über alles Lob erhabenen Weise sich angenommen und sie bei ihrem hilfsbedürftigen Zustand mit allem Nöthigen, selbst zur Heimreise versehen hatte. In die Heimat zurückgekehrt, vereinigten sich diese Offiziere, von denen zwei, Generallieutenant a. D. Hoffmann und Oberbergrath a. D. von Althans, noch am Leben sind, in einer Eingabe an Großherzog Karl, um das Andenken an diesen Mann zu erneuern. Großherzog Karl entsprach diesem Wunsche in einem unterm 16. Juli 1814 erlassenen Handschreiben: „Dem braven Franz Anton Egetmeier in Pensa übersende ich hiebei wegen der Meinen gefangenen Offizieren geleisteten uneigennützigen und menschenfreundlichen Dienste die goldene Verdienstmedaille, um solche als Andenken von mir und dem dankbaren Vaterlande zu tragen" [1]).

Die Erzählung ist auch zugleich ein schlagender Beweis für die Fähigkeit Hebels, eine an sich einfache und schmucklose Thatsache in ein Meisterstück von Darstellung umzuwandeln.

Auch über eine andere Persönlichkeit, an die sich eine Anzahl Erzählungen knüpfen, erhalten wir in neuerer Zeit Genaueres und Aktenmäßiges: den sog. Zundelfrieder. Darnach ist diese köstliche Figur nicht ein Phantasiegebilde Hebels oder eine Art Gattungsname, von dem es damals viele Exemplare gab, sondern es liegt ihr eine im Wiesenthal und dem benachbarten Baslergebiet wohlbekannte Persönlichkeit mit Namen Friedrich Zundel zu Grund. Er kannte weder den Ort, noch die Zeit seiner Geburt, er trieb von Jugend auf das Handwerk seines Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter (dem Strick) kopulirt war, wie Hebel sich ausdrückt; doch griff er keinen Menschen an und mordete nicht, sondern visitirte nur so bei Nacht die Hühnerställe und die Küchen und Speicher. Nachdem er unzählige Mal gesessen und dabei die angeordneten Stockprügel zum „Willkomm" und

---

[1]) v. Weech, Karlsruher Zeitung 1874, Nr. 110, Beilage.

zum „Abschied" erhalten und wie er in seinen Verhören zu sagen pflegte, in seiner Jugend schon dreien Potentaten gedient hatte, kam er 1833 im Kampf zwischen Baselstadt und Baselland ums Leben [1]).

Was den Standpunkt und die Tendenz betrifft, von dem aus Hebel den Hausfreund verfaßte, so haben von jeher außer der obgenannten Erzählung, die durch ihre religiöse Tendenz Anstoß erregte, einige andere wegen der politischen Gesinnung, die sich darin ausspricht, bis heute Anfechtungen zu erfahren. Obenan steht die Erzählung Andreas Hofer, die im Jahrgang 1811 erschien. Es läßt sich nicht läugnen, sie ist voller Gehässigkeit und was noch mehr beleidigt, voll feinen Hohns und Spotts über den unglücklichen Hofer. Hebel behandelt die Tyroler durchgängig als Rebellen, er läßt sie an den bayerischen Beamten und Unterthanen, ja an den eigenen Landsleuten ungeheuere Grausamkeiten ausüben. Andreas Hofer ist ihm ein Tollkopf, der aus unlautern Absichten den Aufstand anfacht, er läßt sich in Innsbruck gut auftragen, denn selber essen macht fett; Hebel spottet über seine Hinrichtung. Zugleich veranschaulichte eine Abbildung den Augenblick, wo ihn die Franzosen aus seinem Versteck hervorholen und den ausgehungerten Mann gefangen nehmen. Zur Entschuldigung Hebels mag daran erinnert werden, daß der Aufsatz bald nach dem Ereigniß selbst geschrieben ist, daß der Tyroler Aufstand damals, als Napoleon noch auf der Höhe seiner Macht stand, sich anders anschaute als jetzt. Er erschien zunächst keineswegs als ein erster Schritt, um gegen den verhaßten Unterdrücker einen bis dahin nicht gekannten gewaltigen Gegner, die von Haß und Wuth gegen die Fremdherrschaft erfüllte Volksmacht ins Feld zu führen, die ihn später in Wahrheit gestürzt hat; sondern der Aufstand mußte den Zeitgenossen, namentlich im Süden und in den Rheinbundstaaten als eine Tollkühnheit erscheinen. In einer Zeit, wo

---

[1]) Aus den Erinnerungen eines badischen Beamten. Freiburg, Schenble 1872, S. 43—47.

kaum eine Spur von Nationalgefühl vorhanden und Land und Leute wie Kleider gewechselt wurden, mußte der Kampfpreis des Aufstandes, nicht zu Bayern gehören zu wollen, als lächerlich vorkommen; doch läßt sich auch bei aller Erwägung der Zeitumstände der Ton der Erzählung nicht rechtfertigen; sie wird immer für unser Gefühl etwas Verletzendes enthalten[1]).

Eine ähnliche für unser heutiges Gefühl anstößige Tendenz verfolgen eine Anzahl Erzählungen, in die sich eine starke Abneigung gegen Preußen ausspricht. Nicht bloß, daß Hebel in der Beschreibung der Weltbegebenheiten, z. B. des preußischen Krieges vom Jahr 1806, die Auffassung gibt, wie sie wol im Süden herrschend war, welche Preußen als die Ursache und den Anstifter des Krieges darstellte, sondern er schildert die Preußen selbst durchschnittlich als Spitzbuben und Barbaren, während die Franzosen, die Oesterreicher und die Rheinbundstruppen von Edelmuth und Großsinnigkeit überfließen. (Vergleiche die Erzählungen „Untreue schlägt den eigenen Herrn", „Schlechter Lohn", und besonders „Der Husar in Neisse".) Auch hier ist zu berücksichtigen, daß damals die nationale Bedeutung Preußens vor der großen Erhebung im Jahr 1813 unmöglich schon erkannt sein konnte, und daß man ihm seine Niederlagen im Jahre 1806 und 1807 allgemein gönnte, weil sich die Preußen durch ihr großsprecherisches und hochfahrendes Wesen, das nach den Siegen im siebenjährigen Kriege herrschend zu werden begann, allgemein verhaßt machten, wie denn auch Männer

---

[1]) Wenn der Aufsatz, wie Kölle berichtet, „von oben veranlaßt war", so ist das für Hebel keine Entschuldigung, sondern verschlimmert die Sache nur. Uebrigens ist eine solche Annahme nicht nöthig; Hebel gab darin nur die damals in den Rheinbundstaaten herrschende Anschauung wieder, obwol etwas entschieden Absichtliches in der Erzählung nicht zu verkennen ist. Die Erzählung von der Rettung einer Offiziersfrau, die in demselben Jahrgang 1811 steht und auch von oben diktirt sein soll, zeigt zwar, daß es auch noch menschlich gesinnte Tyroler gab; aber ihre Tendenz ist weit eher, die Tyroler als Barbaren zu schildern, die Frauen und Kinder nicht verschonten, denn sie in Schutz zu nehmen. (Lebensbeschreibung von 1843, S. CXVI. und Giehne, Cotta'sche Vierteljahrsschrift 1858. 3. S. 35 2c.)

wie Stein und andere die Niederlage von Jena als verdientes Gericht über die damaligen Zustände in Preußen betrachteten.

Doch soll damit die Haltung und der Standpunkt Hebels nicht gerechtfertigt, sondern nur erklärt sein. Mit Recht bemerkt in dieser Beziehung Giehne: „Es wäre vergebliche Mühe, diese politische Schwäche des Hausfreunds übertünchen zu wollen; man kann nur sagen, daß er nicht besser war als seine Zeit. Unterwürfige Hingebung an das Ausland, erbschleichendes Buhlen um Vergrößerung auf Kosten der Mitstände, Achselträgerei und Charakterlosigkeit aller Art hatten sich schon als Errungenschaften des dreißigjährigen Krieges festgestellt. Auch die schlimmste Folgezeit that nichts Anderes, als daß sie auf der abschüssigen Bahn weiter schritt."

„In mitten dieser Strömung stand Hebel und er war nicht stark genug, ihr zu widerstehen." „Die bunte Zerstückelung des Reiches hatte die Augen so sehr an das Kleine und Kleinliche gewöhnt, daß ihnen ein durch Mediatisirungen plötzlich verdoppeltes oder verdreifachtes Gebiet, wenn auch von mäßigem Umfang, schon wie eine große Monarchie vorkam, stark genug, um auf sich allein zu stehen und weiter keines Dritten zu bedürfen" [1]).

Um so interessanter mag es sein, auch bei Hebel den Umschwung zu verfolgen, den die großen Ereignisse von 1813 und 1814 hervorriefen.

Schon unter dem Druck des napoleonischen Jochs hatte er bei aller Anbequemung an die Zeitströmung sich hie und da seine Meinung gewahrt und den Schalk ein bischen herausblicken lassen. Dahin mag zu rechnen sein, daß er über den Krieg von 1809 mit Oesterreich keine Weltbegebenheiten in den Kalender schreibt, vielleicht aus Rücksichtnahme für Erzherzog Karl, den er sehr hoch stellte. In den Schlachtenberichten gibt er sorgfältig die Quellen an und deutet damit

[1]) Giehne a. a. O. S. 33 ꝛc.

an, daß er die Aufschneidereien Napoleons und der Franzosen über die Zahl der Todten und die Stärke ihrer und der feindlichen Armeen nicht so ohne weiteres als baare Münze nehme.

Auch sonst finden sich Aeußerungen in einer Zeit, wo noch niemand an Napoleons Sturz dachte, aus denen der Schalk deutlich herausschaut. So erläutert er die Kontinentalsperre ganz regelrecht als das System, alle Mächte des Festlandes von den Engländern abwendig zu machen und setzt dann hinzu, „wie wenn sie alle die Räude hätten.“ In die Schilderung des Zustandes von Europa im August 1810 fügt er mit Bezug auf die fortwährenden Kriege die Bemerkung an: „die Russen endlich und die Türken führten bisher mit einander Krieg, auf daß die Händel nicht ausgehen.“

Bei der Gründung des Königreichs Westphalen heißt es: „und der König ist des Kaisers Napoleon sein Herr Bruder.“

Merkwürdig ist im Kalender für 1814, der schon im August abgeschlossen wurde, die also vor der Leipziger Schlacht abgefaßte Bemerkung: „Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Ist ein anderer Mensch, als er, schuld daran, daß die siegreiche Armee des französischen Kaisers sich mitten im Winter, in der fürchterlichen Kälte aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln und mit namhaftem Verlust zurückziehen mußte, zuerst aus Rußland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen, bis nach Deutschland, bis an die Elbe?“ Ueber die Polen steht schon in den Weltbegebenheiten des Jahres 1807: „die Polen haben mit der Hauptsache nicht viel zu thun, sie geben nur den Platz her und was dazu gehört, wie wir in den vorigen Kriegen auch.“ Bekannt ist auch die Aeußerung Hebels über den Konsul Bonaparte und sein Regiment in einer alemannischen Epistel an seinen Freund Gyßer, dem er die Ankunft eines Beamten aus Speier ankündigt.

Sist e brave Her, und gschickt, er schribt si vo Spir her
ehnen am breite Rhi, wo jetz der Premie-Consul
d'Schatzig bleit und s'Volch regiert mit bluetige Hände.

Da der Brief durch Abschriften viel verbreitet wurde, so war Hebel jahrelang in Sorge wegen dieser Aeußerung und war in Zukunft mit solchen um so vorsichtiger.

Den Umschwung der Dinge selbst leitet er im Kalender 1814 mit einer Art Vorspiel, den sog. „Brassenheimer Siegesnachrichten", ein. Er geht davon aus, daß man im Spätjahr 1813 nur Liebes und Gutes aus Sachsen gehört habe, und daß niemand das Herz gehabt habe, etwas anderes zu wissen, viel weniger zu sagen, ausgenommen ein lustiger Bruder. Diesen läßt er nun die Erlaubniß vom Amtmann holen, Komödie zu spielen; darin mußte einer mitspielen, der hieß Franz, der hatte ein gar stattliches handfestes Weibsbild, die hieß Viktoria. Im Laufe der Komödie bekam er mit einem Fremden Streit und wird tüchtig durchgeprügelt; er rief sein Weib zu Hilfe, und weil sie Viktoria hieß, so schrie er, je mehr er Prügel bekam, um so lauter: Viktoria. „Daran", schließt die Erzählung, „haben wir Brassenheimer, was verständige Leute unter uns sind, zum erstenmal gemerkt, wie es damals in Sachsen stehen mochte und was es zu bedeuten hatte, wenn man schrie: Viktoria. Der Herr Amtmann hat zum Glück nichts gemerkt."

Von der Leipziger Schlacht sagt er: „sie ist anzusehen wie ein Abweiser, der den Weltbegebenheiten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf gibt, ja wie ein Register in einer Orgeluhr, welches, wenn es gezogen wird, ist auf einmal ein anderes Stücklein und eine andere Melodie los. Viele schimpften jetzt, denen vorher alles recht schien. Das muß man nie thun. Andere dachten in der Stille darauf, nimmer lang französisch zu sein, und wie sie sich mit Glimpf aus der Sache ziehen wollten. Der Hausfreund nicht. Auf einen Kalendermacher schauen viele Augen. Deßwegen muß er sich immer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der siegenden Partei halten. Es ist immer ein gutes Zeichen für eine kriegführende Macht, wenn die Kalendermacher des Landes auf ihrer Seite sind."

In Bezug auf den ersten Pariser Frieden heißt es: „Das war ein merkwürdiger und unerwarteter Friedensschluß, der viele Menschen glücklich und froh gemacht hat. Denn es ging ein schönes Stücklein Europa auf einmal von Frankreich los, gleich als im Frühjahr, wenn das Thauwetter da ist, die Eistafeln von dem Ufer losgehen, die keine menschliche Kraft im Stande wäre, also zu lösen, daß sie nicht brechen, nämlich das jenseitige Deutschland, die hanseatischen Gebiete, ganz Holland, österreichisch Niederland, etwas Schweiz, viel Italien, Illyrien und aus mancher deutschen, holländischen, italienischen Festung, aus Mainz, aus Luxemburg, aus Mantua, zog unbefleckt von Blut die weiße Cocarde aus. — Auf das so gingen die Weltbegebenheiten bis auf ein weiteres wieder auseinander. Es war aus. Elsaß und Lothringen hat nicht wollen losgehen."

Schon vorher hatte er mit beißendem Spott erklärt: „Die Franzosen behielten bis auf etwas weniges, was in den Kriegen mitgegangen ist, zum Andenken; der heilige Krieg — so nannten sie es — verlangt keinen Nutzen, auch keine Wiedervergeltung, sonst wär's ein unheiliger. Das Uebrige wird auf einem Kongreß in Wien gefügt[1])."

Nach dem Frieden von 1814 schrieb Hebel keine Weltbegebenheiten mehr; der Kalender 1816 war nicht mehr aus seiner Hand, der Kalender für 1819, den er wieder schrieb, ist ohne Weltbegebenheiten.

Giehne hat darauf aufmerksam gemacht, daß im Jahrgang 1813 ein humoristischer Aufsatz Hebels sich findet, der nicht in die Sammlung der Hausfreund-Erzählungen aufgenommen ist. Es ist der Bericht des „diesjährigen Hauptplaneten Mars an die Leser des Hausfreundes", der unter die „astronomische Kalenderpraktik" sich versteckt hat. Auch uns sind nach den Jahrgängen,

---

[1]) Vergl. Giehne a. a. O. S. 32—42. Vergl. auch die Briefe an Hitzig, Festgabe S. 276.

die wir zur Vergleichung auftreiben konnten, einige kleinere Auslassungen aufgefallen. Nach dieser Seite hin bedürften also die Ausgaben einer Revision, sie bedürften es aber auch nach Seite des Textes, da eingeschlichene Fehler von einer Ausgabe zur andern sich fortschleppen. Eine Volksausgabe des Hausfreundes, wie sie schon Giehne beantragte, mit revidirtem Text und guten Holzschnitten, schiene endlich 50 Jahre nach Hebels Tod auch uns an der Zeit und wäre ein Denkmal für ihn dauernder als Erz.

Die in den neuern Ausgaben gewöhnlich am Schlusse angefügte Erzählung „Herr Charles" steht nicht im Hausfreund, sondern sie ist den „Rheinblüthen" Jahrgang 1819 entnommen, worin sie Hebel zuerst bekannt machte [1]).

Der obenerwähnte Bericht des Jahresregenten möge als „ein schalkhaft Stücklein Astrologie", in welchem Hebel mit glücklichem Humor gegen ein Stück tiefeingewurzelten Aber=

---

[1]) Werke 1834, B. III., S. 482. Solche kleinere Auslassungen sind: aus dem Jahrgang 1811 der Bericht über die französische Armee; die schalkhafte Notiz, warum er die Erzählung eines Freundes nicht mehr aufnehmen konnte. Im Jahrgang 1813 finden sich am Schlusse zwei kleinere Aufsätze, die nicht in die Werke aufgenommen sind: „Warnung" (über verkaufte Kleider von Verstorbenen und ihre Ansteckung) und „zwei Bücher" (Geschichte der Räuberbanden an beiden Ufern des Mains, im Spessart und Odenwald von Stadtdirektor Pfister im Odenwald). Im Jahr 1816, in dem nur zwei Beiträge von Hebel sich finden, „bequeme Schifffahrt und zwei Spracherinnerungen" tragen die Weltbegebenheiten, Napoleon von Elba zurückgekehrt, ganz die Hebelsche Redeweise an sich. Desgleichen erinnert im Kalender 1817 die Erzählung, die schnelle Luftreise, in der der Zirkelschmidt drei Zechbrüder durchprügelt, die durch die Luft nach Straßburg zur Beleuchtung des Münsters fahren wollen, nachdem er vorher ein gutes Nachtessen sich erschwindelt hatte, nach Form und Inhalt an Hebel; ähnlich die Erzählung desselben Jahrgangs, wie der Zundelfrieder im Pferdehandel Unterricht gibt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Hebel bei seiner Theilnahme an der Tafelrunde im Museum dem Kalender ganz fremd blieb, auch wenn nichts mehr direkt von ihm in denselben geliefert wurde. Im Kalender 1813 findet sich zum erstenmal die „Neue vaterländische Zeitrechnung auf das Jahr 1813", mit der berühmten Schlacht der Markomannen gegen Cäsar

glaubens kämpft, hier stehen[1]). Er leitet damit eine ständige Rubrik ein voll köstlichen Humors, die bis jetzt in den Ausgaben der Werke übersehen wurde.

Von dem Hauptplaneten des Jahres.

Der Planet Mars sagte eines Abends zu einem Astrologus (der Hausfreund thut nicht gerne groß, am wenigsten unter der Hand) — „Astrologus", sagte der Planet, „du könntest mich wol auch in den Kalender bringen, so gut als den Adjunkt und seine Schwiegermutter." Die meisten Planeten und Astrologen dutzen einander; also sagte der Astrologus: „Stehst du nicht schon darin, im Jahr neun?" — „Aber als Hauptplanet und Jahresregent", meinte der Mars. Der Astrolog sagte: „Es kommt mir nicht darauf an. Ich bringe dich hinein. Was prophezeist du von Krieg und Frieden?" Da wurde der Planetstern feuerroth, wie ein glühendes Eisen, und auf einmal wieder blaß; denn er sagte: „es kann ein giftiges Kriegsjahr geben in der Ferne, wenn die Aspekten nicht anderst werden; wenn sie aber anderst werden, so gibt es keins." Der Astrologus sagte: „ich sah dich drum an." Denn die Gestirne reden mit den Astrologen durch Farben, und wer die Farbensprache ver-

---

58 vor Chr. beginnend." Die Aufsätze über das Weltgebäude sind im Kalender in anderer Reihenfolge als in der Sammlung der Werke vorhanden. — In Bezug auf die oben erwähnte Erzählung „Herr Charles" theilt uns Staatsrath v. Becker mit: als er in einem Institut in Petersburg die genannte Erzählung lesen ließ, habe ihn die Vorsteherin darauf aufmerksam gemacht, daß sich unter den Kindern ein Mädchen befinde, das die Tochter eines der von Herrn Charles angenommenen Kinder sei; die Kinder hatten sich zu geachteten Gliedern der Petersburger Gesellschaft aufgeschwungen. — Viele Anekdoten von Hebel haben sich nach seinem Tode in Freundeskreisen fortgepflanzt; viele sind seitdem in Kalendern und Zeitungen niedergeschrieben worden; doch ist es schon schwer, Wahrheit und Dichtung zu scheiden. Einige artige finden sich, zum Theil in dieser Schrift verwendet, bei Nüßlin und bei Giehne. „Eine wahre Versündigung aber an Hebel und dem Publikum sind die sog. Schwänke des Hebelschen rheinländischen Hausfreunds." Stuttgart 1839, theils Stücke von Hebel, theils Schwänke des spätern Hausfreunds von schlechtem Geschmack." (Giehne, Studien S. 50.)

[1]) Vergl. auch Giehne, Studien über Hebel S. 45 ꝛc.

steht, der kann mit ihnen reden. Der Astrologus fuhr fort und fragte um die Fruchtbarkeit de'r Erde. Da schangschierte der Planet rosenroth und birkenbraun. Ist in gemeines Deutsch zu übersetzen: „Es kann ein fruchtbares Jahr werden. Besonders werden die Mägdlein und die Rosen schön blühen, und die Bäume werden saftige Zweige treiben. Wer im Jahr 1813 die Birkenkur von nöthen hat, kann sich freuen. Der Astrologus fragte weiter nach den Krankheiten und Seuchen. Da nahm der Planet eine gar kuriose und zwitzerige Farbe an. „Ist das auch eine Frage", sagte er, „von einem Astrologus? Bin ich ein Apotheker oder ein Bader? Die Leute sollen im zunehmenden Mond nicht mehr essen und trinken und schlafen, allein oder selbander, als ihnen nützlich und gut ist, und im abnehmenden nicht mehr als im zunehmenden, so werden Viele gesund bleiben." Das ist der Bericht des diesjährigen Hauptplaneten Mars an die Leser des Hausfreundes."

Wenn Hebel als Volksschriftsteller gewürdigt wird, so darf der Bearbeitung der biblischen Geschichte nicht vergessen werden. In Folge der allgemeinen Anerkennung, die ihm sein Erzählungstalent erworben, baten ihn einige seiner Freunde, dasselbe auch der biblischen Geschichte zu gute kommen zu lassen. Hebel machte sich im Jahr 1818 an das Werk und vollendete noch in diesem Jahre den größten Theil der Geschichten des Alten Testaments. Nun trat infolge der Beschäftigungen, die ihm die neue Würde eines Prälaten und das Werk der Kirchenvereinigung, an dem er als Abgeordneter der lutherischen Konfession lebhaften Antheil nahm, auferlegten, eine mehrjährige Unterbrechung der Arbeit ein. Endlich im Juli 1824 erschienen die biblischen Geschichten bei Cotta, und bald darauf bei Katz in Pforzheim, dem Verleger des Hausfreundes, eine neue zweite Ausgabe, die dann in allen evangelischen Schulen Badens eingeführt wurde. Im folgenden Jahre wurde von einem befreundeten katholischen Geistlichen eine Bearbeitung für die katholische Jugend veranstaltet. Hebel schreibt in Betreff seiner Arbeit: „Aufrichtig gesprochen ich habe das Büch-

lein mit Liebe für mein Vaterland geschrieben, ich habe fast bei jeder Zeile im Geist oberländische Kinder belauscht."

Das Buch blieb in den evangelischen Schulen Badens, nachdem im Jahr 1834 durch die Generalsynode der evangelischen Kirche einige Veränderungen vorgenommen worden, bis zum Jahr 1855 eingeführt, wo es der orthodox-kirchlichen Zeitströmung zum Opfer fiel. Es enthält allerdings mancherlei, das in Form und Anschauung veraltet ist und einer Verbesserung bedarf; hie und da spielt der Ton des Hausfreundes etwas herein; nicht alle Parthien sind in gleicher Weise gelungen; einige Erzählungen, wie das kananäische Weib, die zehn Jungfrauen werden vermißt; häufig ist ohne Grund der Wortlaut des Bibeltextes, z. B. in den Gleichnissen, verändert. Allein abgesehen von diesen verhältnißmäßig kleinen Mängeln, tritt auch in dieser Arbeit Hebels ungewöhnliches Talent populärer Darstellung hervor, verbunden mit seinem herzlich frommen einfachen schlichten Sinne, und schwerlich dürfte die deutsch-christliche Kirche je eine gelungenere, ansprechendere und kindlichere Darstellung der biblischen Erzählungen erhalten. Hebel schrieb nicht als Theologe und Gelehrter, sondern als gemüthvoller sinniger Dichter, als einfacher herzlicher Mensch und Christ und als Freund der Jugend. Das Buch ist nicht weniger als für die Jugend, für die Erwachsenen ein Genuß, geeignet, Freude und Lust an den Persönlichkeiten und Thatsachen der Bibel zu wecken [1]).

Sonst seien hier noch einige Arbeiten erwähnt, die gewöhnlich in seinen Werken unter dem Titel „Vermischte Aufsätze und Beiträge zur Religionsphilosophie" sich abgedruckt finden. Sie sind theils allgemeinen und humoristischen Inhalts, wie der

---

[1]) Vor Kurzem erschien eine neue Ausgabe unter dem Titel: Johann Peter Hebels biblische Geschichte. Aufs Neue herausgegeben und für Schule und Haus bearbeitet von G. Längin. Karlsruhe, Braun'sche Hofbuchhandlung 1873. Zweite Auflage 1874. Vergl. auch Birlinger Alemannia, Jahrgang II., 2. Heft.

Aufsatz vom Tabakrauchen, Standrede über das glückliche Loos eines Schneiders, theils auf religiöse und sittliche Gegenstände sich beziehend, wie über Geiz und Verschwendung, über den Ackerbau als vorzügliche Schule der Religiosität, über das Glück die Braut der Jugend, das Glück des Weisen, über den Menschensohn; ferner Auslegung verschiedener Stellen aus der Bibel, über Weltgesetze, Engel und Teufel, Geister und Gespenster, Glaube und Vergeltung und über Auferstehung.

Sie sind meist in den Jahren 1803—1811 entstanden. Einige Aufsätze, der „Menschensohn", „Judas Ischariot", „der Dieb in der Nacht", Jephthas Tochter", hatte er als Mitglied des Lörracher theologischen Vereins verfaßt, dem er auch nach seiner Uebersiedelung nach Karlsruhe noch angehörte. Andere, wie über das richtige Verhalten des Geistlichen in Ansehung der gesellschaftlichen Spiele, über Geister und Gespenster, sind Arbeiten für die Pfarrsynoden zu Karlsruhe. Für seine Freunde hatte er auch den Aufsatz über die Juden geschrieben, die schon im Hausfreund, wo er ihnen gerne ein bischen etwas anhängt, eine große Rolle spielen. In diesem Aufsatze läßt er die Eigenthümlichkeiten dieses Volkes, mit etwas pessimistischer Färbung gegen die christliche Menschheit, in einem günstigen Lichte auftreten; er erschien 1812 in der Zeitschrift Jason; die obgenannte Standrede über das glückliche Loos eines Schneiders im Jahr 1811 in den süddeutschen Miszellen. In der Ausgabe vom Jahr 1834 findet sich noch ein Entwurf über das Thema: „Haben wir schon einmal gelebt?"

Alle diese Aufsätze sind nicht ohne Gedanken und gute Einfälle, sie verrathen Hebels Scharfsinn und Erfindungsgabe und zeigen, wie es ihm, obwol er kein Freund der Philosophie und eines ernsten anhaltenden Nachdenkens war, immer wieder Bedürfniß war, sich mit den religionsphilosophischen Fragen zu beschäftigen und sich mit auftauchenden theologischen Ansichten und Meinungen auseinanderzusetzen. Doch liegt ihnen ein eigentliches Studium nicht zu Grunde, sondern es sind, den Aufsatz über die Juden, die Abhandlung

über die Theilnahme der Geistlichen an gesellschaftlichen Spielen und Vergnügungen und einige andere ausgenommen meist zufällig hingeworfene Gedanken und Einfälle ohne eigentlichen Werth [1]). Die Aufsätze über Engel und Geister geben theoretisch die Auffassung, die er schöner und wirkungsvoller in den alemannischen Gedichten zur Anschauung gebracht hat.

---

[1]) Die Aufsätze über Theilnabme der Geistlichen an geselligen Vergnügungen und der Entwurf über das Thema: Haben wir schon einmal gelebt? finden sich in der Ausgabe von 1834, B. VII. und sind in die von 1843 nicht übergegangen. Dasselbe gilt von den biblischen Aufsätzen und der Auslegung von Bibelstellen, die am Schlusse des 4. Bandes der Ausgabe von 1834 zu finden sind.

Siebentes Kapitel.

Hebel als Prediger und Mitglied der ersten Kammer der Landstände.

Obwol Hebel von Anfang an in die Wirksamkeit an der Schule hineingezogen wurde und von da aus seine eigentliche Karriere machte, so war er doch stets nebenher mehr oder minder mit irgend einer Thätigkeit im Interesse der Religion und der Kirche betraut. Schon auf seinem ersten Vikariat hatte er dem kränklichen Pfarrer in seinen kirchlichen Funktionen auszuhelfen; in Lörrach predigte er öfter in und außerhalb des Städtchens, in Karlsruhe wurde ihm das zeitweise Predigen in der Schloßkirche in den ersten Jahren zur Bedingung gemacht.

Allein, nachdem man einmal seit seiner Berufung nach Karlsruhe seine Talente erkannt hatte, so wurde er außerdem mit theologischen und kirchlichen Aufgaben betraut.

Schon oben wurde erwähnt, daß Hebel einige Gebete für den Wochengottesdienst verfaßte, und, von Brauer veranlaßt, den Herder'schen und lutherischen Katechismus in eins verarbeitete. Im Jahr 1814 trat er in die evangelische Ministerialsektion ein, damals die oberste Leiterin der Kirchen- und Schulangelegenheiten. In dieser Stellung war seine Aufgabe, bei der Anstellung der Geistlichen und der Abhaltung der Kirchenvisitationen mitzuwirken, wobei er die Bescheide über das Ergebniß der letztern in einem milden und nachsichtigen

Geiste ertheilte. In dieser Stellung verfaßte er zur 300jährigen Feier der Reformation ein Gebet. Eine seinen Neigungen angemessene Thätigkeit war die Mitwirkung bei der Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche, die schon unter Karl Friedrich vorbereitet war. In der Synode, welche die Union (1821) abschloß, war er von Seiten der Oberkirchenbehörde mit seinem Freunde Sander Vertreter der lutherischen, hauptsächlich in der alten Markgrafschaft vertretenen Kirche, während auf Seiten der reformirten, vornehmlich in der neu erworbenen Pfalz verbreiteten Richtung Männer wie Daub in der Synode thätig waren. Er förderte das schöne Werk nach Kräften. Außerdem verfaßte er noch während der Synode liturgische Formulare für die heilige Taufe, die Beichte und das heilige Abendmal, von denen Einzelnes bis 1855 in der evangelischen Kirche Badens im Gebrauch war. Von der biblischen Geschichte, die im Jahr 1824 erschienen ist, war oben die Rede. Eine bedeutende Arbeit legte er sich, nach der Vollendung der biblischen Geschichte, noch auf durch die Abfassung eines Katechismus für die evangelischen Volksschulen, den er unabhängig von einem Vorgänger nach eigenem Plane bearbeitete. Er gedachte, den Entwurf der zweiten Generalsynode vorzulegen. Allein er hat sie nicht mehr erlebt. So kam die Arbeit erst nach seinem Tode heraus. Wenn das Büchlein auch etwas breit und ausführlich gehalten ist, so ist es doch ein schönes Zeugniß der einfachen, schlichten Frömmigkeit Hebels und seiner klaren, ruhigen, von aller dogmatischen Ueberladung freien Betrachtung und Darstellung der Wahrheiten der christlichen Religion [1]).

Ein neues Amt und eine neue ihm bis dahin ungewohnte

[1]) Wir begnügen uns hier, daran zu erinnern, daß diese sämmtlichen liturgischen Arbeiten in der Ausgabe von 1834 im VII. Band sich finden. Vorausgeschickt ist eine „Gebetstheorie", die gute Gedanken enthält: „Beten heißt, eine unsichtbare Person als gegenwärtig denken und im Vertrauen, daß sie es höre und theilnehmend darauf achte, mit ihr reden." „Gebet an Genien, Heilige, Verstorbene ist daher gedenkbar und keine Sünde, aber Thor-

Wirksamkeit wartete sein im Jahre 1819. Infolge der neu eingeführten landständischen Verfassung sollte die evangelische Kirche einen Prälaten erhalten und dieser dann Sitz und Stimme in der ersten Kammer der Landstände haben. Großherzog Ludwig wünschte, Hebel mit dieser Würde auszuzeichnen. Hebel war von einer solchen Berufung tief ergriffen, aber erst nach längerem Bedenken, wozu für ihn auch die Erwägung gehörte, ob mit der neuen Würde sich sein bisheriges ungezwungenes geselliges Leben im Kreise seiner Freunde vertrage, nahm er diese neue Würde an; er wohnte den Landtagen 1819, 1820, 1822 und 1825 bei.

Wir wollen von diesen verschiedenen Thätigkeiten, die ihm aus seiner Stellung in der Kirche erwuchsen, zwei einer eingehenden Würdigung unterziehen, um Hebel auch nach dieser Seite hin kennen zu lernen. Schon oben in Kapitel IV. finden sich einige Bemerkungen über die Predigerweise Hebels [1]). Er hatte anfangs als Subdiakonus monatlich einmal in der Schloßkirche zu predigen und den Geistlichen in „dringenden Fällen" auszuhelfen [2]). Als er im April 1798 zum Professor der Dogmatik ernannt wurde, wurde ihm zwar die Verpflichtung zum Predigen abgenommen; allein er trat auch nachher in den nächsten sechs Jahren, namentlich an den Festtagen, öfter auf der Kanzel auf.

Von seinen Predigten wurden während seiner Lebzeiten nur zwei gedruckt und beide auf besonderes Verlangen seiner Freunde. Die eine hielt er am 4. Sonntag nach Trinitatis 1794 über die Stelle Apst. 5, 30 und 31; unter dem Titel: „Etwas zur Befestigung des Glaubens an die göttliche Weisheit und Güte bei den Schicksalen unglücklicher Gottesverehrer und Menschenfreunde." Die andere am 2. Christtage 1796

heit." „Der aufgeklärte Christ kann nur zu Gott beten, denn Gott ist das einzige unsichtbare Wesen, daß er gegenwärtig denken und im Vertrauen, daß er es höre, mit ihm reden kann."

[1]) Vergl. Karlsruher Zeitung, Beilagen 185, 187—88—89, Jahr 1874.

[2]) Personalakten Hebels auf dem Landesarchiv.

über Luc. 2, 15—20: „Erweckungen aus der Geschichte Jesu zu einem behutsamen frommen Sinn und zu anhaltend frohen Hoffnungen“. In der ersten bespricht er „das Schicksal der menschenfreundlichen Tugend, die für ihre Mühe und Aufopferung durch kein Glück belohnt wird, und der leidenden gottergebenen Unschuld, die kein Mensch auf Erden zu unterstützen, kein Engel vom Himmel zu trösten, kein Gott in seinem Reiche zu bemerken scheint. Wie kann Gott das sehen und änderts nicht? Wie kann der Allmächtige dulden in seiner Schöpfung, was ich schwaches Geschöpf von Erde verbessern würde, wenn seine Macht mir zu Gebote stünde?“ Hebel findet die Lösung dieses Räthsels in den Gefühlen der Glückseligkeit, die schon jetzt die Thaten und Grundsätze des Menschenfreundes begleiten und einst in dem unausbleiblichen Segen seiner Arbeit und dem frohen Ausgang seiner Schicksale. „Den inneren Frieden dieses Gerechten, Freuden so reine und so große, die aus dem Bewußtsein seiner Thaten flossen, Tröstungen im Leiden, wie sie seine Ueberzeugung begleiteten, die hatte noch kein Pharisäer an den Ecken der Gassen, kein Aeltester im Rath, der seinen Tod beschloß, kein Pilatus auf dem gefürchteten Richterstuhl und kein Herodes auf dem beneideten Königsthron empfunden.“ „Nicht ihr, nicht eure Zeitgenossen erst haben die Bäume gepflanzt, die euch jetzt Frucht und Kühlung geben, nicht sie haben das Land, das einst öde lag, in grüne Auen und saatenreiche Felder umgeschaffen. Nicht sie haben erst Wahrheit und Weisheit in ihrem verborgenen Heiligthum aufgeklärt und Gotteserkenntniß vom Himmel herabgeholt und Menschlichkeit und milde Sitten unter die Menschen zurückgebracht..., sondern eure Bildung, euer Wohlstand, euer Glück ist die vereinigte Wirkung weggestorbener Geschlechter, Tausende und aber Tausende haben jeder sein Scherflein beigetragen ohne zu wissen, wann und wo und wem er nützen werde; so wird auch euer menschenfreundlicher Eifer, euer Rath, euer Beispiel, eure Mühe, euer Opfer, jedes an seinem Ort und in seinem Maße noch fortwirken.“

In der zweiten Predigt schildert er den geheimnißvoll verborgenen Gang der göttlichen Weltregierung in Jesu Geschichte. Unerwartet und unbemerkt erschien Christus, das muß zu frommem Sinn anregen. „Unbegreifliche Vorsehung! was entwickelst du aus den Begebenheiten eines Augenblicks, und arme, kurzsichtige, leichtsinnige Menschheit, die du so oft nicht bemerken kannst, nicht bemerken willst, was in deinem Schoße vorgeht!" „In diesem Augenblick stürzt vielleicht eine Wolke, die einen Monat oder ein Jahrhundert lang unbemerkt schnell den Himmel der Freude überflügeln und verdunkeln und in tausend Herzen Weh und Klage hinabdonnern wird. Vielleicht fällt auch in diesem Augenblick das Saatkorn, das nach einem Monat oder einem Jahrhundert zum fruchtbaren Baum gedeihen und über ganze Geschlechter Schatten und Labung verbreiten wird." Er redet dann weiter davon, daß Jesus als Mensch unter den Menschen oft gerade da nicht war, wo man ihn suchte und ungekannt mitten unter ihnen stand, wenn sie ihn nicht mehr erwarteten, und das muß zur frohen Hoffnung anregen. „Wie die Sonne, die am Abend groß und ruhig in den Schoß einer Gewitterwolke hinabsinkt und des Morgens mit neuer Herrlichkeit wieder am geheiterten Himmel herauftritt: so stand er mitten unter den Seinen und der Friede war mit ihnen. Vor den Richterstühlen, worauf seine Mörder saßen, schallte wie Donner am heitern Mittagshimmel das Zeugniß seiner Lehre: er ist auferstanden."

Nach Hebel's Tode kamen noch eine Anzahl Predigten heraus, die als Manuskripte sich vorfanden, darunter auch zwei aus der Lörracher Thätigkeit, eine aus dem Jahr 1788 in dem nahen Grenzach gehalten am zweiten Osterfeste über Lukas 24; 13—35, „Freude des Christen über dem Leben Jesu", und die Abschiedspredigt von Lörrach, gehalten am 21. Sonntag nach Trinitatis über Joh. 4; 47—54, „die Beschaffenheit und der Gang menschlicher Schicksale." [1])

[1]) Ausgabe der Werke vom Jahr 1834, B. 5 und 6. In Band 5

Was die Form der Predigten betrifft, so sind sie, wie schon die wenigen Proben darthun, reich an kräftigen, anregenden und erbaulichen Stellen. Unverkennbar geht durch sie Hebel's Talent zum Schildern und Ausmalen, seine Gabe, sich hinein zu versetzen in fremde Lagen und Stimmungen. Allein im großen Ganzen machen sie für uns und unsern Geschmack den Eindruck des Gedehnten, des Steifgelehrten und Trockenen; es mangelt ihnen jene ursprüngliche Frische und Kraft, jenes unmittelbare Herausquellen aus dem Reichen und Vollen, wie wir es in den Briefen, in den alemannischen Gedichten, obwol diese auch öfter etwas lehrhaft Gemachtes an sich haben, und in den Erzählungen des Hausfreundes finden.

Wie trocken und in bloßen Förmlichkeiten sich bewegend, sind z. B. die Abschiedsworte, die er an die Lörracher Gemeinde richtet. „Es sind mehr als acht Jahre mir schnell und unbemerkt verschwunden, seit ich das erstemal an dieser heiligen Stätte das Wort des Evangeliums verkündete . . . Meine Empfindung fordert mich auf, es laut und öffentlich zu bekennen und zu rühmen, daß ich meinen Aufenthalt bei euch zu dem bestimmten Maß meiner Freuden und nicht meiner Leiden rechne, und daß ich viele Freundschaft und Liebe, viel Güte und Gefälligkeit und einen steten Frieden unter euch genossen habe."

Auch nach derjenigen Seite hin, welche die Stärke der Hebel'schen Predigt bildet, nach der Anwendung des Textes auf das Leben und der Erweckung einer gesunden praktischen Frömmigkeit: wie verblaßt treten diese trefflichen ethischen Grundsätze und Gesichtspunkte in den Predigten auf gegenüber dem frischen und kernigen Gewand, das sie z. B. in den biblischen Geschichten tragen.

So war es die Art Hebel's; jedes amtlich Gezwungene,

---

sind die Predigten für die gewöhnlichen Sonntage; in Band 6 die Festtagspredigten; die obgenannte Abschiedspredigt steht in B. 6; die späteste ist vom 2. Christfest 1804, die frühste ist die Grenzacher.

jedes Aeußerlich-Förmliche scheint ihm die Seele zugeschnürt und den Fluß seines Geistes gehemmt zu haben. Nur in der Einsamkeit, fern von den Absichtlichkeiten und Förmlichkeiten der Gesellschaft und im Verkehr mit seinen Freunden ging ihm das Herz auf, wie er denn auch in der That in Gesellschaften von ihm fremden Personen wenig oder gar nicht sprach.

Was den Inhalt der Predigten und überhaupt den religiösen Standpunkt Hebel's betrifft, so bewegte sich sein religiöses Denken unzweifelhaft innerhalb der kirchlichen Strömung seiner Zeit. Er theilt mit dem Rationalismus jener Tage den Mangel an Einsicht in das geschichtliche Werden der Dinge, an Sinn für das Geheimnißvolle, Schöpferische, Geniale. Letzteres ist um so auffallender, als Hebel selbst in gewissem Sinne ein genialer Mensch war und seine unverkennbare Freude an Gestalten hatte, die den gewöhnlichen Gang der Dinge durchbrachen und der Wirklichkeit ihr Schnippchen schlugen.

Allein es kommt auch hier wieder der Gegensatz des Konventionellen, nur äußerlich Aufgenommenen und des aus der Seele Quellenden in Betracht, welcher diese Erscheinung erklärt. Hebel war zudem kein philosophischer Kopf, er ging der Spekulation, überhaupt der tiefern Erfassung der Wahrheiten eben so sehr aus dem Wege, wie einem anstrengenden, eigentlich gelehrten Studium [1]). So ließ er denn auch das Wunderbare in der Schrift ruhig bei Seite liegen; mit

---

[1]) Zur Charakteristik möge noch folgende Stelle aus einem Brief an Hitzig (1797?) hier stehen: „Ich hab angefangen, die kantische Philosophie zu studiren, auf Anrathen eines sehr gelehrten Ungarn, der sich hier aufhielt, und ließ es nun wieder bleiben auf Anrathen Meiner. Sie sei dem Desegelis geinet (Denglegeist) im Augenblick seiner schlimmsten Laune preißgegeben mit allen Kategorien. „Es gibt nur ein System, nur eine Philosophie — Unsere." Hebel macht dann, wenn auch nur im Scherz, den Vorschlag, in Form eines Almanachs eine „Satyre aller Philosophie" herauszugeben. (Becker, Festgabe S. 87.)

richtigem Takt hebt er aus den Wundererzählungen die religiösen Wahrheiten heraus und sucht von ihnen aus die Weisheit und Güte Gottes und den Gang der menschlichen Dinge zu verstehen. Es hält ihn sein gesunder Sinn und sein ästhetischer Geschmack von jenen seichten Wundererklärungen ab, wie sie damals in der Zeit lagen, oder wo er Aehnliches versucht, geschieht es in der reizendsten Weise, wie in der Geschichte von Elias und dem Oelkrüglein der Wittwe: „Es ist wohl zu glauben, daß es gute Menschen aus der Nachbarschaft waren, welche der armen Frau täglich so viel zum Unterhalt des Propheten zutrugen, daß sie und ihr Kind auch davon zu leben hatten. Wiewohl Gott kann auch wunderbar die Seinigen retten und segnen und die Gutmüthigkeit einer vertrauenden Seele belohnen."

Seine freie selbstständige Stellung zum Bibelinhalt zeigt folgende Stelle: „Aber man weiß nicht, ob man Alles loben soll, was Elias that. Die Propheten sind auch Menschen. Als Gott auf dem Berge Carmel das Zeichen zur Erhörung gab, rief das ganze Volk, er sei der wahre Gott. Diesen Augenblick benützte Elias und ließ alle Propheten des Abgottes ergreifen und tödten. Zwar die Zeiten brachten es so mit sich. Aber der allzugroße Eifer im Guten kann zu allen Zeiten selbst das Gute nur hindern und das Böse fördern." Auch in der Bergpredigt übt er dieselbe sichtende Kritik mit Bezug auf Stellen wie die: Wer dir einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den linken auch dar. „Aber nicht Alles, was Jesus seinen Zeitgenossen sagte, gilt auch für alle Menschen und für alle Zeiten. Wiewohl Sanftmuth, Nachgiebigkeit mit Ehre und Klugheit ist in allen Zeiten zu empfehlen. — Ein Körnlein Goldes ist in allem, was Jesus gesprochen hat, für Den, der es suchen und erkennen mag." Bekannt ist die scharfe Beurtheilung des Stephanus in der ersten Ausgabe der biblischen Geschichte: „Stephanus war neben seiner Frömmigkeit auch ein schöner, aber zugleich ein wortseliger und ein reizbarer Mann. Man sah ihm wohl an,

daß er noch ein Neuling und kein Apostel war." „Als er des Tempels erwähnte und nun wieder an die Beschuldigung dachte, wegen welcher er angeklagt war.... verlor er die Fassung seines frommen Gemüthes so sehr, daß er anfing, seine Richter zu schimpfen; das that kein Apostel." Unzweifelhaft ruht ein solches Urtheil, auf gänzlicher Verkennung der Zeit und der Persönlichkeit dieses Mannes, der mit einem Verständniß und mit einer Entschiedenheit für die Sache Jesu eintrat, wie nur noch Paulus. Allein es zeigt doch, wie harmlos solche kritisirenden Beurtheilungen der Bibel und des Christenthums von trefflichen Männern, wie Hebel, ausgesprochen und der Jugend vorgelegt wurden, ohne daß man deßhalb Gefahr für Religion und Kirche fürchtete. Die Generalsynode im Jahr 1834 hat diese Bemerkung gestrichen, auch die über Elias geändert, während sie die in der Bergpredigt stehen ließ.

Man hat in der neueren Zeit, welche in den Briefen an seine Freunde und an Gustave Fecht werthvolle Urkunden zur Beurtheilung der Hebel'schen Denkweise an's Tageslicht förderte, auf zwei Dokumente hingewiesen, um zu zeigen, daß Hebel von der religiösen Anschauung der Zeit sich unabhängig gemacht habe oder über sie hinausgegangen sei. Es ist in erster Linie ein Brief an Hitzig vom Jahr 1808 über den Polytheismus und eine bei der Ausgabe vom Jahr 1834 ausgelassene Stelle in der Schilderung des „neuen Vikari" in Lörrach in dem humoristischen alemannischen Briefe an Güntert. Ersterer enthält allerdings einen überraschend merkwürdigen Ausspruch Hebel's: „Ich gestehe dir ein, nur die Gefangenschaft oder Vormundschaft, in welcher uns der angetaufte und anerzogene und angepredigte Glauben behält, hinderte mich bisher, den seligen Göttern Kirchlein zu bauen." „Unser dermaliger philosophische Gott steht, fürchte ich, auf einem schwachen Grund, nämlich auf einem Paragraphen, und seine Verehrer sind vielleicht die thörichtesten Götzendiener, denn sie beten eine Definition an. Ihr Gott bleibt ewig ein Abstractum und wird nie konkret." „Ich möchte mich gerne

mit einem oder einigen Göttern dieser Erde begnügen, die um uns sind, die uns lieben und beobachten, die unsere Blüthenknospen aufthun, unsere Trauben reifen, denen wir trauen können und die sich lediglich nichts darum zu bekümmern haben, wer für die andern Sterne sorgt, so wenig als wir"[1]). Im zweiten Dokument redet er in etwas derbem Oberländerdeutsch davon, wie der neue Vikari von Lörrach keiner von Denen sei, die auf der Kanzel von weltlichen Dingen schwätzen und kein „gotsig" Sprüchlein aus der Bibel anziehen, die im Grund nicht wissen, was darin steht:

> B'haupte, Christis der Herr seigs Josephs libliche Suhn gsi
> Heig nit für is glitte, seig nit vo de Todten erstanden;
> Hohl ich der Teufel denn au! Die dunderschießige Läri
> Bringen is no um Glauben un Liebe un Hoffnung un Himmel.

Man wird gut thun, in beiden Dokumenten nicht mehr zu sehen, als sie wirklich enthalten. In dem ersten spricht sich die Abneigung einer frisch empfindenden Natur gegen alles Angelernte, Konventionelle, Ueberlieferte aus, und zugleich der Naturfreund und Dichter, dessen Weltanschauung unter dem Einfluß der Naturwissenschaft seiner Zeit sich gebildet hat, der mit Vorliebe in die Gebilde und das Leben der Natur sich versenkt, den es treibt, das Todte zu beleben, das Sinnliche zu vergeistigen und dem Körperlichen Seele zu leihen. Außerdem schwebt ihm nicht das Evangelium, sondern die Kirchenlehre vor.

In dem Bruchstücke aus dem Briefe rügt er eine Taktlosigkeit, die da und dort vielleicht vorkommen mochte. In Wahrheit aber wird man nicht einmal diesen Schluß aus der Schilderung ziehen können; denn die Uebertreibung liegt zu sehr auf der Hand; die Stelle trägt überhaupt mehr das Gepräge des Dichterisch Gemachten und Ersonnenen an sich, dessen, was nach seinem und vor Allem des alemannischen Landvolks Ge-

---

[1]) Becker, Festgabe S. 221 und 222.

schmack ein Vikar nicht sein soll, so daß weder für die damaligen Zustände, noch für die religiöse Ueberzeugung Hebel's im Voraus etwas daraus abgeleitet werden kann. Die Aussprüche in beiden Dokumenten sind außerdem Ergüsse einer unmittelbaren Stimmung, nicht Folgerungen aus einer durchdachten, zur Ueberzeugung gewordenen Auffassung der Dinge. Im Ganzen wird man sagen können: wenn auch das religiöse Denken Hebel's innerhalb der damals herrschenden Vorstellungen und Ausdrucksweisen des Rationalismus sich bewegt, so darf er zum mindesten als einer der edelsten Repräsentanten desselben betrachtet werden; er theilte im wesentlichen die Mängel dieser Richtung, aber sein ästhetischer Geschmack und sein dichterischer Sinn bewahrte ihn vor Geschmacklosigkeiten und Einseitigkeiten. Vor Allem aber spiegelt sich in seinen Schriften jene bessere Seite des Rationalismus, die Hervorhebung der ethischen Grundsätze des Christenthums, wodurch diese Richtung so nachhaltig und segensreich auf das Volksleben und seine Gesittung eingewirkt hat, in Hebel's Schriften auf's trefflichste. Die alemannischen Gedichte, die Erzählungen des Hausfreunds, wie die Predigten und vor allem die biblische Geschichte sind eine wahre Fundgrube einer gesunden Volksmoral, darauf abzweckend, Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe zu Gott, rechtschaffenes Wesen, Freundlichkeit, Dienstfertigkeit und Liebe zu den Mitmenschen zu pflanzen und jenen Sinn zu wecken, der auch in die Leiden des Lebens sich zu schicken weiß und sie als Schickungen von Gottes Vaterhand aufnimmt, in dem Bewußtsein, daß sie nothwendig zum Leben gehören [1]). In diesem Sinne liegt allen seinen Geisteserzeugnissen jene Religion der Gottes- und Menschenliebe zu Grund, die man, was man auch dagegen sagen mag, als das Wesentlichste und Edelste am Christenthum betrachten muß [2]).

---

[1]) Birlinger, Alemannia, Jahrgang I. S. 209 ꝛc.

[2]) Es mögen zur Charakterisirung noch einige Aussprüche Hebels über kirchliche Materien angefügt werden: „Ich traue Gott schon ohne (büßenden)

Die andere Thätigkeit ist die Wirksamkeit Hebels als Mitglied der ersten Kammer der Landstände. Wenn man auch nicht sagen kann, daß das politische Gebiet dasjenige war, auf welchem sich Hebel mit Vorliebe oder auch nur mit Geschick bewegte, so war seine Thätigkeit doch hier keine ganz unfruchtbare; seine Theilnahme an den Verhandlungen fiel mit einer der interessantesten Perioden des badischen Verfassungslebens zusammen und es gehört zur Vervollständigung des Bildes, den Mann auch in diesem, seiner Natur so wenig entsprechenden Gebiete sich bewegen zu sehen.

Erlöser zu, daß er mich um meiner menschlichen Fehler willen nicht ganz und nicht ewig unglücklich machen werde. Hat er wirklich seinen eingeborenen Sohn auch noch zum Sühnopfer hingegeben, so muß er mich noch mehr lieben, als ich ihm zutraue, mehr als alle Vernunft begreifen kann... Eben deßhalb kann er keinem kapriziösen Wohlthäter gleichen, der alle seine Wohlthaten an wunderliche Bedingungen knüpft. Und das thäte er doch, wenn er den, welcher das, was die protestantische oder katholische Kirche sagt (weil er nicht prüfen kann oder mag) geradezu glaubt, selig machte und den, der gerne glauben möchte und gewiß glauben würde, wenn er könnte, verdammen wollte." (Aus Glaube und Vergeltung.)

„Daß eben jene (die Engel) uns beschützen und auf den Händen tragen; diese (die Teufel) zum Bösen verführen und fällen können, das zu hoffen und zu fürchten, wäre vorläufig ebenso thöricht, als sich auf eine kräftigere Arzneipflanze, die im sonnennahen Merkur gedeiht, zu verlassen; so hypochondrisch, als von einem giftigern Molch im fern kreisenden Saturn sich bang werden zu lassen. Wir Erdenkinder sind einer des andern Engel, einer des andern Teufel, mancher sein eigener. (Aus „Engel und Teufel"). -- „Daß ich eine Rede, ein Gedicht, eine Musik, die ich mit meinem jetzigen Ohr höre, wieder als die nämliche erkennen kann, die ich vor 15 Jahren schon auswendig gelernt oder auch nur mit Antheil nnd Wohlgefallen gehört habe, ja daß diese Finger eine Musik noch auf dem Klaviere zu spielen wissen, an die ich vielleicht in soviel Jahren nicht gedacht habe: das ist unbegreiflich, wenn nicht etwas in mir wäre, daß seit jener Zeit keinen Wechsel seiner Theile erlitten hat und also immateriell ist." (Ein Vermuthungsgrund für die Immaterielltät der Seele.) — „Lange hielt ich es für möglich, daß die Erde vielleicht nie veralte, sondern ewig fortdauern werde.... Jetzt kann ich mir nichts Anderes mehr denken, als daß sie, die einst nicht war, was sie jetzt ist, mit der Zeit auch nicht mehr das Nämliche sein könne....

Großherzog Karl hatte unterm 22. August 1818 die Urkunde der neuen landständischen Verfassung Badens „als das Werk seiner innern, freien und besten Ueberzeugung" herausgegeben.

Jubel durch's ganze Land, Adressen aus allen Bezirken, Deputationen von Gemeinden und Vereinen sprachen laut aus, mit welchen Gefühlen das Land diese neue Ordnung der Dinge begrüßte. Aus der Feder des an Geist und Gemüth gleich vortrefflichen Staatsraths Nebenius geflossen, war sie unbedenklich die liberalste der damaligen Zeit, und wurden in derselben dem badischen Volke eine Reihe der kostbarsten bürgerlichen und politischen Rechte zugesichert: Gleichheit Aller vor dem Gesetz, Beitrag Aller zu den öffentlichen Lasten, Preßfreiheit mit dem freilich bedenklichen Zusatze „nach den künftigen Bestimmungen des Bundestags", Volksrepräsentation nach dem Zweikammersystem, auf guten Grundsätzen organisirt. Es war den Landständen nicht blos das Recht der Steuerbewilligung ertheilt, sondern auch das Recht der Vorstellung und Beschwerde; ferner das Recht der Motionen,

---

Sie hat in den Flüssen, die sie bedeckten, in ihren gewaltsamen Erschütterungen, in ihren ehemals so zahlreichen Vulkanen ..... die Krankheiten ihrer Kinderjahre überstanden; jetzt scheint sie in ihren ersten blühendsten Jahren zu gedeihen. Aber einst wird sie, wenn es wahr ist, was einige Kosmologen behaupten, daß sie nach und nach immer eine engere Bahn um die Sonne beschreibe, — einst wird sie alt und lebenssatt in den mütterlichen Schooß der Sonne zurückkehren, sich wieder auflösen, sich neu zusammensetzen... Unterdessen wird ein neuer ihr ähnlicher oder unähnlicher Körper auf gleiche Weise entstehen, ihren Platz einnehmen, damit überall, wie im Kleinen, so im Großen, wie im Raum, so in der Zeit Abwechslung und Mannigfaltigkeit herrsche." (Aus „Weltgesetze"). Die Schlußfrage über die Dreieinigkeit im Katechismus lautet also: „Wie bekennst Du diesen Glauben auf eine wahrhaftige Weise?" „Ich bezeuge diesen Glauben in der That und Wahrheit, wenn ich Gott den Vater mit Ehrfurcht und Vertrauen erkenne; wenn ich Jesum Christum seinen Sohn als meinen Herrn erkenne und gläubig annehme; wenn ich die Kraft des heiligen Geistes in meinem Gemüthe wirken lasse zu allem Guten." (Band VII. S. 135.)

zwar nicht als Initiative, aber doch als Bitte um Gesetzesvorschlag durch die Regierung; das Recht der Annahme von Petitionen und der Anklage der Minister und überhaupt der Mitglieder der obersten Staatsbehörden. Endlich war darin ausgesprochen, daß die Sitzungen beider Kammern öffentlich sein, und daß alle zwei Jahre eine Ständeversammlung stattfinden müsse. Die Verfassung selbst konnte verbessert werden, wenn Zweidrittel der Volksvertreter in beiden Kammern für einen Aenderungsvorschlag stimmen [1]).

Dieser Geist der Freiheit und Unabhängigkeit, der in der Verfassung waltete, machte sich denn auch bald geltend in den Verhandlungen der badischen Stände, in den Jahren 1819 und 1820, 1822 und 1825, obwol sie größtentheils unter dem Einflusse höchst ungünstiger politischer Verhältnisse vor sich gingen.

Sie bezeichnen einen denkwürdigen Abschnitt in der Entwickelung nicht bloß des badischen Volkes, sondern der gesammten deutschen Nation und schon auf den ersten Landtag waren die Augen Deutschlands mit Aufmerksamkeit gerichtet und waren seine Verhandlungen, obwol sie durch die plötzlich eintretende Vertagung nicht ganz zum Abschlusse gelangten, weithin fühlbar geworden; sie hatten dem Freiheits- und Nationalgefühl zu mächtiger Anregung gedient.

Durch den inzwischen eingetretenen Tod des Großherzogs Karl wurden die Kammern statt am 1. Februar, unter Großherzog Ludwig erst am 22. April 1819 eröffnet. Von hervorragenden Männern, die in der Geschichte der badischen Verfassung in den zwei nächsten Jahrzehnten und darüber hinaus eine bedeutende Rolle spielten und zum Theil als Männer des Fortschritts über die Grenzen Deutschlands hinaus sich einen Ruf erwarben, wohnten als Abgeordnete schon dieser

---

[1]) v. Rotteck, Geschichte der badischen Landtage von Einführung der Verfassung bis 1832, S. 2 ꝛc.

ersten Ständeversammlung an: von Liebenstein, Lotzbeck, Völker, Knapp, Dekan Fecht, Winter von Heidelberg, Duttlinger. In der ersten Kammer, deren Präsident der treffliche, durch Humanität und edlen Freiheitsinn ausgezeichnete Markgraf Wilhelm war, Fürst Egon von Fürstenberg, Freiherr von Bader, von Zyllnhardt, Freiherr von Türkheim, der Erzbisthumsverweser von Wessenberg, der Rechtsgelehrte Thibaut von Heidelberg und für die Universität Freiburg Dr. Karl v. Rotteck. Auch Hebel war gemäß den Bestimmungen der Verfassung als erster Geistlicher der evangelischen Landeskirche Mitglied dieser Versammlung. Auf Seiten der Regierung ragten außer dem Minister Freih. v. Berstett hervor: die geheimen Referendäre Winter, Nebenius und Boeckh, der spätere Finanzminister.

Von Gesetzentwürfen wurden den Landständen vorgelegt: in der zweiten Kammer das Finanzgesetz, das Zollgesetz, Entwurf einer Gemeindeverfassung. Allein schon die Berathung des ersten Gesetzes führte eine dreimalige Kollision mit der Regierung herbei. Man wollte in anbetracht der vielfach im Lande herrschenden Nothstände die Ausgaben thunlichst beschränken. Beim Hofetat blieb zwar die Zivilliste und der Wittwengehalt der Großherzogin Stephanie unangetastet, aber man genehmigte die beantragte Erhöhung von über 100,000 fl. nicht.

Im Militärbudget wurden statt 1,700,000 fl. nur $1^1/_2$ Million von der Kommission beantragt und von der Kammer trotz der mit großer Schärfe geführten Vertheidigung des Postens durch den Kriegsminister v. Schäffer mit eminenter Majorität die Streichung der Summe gutgeheißen. Auch in andern Zweigen der Staatsverwaltung wurden Ersparungen dekretirt, während man für Unterricht und wissenschaftliche Anstalten Erhöhungen aussprach.

Schon die Diskussion über den Hofetat hatte die Folge, daß die zweite Kammer verunglimpft und das Gemüth des

Großherzogs gegen sie eingenommen wurde; nach den Beschlüssen über den Militäretat trat bald — unterm 28. Juli — die Vertagung ein.

So konnte der Bericht des Abgeordneten Kern über die Staatseinnahmen nicht mehr diskutirt werden und das Zollgesetz wie das höchst wichtige Gemeindegesetz kam nicht mehr zur Verhandlung [1]).

In der ersten Kammer hatte der landesherrliche Antrag, Vorschläge zur Erhöhung des Nationalwohlstandes betreffend, die Gründung eines unter den Schutz des Staates zu stellenden landwirthschaftlichen Vereins zur Folge.

Fast wichtiger als die Gesetzesvorlagen der Regierung waren die Motionen von Seiten der Kammer. Gleich in den ersten Sitzungen der zweiten Kammer und bald auch in der ersten wurde eine Anzahl der wichtigsten Anträge eingebracht, in denen der Geist der damaligen Zeit in seinen Hauptforderungen an die gesetzgebende und administrative Gewalt sich ausspricht und die zugleich nach ihren leitenden Grundsätzen die höchsten politischen und bürgerlichen Interessen Deutschlands und seiner Völker in sich schlossen: „Das Wort im Ständesaal zu Karlsruhe gesprochen klang erhebend, beruhigend und belehrend vom Fuße der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres wieder“ [2]).

Es seien von diesen hochwichtigen Anträgen genannt: Der Deputirte von Lotzbeck brachte eine Bitte um Einleitungen beim Bundestag oder wenn dieser Weg nicht zu einem erwünschten Resultat führen sollte, bei den einzelnen Regierungen zur Herstellung eines freien Verkehrs im Innern Deutschlands; von Liebenstein begründete eine Motion um Trennung der Justiz von der Verwaltung und um Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in bürgerlichen und peinlichen Rechts-

---

[1]) v. Rotteck am ang. O. S. 7 ꝛc.

[1]) v. Rotteck a. a. O. S. 13.

sachen; um Ablösung des Zehnten, um Einführung von Geschworenengerichten nicht blos für Criminal- und Injuriensachen, sondern auch bei Preßvergehen, um Vorlegung eines Gesetzes über Ministerverantwortlichkeit, um Abschaffung der Herrschafts- und Landesfrohnden; Winter in Heidelberg um Realisirung der zugesagten Preßfreiheit.

In der ersten Kammer kam der Antrag um Freiheit des Verkehrs in gleich entschiedener Weise zur Sprache, durch eine Eingabe des deutschen Gewerbvereins von Frankfurt und durch eine Petition von etwa 80 Fabrikanten aus ganz Deutschland, eingereicht von Fried. List in Tübingen. Es heißt in jener Frankfurter Eingabe: „38 Zoll- und Mauthlinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird.“ „Um von Hamburg nach Oesterreich, von Berlin in die Schweiz zu handeln, hat man zehn Staaten zu durchschneiden, zehn Zoll- und Mauthordnungen zu studiren, zehnmal Durchgangszoll zu bezahlen“[1]). Die Regierung erklärte sich kräftig für beide Anträge. Außerdem brachte v. Rotteck eine Motion ein gegen die strenge Beschränkung der Studienfreiheit; um Selbstständigkeit, d. h. Unabhängigkeit der katholischen Landeskirche von Rom, veranlaßt durch das Verfahren des römischen Hofes gegen den Erzbisthumsverweser Freiherrn von Wessenberg; Freiherr von Türkheim auf Einleitungen zu einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung am Bundestag, vom Rechtsgelehrten Thibaut kräftig unterstützt.

Auch andere mehr im Interesse Badens gelegene Anträge wurden in der ersten Kammer zur Sprache gebracht. Von v. Wessenberg: über einige der dringendsten sittlich-religiösen Bedürfnisse im katholischen Theil des Landes; (Bildung guter Geistlichen, Abhilfe des Priestermangels, Sonntagsfeier, örtliche Sittengerichte, Aufbesserung der Schullehrer). Prälat Hebel war

---

[1]) Protokolle der I. Kammer 1819, S. 57 &c.

Berichterstatter über diese Motionen, er erklärte sich im Sinne des Antragstellers auch in Betreff der Bildung der katholischen Geistlichen in Konvikten.

Hebel wie Wessenberg schauten die Sache mehr idealistischer, wir möchten sagen idyllischer Weise an und versprachen sich viel von einem gemeinschaftlichen Zusammenleben der jungen Geistlichen unter einer weisen und väterlichen Leitung. Rotteck sah schärfer und schleuderte scharfe Worte gegen die Konvikte, ihre moralischen Gefahren und ihre hierarchischen Nebenzwecke: „man will nicht allgemeine Veredelung und wissenschaftliche Bildung, sondern besondere Standestugenden ziehen und verfolgt besondere kirchliche Zwecke." Auch der Cölibat wurde bei dieser Gelegenheit einer scharfen Kritik unterzogen. Auch gegen die örtlichen Sittengerichte erhebt sich Rotteck. „Ohne Despotie werde nicht einmal der Bürger mittlerer Klasse vor ihnen erscheinen, viel weniger die höhern Klassen. In den Städten seien sie gar nicht durchführbar." Hebel nimmt Wessenberg in Schutz, muß aber erleben, daß selbst Markgraf Leopold und die Regierung sich im Sinne Rottecks ausspricht; schließlich wird die Einführung von Censurgerichten zwar gut geheißen, aber nur im Sinne von bloßen Ermahnungen, ohne Strafrecht.

Günstigern Erfolg hatten die Motionen Hebels: zuerst um Unterstützung alter unglücklich gewordener Geistlichen und hilfsbedürftiger Wittwen und Waisen, zu welchem Zweck eine bestimmte Summe aus Staatsmitteln ausgesetzt wurde. Er brachte bei dieser Gelegenheit auch die Zweckmäßigkeit eines theologischen Seminars zur Sprache, das aber für die nächsten Jahre nicht ausführbar sei, weil wegen Mangel an Geistlichen die jungen Theologen von der Universität weg, gleich ins Vikariat übergehen müßten. Die Bitte um Auswerfung einer Summe begründete er durch Hinweisung auf das eingezogene altbadische Kirchenvermögen, „das bis in unser Jahrhundert von eigenen Behörden verwaltet, nun unter andern Reformen zur Geschäftsvereinfachung mit den Domanialverwaltungen ver-

einigt worden sei; es dürfe seinem Zwecke nicht entzogen werden" [1]).

Die zweite Motion Hebels um Errichtung eines evangelischen Schullehrerseminars erledigte sich, indem während der Verhandlungen eine Entschließung des Großherzogs ergangen war, eine solche Anstalt zu errichten. Für beide Motionen war v. Wessenberg Berichterstatter.

Während dieser überhaupt auf das Lebhafteste an den Verhandlungen über fast alle einigermaßen wichtigen Gegenstände sich betheiligte und selbst in der Budgetdebatte der Regierung die Worte entgegenschleuderte: „es sei ihm kaum ein Fall denkbar, wo die Pflicht des Volksvertreters ihm heiliger seyn müsse, als wenn es sich um Kontrahirung einer neuen Staatsschuld handle", so sprach Hebel, entsprechend seinem mehr ruhigen, für die eigentlich öffentlichen Fragen kaum beanlagten Wesen, wenig und begnügte sich meist, aus den Verhandlungen sich sein Urtheil zu bilden. So schwieg er nicht nur in den langen Verhandlungen über die für das Volksleben so wichtige Frage der Abschaffung der Frohnden, die übrigens von der ersten Kammer mit Abweisung der Erweiterungsanträge von Rotteck angenommen wurde, sondern auch in der von der Kammer verworfenen Motion über die Verwandlung der Zehnten in eine Grundrente. Der Antrag fiel mit 11 gegen 9 Stimmen, unter welchen 11 Stimmen wie sein Kollege Wessenberg wol auch Hebel war.

Etwas näher kam er in Berührung mit der Motion Rottecks gegen die Beschränkung der Studienfreiheit. Es war dieser Antrag gegen Verordnungen aus dem Jahr 1810 und 1811 gerichtet, nach welchen, „um die Konkurrenz zu beschränken", zum juristischen und kameralistischen Studium die Erlaubniß des Ministeriums, bald auch zu dem der Medicin und Theologie einzuholen sei. Im Jahr 1811 wurde diese Forderung auch auf die Philologie, die Forstwissenschaft, die

[1]) Protokolle 1819 S. 233 2c.

Mathematik und Physik, endlich sogar auf die Chirurgie ausgedehnt; selbst auf Ausländer fand die Staatserlaubniß Anwendung, wenn sie zum philosophischen Kurs vorschreiten wollten. Dabei wurde den Lehrern bei Strafandrohung untersagt, Schüler ohne diese Erlaubniß aufzunehmen.

Als Bedingung zur Ertheilung derselben war für Nichtbeamten-Söhne der Nachweis eines Vermögens von 8000 fl. festgesetzt. Die Motion wurde einstimmig in Betracht gezogen und Hebel in die betreffende Kommission gewählt. Die Anträge auf Aufhebung dieser Beschränkungen wurden ohne Diskussion angenommen. Der Antrag Rottecks auf Wahrung der Rechte des Staats bei der Wahl des Erzbischofs oder wie der Antragsteller sich ausdrückte auf Behauptung der Freiheit der katholischen Landeskirche (gegenüber Roms Einmischungen) ließ man infolge von vertraulichen Mittheilungen des Staatsministers in einer geheimen Sitzung auf sich beruhen. Rotteck hatte in der Begründung seines Antrags in genauer Kenntniß einer im Stillen sich regenden Partei vor den Gefahren gewarnt, welche an ein Konkordat mit Rom sich knüpfen und die Ereignisse zeigten bald, wie sehr er Recht hatte.

Die lebhafteste Aufregung in beiden Kammern rief die Motion des Abgeord. Knapp über das Adelsedikt hervor. Es waren die Rechte des Adels in einem Gesetz vom 23. April 1818 geordnet worden; nun erschien unmittebar vor Eröffnung der Kammern unterm 16. April 1819 ein zweites Edikt, welches diese dem ehemals unmittelbaren, nunmehr mediatisirten Reichsadel zuerkannten Rechte auch auf den mittelbaren oder Landadel ausdehnte.

Das Edikt wurde als unkonstitutionell angefochten und der Kommissionsbericht des in andern Dingen als Regierungskommissiär fungirenden Geh. Referendär Abgeordneten Winter wurde schnell durch ganz Deutschland getragen und hallte in allen Gauen wieder. Auf seiner Seite stand Duttlinger. In der ersten Kammer trat Rotteck für die Motion ein; als

Berichterstatter wurde Freiherr von Türkheim gewählt, der in einem Meisterstück von Beredtsameit alles, was immer zu Gunsten des Adelsedikts gesagt werden kann, mit Nachdruck und Feuer und Geist aussprach und sich gegen die Motion aussprach. Wie die Verhandlungen beginnen sollten, erfolgte eine Mittheilung des Staatsministers, daß das genannte Edikt bis zur Entscheidung des Bundestags suspendirt bleiben solle, worauf die erste Kammer die Diskussion einstellte. Bald darauf erfolgte die Vertagung der Kammern.

Ehe der unterbrochene Landtag fortgesetzt und die Landtagsperiode im folgenden Jahre zu ihrem Abschlusse geführt wurde, trat in der Politik der deutschen Regierungen eine Wendung ein, die der Entwickelung landständischer Verfassung nicht günstig sein konnte. Die Versammlung der neugegründeten deutschen Burschenschaften im Anschluß an die 300jährige Feier der Reformation auf der Wartburg am 18. Oktober 1817; die Verbrennung einiger Bücher sammt einem Korporalstock, Zopf und Schnürleib als Sinnbilder einer verhaßten Vergangenheit; die schwärmerische That Sands, der am 20. März 1819 den von der öffentlichen Meinung geächteten russischen Staatsrath August v. Kotzebue ermordete und nach einem mißglückten Selbstmordsversuch im Frühjahr 1820 in Mannheim hingerichtet wurde: alles dieß hatte zur Folge, daß man überall Verschwörungen witterte: Sand habe im Auftrag einer heimlichen Veme gehandelt. Die patriotische Partei am preußischen Hof kam bei dem König gänzlich in Mißkredit.

Schon Frühjahr 1819 wurden alle Turnplätze, die im Anschluß an die patriotische Begeisterung der Freiheitskriege errichtet worden, geschlossen, die Haupttheilnehmer des Wartburgfestes wurden verhaftet, weitläufige Untersuchungen angestellt und Ende Juli 1819 kamen die Fürsten in Karlsbad zusammen und bereiteten jene berüchtigten Karlsbader Beschlüsse vor, die der Bundestag unterm 20. September zum Gesetz erhob. Darnach wurde die Censur verschärft und die

Presse auf's strengste überwacht. Die Selbstständigkeit der Universitäten hörte auf. In Mainz wurde eine Centraluntersuchungskommission, um die vermeintlichen Verschwörer zur Untersuchung zu ziehen, eingesetzt und nur der Antrag Metternichs, auch die Verfassung der Mittelstaaten zu beseitigen, drang nicht durch. Im Gefolge dieser Beschlüsse wurden alsbald verdächtige Professoren wie Arndt in Bonn, Fries in Jena und andere abgesetzt und gegen die Zeitschriften und ihre Redakteure eingeschritten. Patriotische Männer wie Wilh. v. Humboldt, Boien und andere wurden entlassen. Stein war längst beseitigt und privatisirte auf seinem Landgute.

Begreiflich, daß diese traurige Wendung der Dinge sich auch in Baden und in dem am 25. Juni 1820 wieder eröffneten Landtag fühlbar machte und die Bewegung der Geister sich darin abspiegelte.

Schon unter dem Eindruck der in Karlsbad sich vorbereitenden Dinge war der Landtag 1819 vertagt worden und Minister v. Berstett reiste unmittelbar darauf dorthin. Nach der Entlassung der Deputirten ergingen alsbald Befehle an die Beamten, nirgends eine Besprechung der Abgeordneten mit ihren Wahlmännern zu dulden. Männer wie Nebenius, Winter, Boeckh wurden zurückgesetzt und verunglimpft. Während in mehreren deutschen Staaten die Karlsbader Beschlüsse mit dem Zusatz bekannt gemacht wurden, „unbeschadet der Konstitution des Landes“, so geschah ihre Einführung in Baden unbedingt; die Edikte über Preßfreiheit und Universitäten wurden nach Preußens Vorgange noch verschärft. Als die Kammern eröffnet wurden, so fehlten in der zweiten Kammer vier Delegirte, darunter von Liebenstein und Duttlinger wegen verweigerten Urlaubs. Winter von Heidelberg war in eine Kriminaluntersuchung verwickelt worden und wurde seit März 1820 in Hausarrest mit vorgesetzter Polizeiwache gehalten und ihm der Verkehr mit Bürgern oder Fremden strengstens untersagt. Während in der ersten Kammer von Rotteck einen „limitirten“ Urlaub erhalten hatte, so blieb

Thibaut von Heidelberg freiwillig weg, um seine Vorlesungen nicht zu unterbrechen [1]). Zugleich wurde in einer der ersten Sitzungen von der Regierung ein Antrag zur Abänderung des Wahlgesetzes eingebracht, dahin gehend, es solle bei Beamten zu gleicher Zeit ein Ersatzmann gewählt werden.

Begreiflich, daß die Urlaubsverweigerungen alsbald zur Sprache kamen. In der zweiten Kammer war der Berichterstatter Dekan Fecht und für das Wahlgesetz von Gleichenstein. Schon sollten am 6. Juli die Berichte erstattet werden, als die Regierung im Namen des Großherzogs eröffnete, daß die Einberufung der Deputirten erfolgen solle und der Antrag um Abänderung des Wahlgesetzes zurückgenommen werde. Auch in den Verhandlungen gegen die Beschränkung des Zutritts des Publikums zu den Verhandlungen gab die Regierung nach. Infolge dessen wurde auch die Beschwerde des Abgeordneten Winter von Heidelberg wegen Gefangenhaltung glimpflich ohne große Belästigung der Regierung behandelt, die denn ihrerseits das Hofgericht in Mannheim zur Beschleunigung des Urtheils anwies. Eine gleiche Nachgiebigkeit der zweiten Kammer zeigte sich in der Regelung des noch vom Landtag 1819 her unerledigten Budgets; man gewährte in einer geheimen Sitzung der Regierung eine Bauschsumme und ging nicht in das Einzelne ein. Die abermals vorgelegte Gemeindeordnung wurde, da plötzlich eine Vertagung auf September eintrat, auf den nächsten Landtag verschoben.

Der Schwerpunkt der Verhandlungen ruhte dieses mal in der ersten Kammer, der auch die meisten Gesetzentwürfe vorgelegt wurden: über Ablösung von Grundlasten und Leibeigenschaftsgefällen, über Abschaffung der Vermögenskonfiskationen, über Verantwortlichkeit der Minister. Von Motionen sind zu nennen die Rottecks um Milderung des Preßzwangs und damit im Zusammenhang stehend die Petition des Hofgerichtsadvokaten Traschak von Freiburg.

---

[1]) v. Rotteck a. a. O. S. 307 ꝛc.

Ein entschiedenes Auftreten dieser Kammer zeigte sich gleich im Anfang der Verhandlungen durch das Urlaubsgesuch des abwesenden Thibaut. Die Regierung behauptete, zu entscheiden, ob ein Deputirter in seiner Stelle entbehrt werden könne oder nicht, sei Sache der Obern desselben und die Regierung sei berechtigt, den Urlaub zu verweigern. Die Kammer, auf ihrer Seite, außer Rotteck, Freiherr von Baden und Wessenberg, auch Fürst Egon von Fürstenberg, betonte ihre Rechte, verwarf einstimmig das Gesuch Thibauts. Als derselbe trotz wiederholter Aufforderung nicht erschien, ruhte sie nicht, bis er sein Mandat niederlegte und an seine Stelle ein anderer Vertreter der Universität — Zachariae — gewählt wurde.

In gleich entschiedener Weise forderte sie wiederholt, doch ohne Erfolg, die Regierung auf, das Adelsedikt zu erledigen. Sonst wurden die Gesetzentwürfe meist im Sinne der Regierung erledigt, ihnen stimmte dann auch die zweite Kammer zu.

Die lebhaftesten Verhandlungen, in denen sich zugleich die politische Lage Deutschlands abspiegelte, rief der Antrag von Rotteck um „Milderung", wie er sich ausdrückte, des strengen Preßzwangs. Der Antragsteller führte in seiner Begründung aus, daß während der Bundesbeschluß nur auf Journale und Bücher unter 20 Bogen die Censur erstrecke, das badische Gesetz alle Bücher dem Censurzwang unterwerfe und selbst rückwirkende Kraft habe. Sogar geschlossene Lesegesellschaften würden einer Lesecensur unterworfen. Ueberhaupt würde das Gesetz in der ungerechtesten Weise gehandhabt. Man gestatte z. B., daß die Volksvertreter des vorlauten Eifers, des ungeduldigen Treibens eitler Menschen, der politischen Klopffechterei beschuldigt werden, aber man gestatte nicht, sie zu loben. In einer selbst gegen den Professor Paulus in Heidelberg gerichteten, aber die Bedeutung des Mannes anerkennenden Schrift habe die Censur die Worte „scharfsinnig, gelehrt, verdienstvoll" gestrichen. Rotteck schließt mit den Worten: „Mag die heutige Weltlage der Gestaltung einer Freiheit, wie die Theorie sie heischt, ein noch so scheinbares Bedenken entgegen=

setzen, einen so erdrückenden Zwang, wie der, unter welchem wir seufzen, kann keine Weltlage rechtfertigen" [1]).

Gegen ihn erhob sich nun zuerst Hebel, der durch eine eigene Ironie des Schicksals damals im Obercensurkollegium als Mitglied saß; er erklärte, solche Fälle, wie Rotteck sie erzählte, müßten nur bei einer Provinzialcensur vorgekommen sein, nicht aber hier und er wiederholte diese Erklärung später noch einmal in scharf bestimmter Weise, als Rotteck seine Behauptungen erneuerte.

Die Motion wurde mit allen gegen 4 Stimmen in Berathung gezogen und Hebel zum Berichterstatter in der Komission gewählt, obwol die Regierung gerne gesehen hätte, wenn die Kammer den Antrag auf sich beruhen ließ. Der Komissionsbericht Hebels erkennt mit wenigen Ausnahmen die Beschwerden Rottecks an, er glaubt zwar, daß es mit den Bundesbeschlüssen sich nicht werde vereinigen lassen, daß die Lesegesellschaften gänzlich von aller höhern Kenntnißnahme enthoben werden könnten, will aber, daß die Bestimmungen so schonend und liberal als möglich gehandhabt werden. Er findet es am drückendsten und für das Publikum am nachtheiligsten, daß die Censurfreiheit der Professoren an den Landesuniversitäten aufgehoben sei, er will, daß die wissenschaftliche Untersuchung der Wahrheit nicht gehindert werde und tritt dem Antrag Rottecks auch aus dem Grunde bei, daß dieses Freithum ein altes 1813 bestätigtes Recht der Heidelberger Hochschule sei. Ob die Censurbefreiung auch auf Zeitblätter, Hefte und kleinerere Schriften der Professoren sich erstrecken könne, müsse einer höhern Interpretation des Bundesgesetzes heimgestellt werden, doch glaubt der Bericht, daß von Schriften dieser Art in erster Linie die akademischen Amtsschriften sich auf Befreiung Hoffnung machen dürfen.[2])

---

[1]) Protokolle der I. Kammer 1821, B. I., S. 98 2c.

[2]) Protokolle der I. Kammer 1820, B. I., S. 360—368.

Es ist wol anzunehmen, daß bei Abfassung dieses Berichts die bittern Erfahrungen, die Hebel wenige Jahre mit der Censurbehörde bei der Herausgabe seines Kalenders gemacht hatte, nicht ohne Einfluß auf sein Urtheil geblieben sind.

Bei der Diskussion gibt zuerst Fürst Georg von Löwenstein-Wertheim ein schauerliches Bild der Preßfreiheit. „Schonungslos greift sie bestehende Staatsverfassungen, schonungslos die zartesten Bande, schonungslos die heiligsten Verhältnisse an — Religion, Tugend, Sittlichkeit, häusliches Glück, die höchsten Güter der Menschen sind in ihren Augen bloße Phantome; — durch trügerische Sophismen, in einer oft alles sittliche Gefühl beleidigenden Sprache sucht sie ihren verabscheuungswürdigenden Grundsätzen Eingang zu verschaffen und indem sie das Glück von Tausenden untergräbt, ladet sie den Fluch dieser Tausende, ja oft den Fluch ganzer Nationen auf sich" [1]).

Staatsrath Baumgärtner, den die öffentliche Meinung als den Urheber der strengen Censuredikte bezeichnete, wies als landesherrlicher Kommissär in seinem Vortrag darauf hin: „Eine schauderhafte, den tiefsten Abscheu erregende Begebenheit, die sich bei uns zutrug, veranlaßt durch noch schauderhaftere und abscheulichere Grundsätze, machte die deutschen Regierungen aufmerksam. Eine heilsame Folge davon war der Karlsbader Kongreß . . . ". „Der eigentliche Grund zu fraglicher Motion sei die 5jährige Suspendirung der den Universitäten bisher gestattet gewesenen Censurfreiheit. Allein die Wahrheit sei, daß gerade auf den deutschen Universitäten Lehren gedruckt erschienen und auch nachmals in das wirkliche Leben übergingen, die der öffentlichen Sicherheit sehr gefährlich wurden und aus denen, wie es aktenmäßig erhoben ist, jene schauderhafte That hervorging, deren ich oben erwähnte" [2]).

Darauf erhob sich Rotteck, um nach zwei Seiten hin zu erwiedern. „Die Nachwelt wird wahrlich, wenn man die Be-

---

[1]) Protokolle S. 399 2c.

[2]) Protokolle der I. Kammer S. 403 und 410.

schlüsse des Bundestags ansieht, nicht sagen, daß der Bundestag zu Deutschlands Sicherheit im Innern zu wenig gethan habe; aber was hat denn unser badisches Land verbrochen, daß man glaubte mit der Strenge des Bundestages nicht ausreichen zu können. Sind die badischen Bürger so leicht verführbar, hat sich das badische Volk unedler, schwächer, der Freiheit unwerther gezeigt, als seine Bruder-Völker? Wahrlich Diejenigen, welche den Großherzog mit Mißtrauen gegen sein Volk erfüllten, haben nicht wohl gethan, so unser Volk vor den Augen Deutschlands und Europas herabzusetzen, als könne es den kümmerlichen Rest von Geistesfreiheit nicht ertragen, welchen der Bundestag den Deutschen noch übrig ließ." Dann nahm der Redner die Universitäten in Schutz und schilderte ihren Druck durch die Karlsbader Beschlüsse. „Man hat diese hochgeachteten Stätten der Bildung vor ganz Deutschland und Europa eines äußerst schweren Verbrechens als mitschuldig und hochverdächtig erklärt, man hat diese Mitschöpferinnen des Ansehens und Ranges der Deutschen im europäischen Gemeinwesen als Versammlungen böser staatsgefährlicher Bürger verdächtigt, hat sie dem Unwillen, dem Mißtrauen, der Verachtung der Nation preisgegeben, in dem Grade, daß Jedem erlaubt ist, gegen sie zu sagen was er will. Man hat die Professoren außerdem unter polizeiliche Aufsicht und ihre Lehren außerhalb des Gesetzes gestellt, so daß augenblicklich ohne Recht und Urtheil ihre Dienstentlassung erfolgen kann und sie noch obendrein für alle Bundeslande für dienstunfähig erklärt sind" [1]).

Schöne erhebende Worte sprach Freiherr v. Wessenberg. „Die Deutschen, wie alle Völker, bei denen Geistesbildung und bürgerliche Freiheit Hand in Hand gehen, erblicken in dem gesetzlich geordneten freien Gebrauch der Presse eine Schutzwehr für beide. Je höher sie den Werth dieses Gebrauchs der Presse, der die Herrschaft des Geistes über die Sinne befördert, und zur allmähligen Verbreitung und Vertheidigung

[1]) Protokolle S. 416 2c.

der Wahrheit dient, zu schätzen wissen, um so verabscheuungswürdiger und strafbarer erscheint ihnen ihr Mißbrauch." „Ein Gesetz, das die Preßfreiheit nimmt, ist noch weit entfernt, ihrem Mißbrauch zu wehren. Dieser fährt fort, ungestraft im Dunkeln zu spuken. Hundert Organe der Wahrheit werden vielleicht verstummen; aber um so ungescheuter zischeln die Zungen lichtscheuen Betrugs und frecher Schmähsucht, ja die schamloseste Lüge und Täuschung tritt beherzter auf...." „Wie kraftlos blose Zwangsgebote sind, davon hat uns die neueste Zeitgeschichte ein großes weltgeschichtliches Beispiel geliefert. Während die leise Ahnung, daß irgend ein Blatt der Person des Allgewaltigen mißfällig sein könnte, der furchtsamen Dienstbeflissenheit genügte, um es zu unterdrücken, bildete sich im Stillen unaufhaltsam jene durch Gewalt zum Schweigen genöthigte Opposition, jene allgemeine Verschwörung der öffentlichen Meinung, jener edle Unwille der Völker, der plötzlich wie ein Sturmgewitter auf das Riesengebäude des Einen losbrach und es in den Staub warf" [1]).

Noch suchte Minister von Berkheim in schüchterner Weise die Censuredikte zu rechtfertigen: im ganzen Großherzogthum sei keine Klage erhoben worden, daß man irgend eine gute Schrift nicht habe lesen können. Allein der Kommissionsantrag auf Milderung des Preßzwangs wurde einstimmig angenommen; selbst Fürst Löwenstein und Baumgärtner stimmten dafür. Hebel hatte, da eigentlich gegen den Kommissionsantrag sich niemand erhob, infolgedessen keine weitere Veranlassung, in die Debatte einzugreifen. Nur ein Nachspiel hatte diese Verhandlung noch, indem Hebel in einer spätern Sitzung zu Protokoll gab, daß jener von Rotteck erwähnte Aufsatz, in welchem so strenge Censur geübt worden, durchaus nicht mit Wissen des Obercensurkollegiums gedruckt worden: diese Behauptung sei ein Irrthum; während dagegen Rotteck sich erbot, Beweise

---

[1]) Protokolle S. 430 ꝛc.

zu bringen, hinzusetzend, „daß das Kollegialmitglied der Censurbehörde vielleicht als Selbstcensor gehandelt habe".

Sonst betheiligte sich Hebel zwar öfter als im letzten Landtag an der Debatte, aber meist nur auf ihre Form einwirkend, indem er irgend die Fassung eines Paragraphen beanstandete, oder auf Widersprüche hinwies. In der Motion Wessenbergs um Errichtung einer Taubstummenanstalt war er Berichterstatter, sich warm der Unglücklichen annehmend. In den langen Verhandlungen über das Ministerverantwortlichkeitsgesetz schwieg er, mit Ausnahme einer formellen Bemerkung, da ja keine eigentliche Opposition da war. Hingegen ergriff er in dem Gesetz über Aufhebung der Vermögenskonfiskation dreimal das Wort, um darzuthun, daß der Refraktär ein geringerer Verbrecher sei, als der Deserteur und daß er deßhalb geringer bestraft werden müsse, und daß in den Vorschlägen der Regierung die ärmern Klassen benachtheiligt seien; ähnlich im Wegzug außer Landes, wo er scharf unterschieden wissen wollte zwischen Wegzug in einen andern Bundesstaat und Wegzug ins Ausland. In beiden Fällen wurden durch seine Worte im Widerspruch mit den Ministern die Strafansätze heruntergesetzt. In gleicher Weise hatten seine Worte Erfolg im Gesetzentwurf über die polizeiliche Aufsicht der Privatwaldungen, wo er den Ausdruck „Holz zu eigenem Gebrauch" dahin erläuterte, daß darunter auch der Verbrauch im Gewerbe zu verstehen sei, z. B. bei dem Küfer, in sofern er den Bedarf aus eigenem Wald beziehe. Auch in dem Antrag, über die Zollbeschränkung auf französische Weine, wurde der Gesetzesvorschlag, der aus der zweiten Kammer herübergekommen war, in Hebels Sinne zu Gunsten der Weinproduzenten statt der Handelsleute abgeändert[1]).

Der Landtag von 1822, der in seiner ersten Periode von März bis Ende August und in seiner zweiten vom November 1822 bis Anfang Februar 1823 dauerte, bot weniger allge-

---

[1]) Protokolle, II. Band, S. 851 ꝛc.

meines Interesse, als die beiden Perioden des ersten badischen Landtags. Die Zusammensetzung der Kammern war so ziemlich die frühere und von neuen hervorragenden Abgeordneten war nur v. Itzstein zu nennen.

Landesherrliche Gesetzesvorschläge waren die vom letzten Landtag unerledigt gebliebene Gemeindeordnung, die etwas im reaktionären Sinn umgearbeitet von beiden Kammern nach eingehenden Verhandlungen angenommen wurde. Deßgleichen das Gesetz über Ministerverantwortlichkeit. Das Konskriptionsgesetz kam in der ersten Kammer nicht mehr zur Verhandlung, da beim Militärbudget, an welchem die zweite Kammer nahezu 200,000 fl. strich, eine Kollision mit der Regierung eintrat; der Landtag wurde, weil die Kammer ungeachtet eines allerhöchsten Reskripts bei ihrem Beschluß freilich nur mit einer Stimme Mehrheit beharrte, geschlossen und gleich darauf wurden die Beamten, welche gegen die Regierung gestimmt, unter ihnen Dekan Fecht, der vom Dekanat enthoben wurde, gemaßregelt.

Infolge dessen blieben auch die beantragten Motionen über Trennung der Justiz und Verwaltung, über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren, über Geschworenengerichte, über Abschaffung des Schreibereiunfugs, welche größtentheils schon auf dem früheren Landtag gestellt worden, abermals unerledigt.

Der Schwerpunkt des Landtags lag auch dießmal wieder in der ersten Kammer, in der außer der Gemeindeordnung und dem Ministerverantwortlichkeitsgesetz noch einige Gesetzesentwürfe der Regierung, die der frühere Landtag angeregt hatte, wie über Studienfreiheit, über die Büchercensur und über eine Gewerbeordnung durchberathen wurde. Hebel betheiligte sich ziemlich oft, wenn auch meist in kürzern Bemerkungen an den Verhandlungen, mit Ausnahme des Gesetzes über die Ministerverantwortlichkeit, bei dessen Verhandlungen er sich wie auf dem frühern Landtag in derselben Motion schweigend verhielt, aber zustimmte. Bei dem Gesetzentwurf über Studienfreiheit war

er in die Kommission, deren Berichterstatter Rotteck war, als Mitglied gewählt.

Er dringt unter Anderm entgegen dem Entwurf, der die Nachweisung einer Vorbildung zum Studium erst bei der Ablegung des Staatsexamens verlangte, auf eine Nachweisung einer genügenden Vorbereitung durch eine Prüfung vor dem Besuch der Universität. Auch von der Kommission für das Gesetz über Büchercensur war er Mitglied. Er nimmt auf's neue die Censurbehörde in Schutz, ist gegenüber Rotteck und Wessenberg der Meinung, daß in der Verfassung die Preßfreiheit nicht verheißen sei, stimmt aber für die Bitte um Vorlage eines Gesetzentwurfs für Herstellung der Freiheit der Presse[1]). Bei den Verhandlungen über das Gemeindegesetz hielt er sechs Jahre als Amtsdauer des Bürgermeisters für bedenklich, spricht aber gegen eine Wahl auf Lebenszeit.

Der Vertreter der Universität Heidelberg Zachariae spricht sich anläßlich der Wahl der Gemeindebehörden in heftiger Weise gegen die Juden aus, als ein andern Völkern feindseliges Geschlecht und als ein Wandervolk, das deßhalb keinen Zutritt zu Gemeindeämtern haben könne. Für sie tritt Rotteck mit Bezug auf die Bundesakte und Wessenberg ein. Mit acht gegen fünf Stimmen wird den Israeliten die Wählbarkeit abgesprochen, entsprechend dem Entwurf. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Hebel sich unter den acht befand[2]), wenn er auch die Begründung Zachariaes nicht theilte.

In denselben Verhandlungen tritt er mit Wessenberg für die Befreiung der Geistlichen und Schullehrer, sowie der Stiftungen vom Beitrag zu den Gemeindeumlagen ein. In der Gewerbeordnung spricht Hebel entgegen dem Entwurf sich für die Wanderung aus: Jeder Studirende muß eine Universität besuchen, obgleich er vielleicht auch durch Privatstudium sich helfen könnte. Für den Gewerbsmann wird das Wandern

---

[1]) Protokolle der I. Kammer 1822, B. I. S. 381 xc.

[2]) Protokolle B. II. S. 301 und 419.

den nämlichen Vortheil gewähren, nur müssen einzelne Ausnahmen gestattet sein. Auch die Freigebung mehrerer Gewerbe an einen Mann hielt er für nachtheilig, die besten Nahrungsquellen könnten in wenige Hände gerathen; ein Grundsatz der mit 7 gegen 6 Stimmen gut geheißen wurde. Nicht ohne Interesse ist seine Begründung, die Befreiung der Theologen von der Miliz, wobei er selbstverständlich den damaligen Zustand des Militärs vor Augen hat: Ob an Theologen Mangel sei oder nicht, wahr bleibe immer, daß „wenn überhaupt der Studirende durch die Aushebung zum Kriegsdienst seinem Beruf entrissen werde, für den jungen Theologen die Laufbahn am wenigsten sich zieme, welche ihn aus dem theologischen Hörsaal durch Kasernen und Wachtstuben endlich zum Altar führe“ [1]). In den Motionen über Errichtung eines Instituts für Blindgeborene und für Gleichstellung der katholischen Geistlichen mit den protestantischen in Betreff der Steuerbefreiung, beide von Wessenberg gestellt, war er Berichterstatter. In den Verhandlungen über Unterstützung des polytechnischen Instituts zu Freiburg beantragte Hebel ein allgemeines Landesinstitut.

Schließlich sei noch einer kleinen Kollision erwähnt, die er in diesem Landtag mit Rotteck, dem er sonst in manchen Dingen zustimmte, hatte. Anläßlich der Verhandlungen über Aufhebung des Neubruchzehntens wies Rotteck, um zu zeigen, wie unbillig die Verwerfung dieses von der zweiten Kammer ausgehenden Antrags wäre, darauf hin, daß in der ersten Kammer alle drei Prinzipien der Gesellschaft, das aristokratische, das monarchische und das demokratische in der Zusammensetzung der Kammer vereinigt seien, jenes Letztere namentlich durch die Berufung zweier Abgeordneten der Universitäten und zweier der Landeskirchen. Daraufhin wurde ihm von zwei Seiten der Vorwurf gemacht, er wolle der vor-

---

[1]) Protokolle B. IV. S. 562.

geschlagenen Maßregel durch Drohung Eingang verschaffen und mache demokratische Grundsätze geltend.

Nun erhob sich Hebel und führte aus: „Wenn der demokratische Sinn sich darin an den Tag lege, daß man das Wohl des gesammten Volkes lebhaft wünsche und . . . nach bestem Vermögen zu befördern strebe, so können die Repräsentanten der Kirche allerdings nur demokratisch sein. Allein in diesem Sinne würden wohl alle Prinzipien verfassungsmäßig ein und dasselbe sein. In wiefern der Kirche als solcher eigene Vorzüge oder Rechte und ihren Dienern die Möglichkeit, für das allgemeine Wohl zu wirken, zu sichern sei, muß man bisweilen aber in jenem demokratischen Sinn aristokratisch werden. Ist von den verschiedenen, einander entgegenstehenden Prinzipien die Rede, so werden die Repräsentanten der Kirche in dem Sinn derselben handeln, wenn sie jederzeit auf der Seite stehen, wo sie das Recht und die Wahrheit zu finden glauben“ [1]).

Der Landtag 1825, dem Hebel noch anwohnte. erhielt von vornherein durch unerhörte Wahlbeeinflussungen von Seiten der Regierung eine andere Physiognomie. In der ersten Kammer fehlte Rotteck, in der zweiten Winter von Heidelberg, Itzstein und andere; die ganze Opposition bestund aus den Abgeordneten Duttlinger, Föhrenbach und Grimm, dem spätern Verfasser und Bearbeiter trefflicher Jugendschriften, der erst vor kurzem in Baden starb. Außerdem drückte der Bundesbeschluß vom 16. August 1824 auf die Verhandlungen, welcher gleich anfangs den Kammern mitgetheilt wurde; nach ihm sollte mit Strenge darüber gewacht werden, daß in der Ausübung der den Ständen durch die Verfassungen zugestandenen Rechte „das monarchische Prinzip unverletzt“ erhalten bleibe und jeder Mißbrauch in der Veröffentlichung der Verhandlungen durch eine der Schlußakte entsprechende Geschäftsordnung verhindert werden. Doch da in den Regierungskollegien noch treffliche Männer,

---

[1]) Protokolle 1822, B. III. S. 167 ꝛc.

wie Winter, Türkheim, Fröhlich und andere saßen, so verliefen, wenigstens was die erste Kammer betrifft, die Verhandlungen ziemlich ruhig; sonst hat diese Kammer bei verschiedenen Veranlassungen ihre Selbstständigkeit gewahrt und namentlich bewahrte Wessenberg die alte Frische des Wortes. So drang sie gleich anfangs mit dem schon früher von Fürst Egon von Fürstenberg angeregten Antrag auf eine gute Geschäftsordnung durch, gegenüber dem Regierungskommissär, der diese für einen Theil der Verfassung erklärte, zu deren Aenderung die Kammer nicht ohne weiteres befugt sei. Auch Hebel ergriff für die Auffassung des Antragstellers das Wort.

Auf's neue kam anläßlich des Konskriptionsgesetzes die Frage von der Befreiung der Theologen vom Kriegsdienst zur Verhandlung. Hebel wiederholte seine früheren Ausführungen, daß unter den Beamten am meisten ein Theologe für seinen Beruf verloren gehe, wenn er nach dem Studium sechs Jahre beim Militär sein müsse. Er ergriff mehrere Mal das Wort und sprach sich bei dieser Gelegenheit auch über die Stellung der Geistlichen und den Theologenmangel aus. „Der Mangel an Kandidaten ist jetzt nicht mehr so groß wie vor einigen Jahren; allein gerade in folge der Militärfreiheit. Die Jünglinge, die sich diesem Stande widmen, sind meist arme, die das Einstandsgeld nicht aufbringen könnten. Nur sie können sich einem Stande widmen, der so wenig Einladendes hat; die drückende Besteuerung der Staatsgüter, der gegenwärtige Unwerth der Naturaleinkünfte, die bürgerliche Stellung der Geistlichen gegen die Ortsbehörden und Anderes haben in den neuern Zeiten nichts an ihrem Verhältniß gebessert. Die Gefahr, die aus der Aufhebung der Militärfreiheit der Theologen erwachsen könnte, daß man am Ende einen Theil der Pfarrstellen nicht mehr würde besetzen können, ist dabei nicht die größte, sondern die letzte und werde vielleicht sogar zu einer heilsamen Krise führen“ [1]).

---

[1]) Protokolle der I. Kammer vom Jahr 1825, B. II. S. 104 2c.

Nichts desto weniger wurde gegen den Antrag auf Militärfreiheit bei gleicher Stimmenzahl durch die Stimme des (Vice-)Präsidenten Grafen Egon von Fürstenberg entschieden. Es waren gerade die freisinnigen Mitglieder, Winter, Fröhlich und andere, welche gegen die Befreiung, um nicht einen Stand vor dem andern zu bevorzugen, ihre Stimme abgaben.

Auch die Errichtung einer Blindenanstalt kam wieder zur Sprache; Hebel nahm wie früher die Sache warm in Schutz. Daß die Zöglinge zu einem Berufe ausgebildet werden sollen, hielt Hebel nicht für thunlich.

Wiederholt bei der Militärfreiheit und bei der Dotation des Schullehrerseminarien nimmt er sich warm des Lehrerstandes an. In erster Beziehung wünscht er auch Berücksichtigung beim Militärdienst, im zweiten Falle führt er aus, daß es sich mit den Lehrern ähnlich verhalte wie bei den Pfarrern. „Wer Vermögen genug habe, einen andern Stand zu ergreifen, wähle diesen nicht“ [1]). Als im weitern Verlauf der Verhandlungen die Sprache darauf kam, daß die Pfarreien nicht gut fundirt seien und daß die Regierung darauf Rücksicht nehmen möge, führte Hebel aus: er müsse allerdings beklagen, daß die Geistlichen mit den Naturalbesoldungen gegen diejenigen Staatsdiener, die ihre Besoldung in einer Geldsumme beziehen, in besonders ungünstigen Mißverhältnissen stünden; darauf erwiderte ihm Staatsrath Boeckh, gegenwärtig sei dieß der Fall, aber es seien Zeiten gewesen und könnten wieder kommen, wo die mit Gütern und Zehnten fundirten Pfarreien denen mit einer Geldsumme vorgezogen werden könnten.

Im Ganzen wird man sagen können, Hebel war da, wo es sich um Interessen handelte, die seiner Geistessphäre nahe lagen, wie Schule und Kirche, bei der Hand; allein ein eigentlicher Politiker war er nicht und während sein großer Kollege Wessenberg mit seinen erhabenen Ideen von Menschenwürde und Menschenbestimmung die Zustände im Staate

---

[1]) Protokolle B. III. S. 140.

mit freiem Geiste beleuchtete und wie früher für Preßfreiheit, so in dieser Kammer vollständig für Oeffentlichkeit der Verhandlungen, für Erleichterung der Militärlast, für Vereinfachung des Verwaltungsorganismus und abermals für Selbstständigstellung der katholischen Landeskirche, d. h. in seinem Sinn: für Befreiung von Rom eintrat, so lagen solche Dinge dem ruhigen gemüthlichen Wesen Hebels fern, er war kein Mann des Kampfes, sondern des ruhigen Gewährenlassens, und er war auch überzeugt, daß die Dinge so schlimm nicht stehen als man sage. Den feinen Stylisten, der eine Inkorrektheit oder einen Wortüberfluß nicht ertragen konnte, bekunden die häufigen Bemerkungen zu Redaktionsveränderungen eines Antrags oder Gesetzes-Paragraphen, die er meist mit Glück und Erfolg vorbrachte [1]).

---

[1]) In Bezug auf seine Zurückhaltung in der Kammer äußerte Hebel an einen Freund: „Ihr habt gut reden, Ihr seid des Pfarrers N. Sohn von X. Ihr ward noch nicht zwölf Jahre alt, so hat schon mancher Euch Herr Gottlieb geheißen und wenn Ihr mit Euerm Vater über die Straße ginget und es begegnete Euch der Vogt oder Schreiber, so zogen sie den Hut ab und erst, wenn Euer Vater den Gruß erwiederte, habt auch Ihr Euer Käpplein gelupft. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen Hintersaßen Wittwe zu Hausen aufgewachsen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: „Peter ziehs Chäppli ra, s'chunt a Herr;" wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nahe kamen: „Peter blieb doch stoh, zieh gschwind di Chäppli ab, der Herr Landvogt chunt". Nun könnt Ihr euch vorstellen, wie mir zu Muthe ist, wenn ich hieran denke — und ich denke oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherrn, Ministern, Generalen, vor mir die Standesherren, Grafen und Fürsten und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold — fast mein Herr." (Lebensbeschrbg. 1843 LXIV.)

Achtes Kapitel.

Zu Hebels Ehrengedächtniß.

Während dieser Arbeiten waren die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts herangekommen; sie sahen Hebel auf dem Gipfelpunkt seiner amtlichen Stellung und seines Ruhmes. Als einfacher „Subdiakonus" zog der fast vergessene „Präzeptoratsvikarius" im Januar 1792 in Karlsruhe ein, um in den unteren Klassen des „Gymnasium illustre" Unterricht zu ertheilen und hie und da in der „fürstlichen Hofkirche" zu predigen; im folgenden Jahre wurde er zum wirklichen Hofdiakonus ernannt. Sechs Jahre später, unterm 21. März 1798, stieg er zum Lehrer an der oberen Abtheilung der Klasse der „Exemten" empor mit dem Titel Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache. Die erste Anerkennung von auswärts wurde ihm wegen seiner vorzüglichen Kenntnisse in der Naturgeschichte im Jahr 1799 zu Theil durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede der mineralogischen Gesellschaft in Jena und zum korrespondirenden Mitgliede von Seiten der Naturforscher Schwabens im Jahre 1802.

In weitere Kreise trugen seinen Namen die im Jahre 1803 erschienenen alemannischen Gedichte, die innerhalb fünf Jahren trotz der vielen Nachdrucke vier Auflagen erlebten. Im Jahre 1806 begann er die Reform des badischen Volkskalenders, der schon 1807 ganz von ihm verfaßt wurde und mit 1808 den neuen Titel „Rheinländischer Hausfreund" erhielt.

Nun folgten sich äußere Anerkennungen Schlag auf Schlag. Ende des Jahres 1805 erhielt er den Titel Kirchenrath; 1808 wurde er Direktor des neu gegründeten Lyzeums und im folgenden Jahre wurde er zum Mitglied der evangelischen Kirchen- und Prüfungskommission ernannt. Um dieselbe Zeit verewigte sein Freund Gmelin sein Andenken, indem er in seiner Flora badensis einer Anthericum-Art den Namen Hebelia Alemannica ertheilte.

Seine Freunde sahen bei aller Freude über die Anerkennung, die Hebel zu Theil wurde, die Häufung solcher amtlicher Würden sammt ihrer Geschäftslast nicht gerne, in dem richtigen Gefühl, daß Hebel, der alemannische Sänger, der treffliche Volksschriftsteller und gemüthvolle Mensch darunter leiden müsse. Auch Hebel war keineswegs von den trockenen Geschäften, die ihm namentlich die Direktion des Gymnasiums auferlegte, erbaut. „Den ganzen Tag auf dem Katheder sitzen," schreibt er einmal an seinen Freund Hitzig, „ist ein Feiertagsleben, ein Ostermontagsspäßlein, nach dem ich mich zurücksehne. Aber daß ich über den heillosen Mechanismus des Ganzen wachen muß, daß sich mein Museum, meine Proteuskapelle in eine Kanzleistube verwandelt hat, wo ich den ganzen Tag Berichte schreiben, Akten durchgehen, examiniren, korrigiren, Zeugnisse fertigen, korrespondiren muß, das lehrt mich den Sinn des Wortes verstehen: „ich sterbe täglich" [1]).

Gegen Ende des Jahres 1806 war er nahe daran, seinem bisherigen Beruf zu entsagen und Karlsruhe zu verlassen. Im Preßburger Frieden war nämlich Freiburg an Baden gefallen und die Regierung beschloß, dort eine evangelische Pfarrei zu errichten. Hebel schien geneigt, diese Stelle, die ihn seinem Oberland und seinen Freunden näher brachte, anzunehmen. Auf der Reise nach Freiburg zur Besichtigung der Stelle war es, wo er beim Uebernachten in Emmendingen im Elternhause seines Freundes Nüßlin in der Erwägung, ob er nach Frei-

[1]) Friedrich Becker S. 243.

burg gehen oder in Karlsruhe bleiben solle, erst Ruhe und Schlaf fand, als er aus dem Munde des Nachtwächters seine eigenen Worte hörte:

Und wem scho wieder, eb's no tagt
Die schweri Sorg' am Herze nagt,
Du arme Tropf, die Schlof isch hi,
Gott sorgt! Es wär nit nöthig gsi.[1])

Allein der Gedanke, von Karlsruhe wegzugehen, war ebenso schnell verflogen, als er kam; die Stadt bot ihm zu viel der Annehmlichkeiten, er hatte sich zu sehr in die dortigen Verhältnisse eingelebt, als daß er sich so leicht losreißen und in neue Verhältnisse hineinfinden konnte.

Im Jahre 1814 legte er zwar die Direktion des Lyzeums nieder, behielt aber von den Lehrstunden noch vier fürs Hebräische, zwei für Theokrit und Plutarch, zwei für Rhetorik und eine für Latein. Zwei Jahre später gab er auch diese letztere Stunde auf, so daß sein wöchentliches Pensum sich nur auf acht Stunden erstreckte. Allein bald kam neue Arbeitslast hinzu; er trat 1814 in die evangelische Ministerialsektion ein, wurde dadurch Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde und blieb zugleich Mitglied der Kirchen- und Prüfungskommission. Außerdem wurde ihm 1816 die Direktion des Schulwittwenfiskus übertragen.

Das Jahr 1819 brachte Hebel die schon berührte Auszeichnung der Erhebung zum Prälaten, eine Würde, wie sie bisher in der evangel. Kirche Badens nicht dagewesen war. Die betreffende Verfügung steht im Regierungsblatt vom Jahr 1819 Nr. XIII. Zugleich erhielt er eine Besoldungszulage von 1000 fl.; ihr folgte als Auszeichnung am Neujahrstage 1820

[1]) Nüßlin: Briefe Hebels an einen Freund Seite 16. Darnach wäre die Notiz in den beiden Lebensbeschreibungen zu berichtigen. Es war nicht auf der Rückreise von Freiburg, sondern auf der Hinreise, daß sich der Vorfall mit dem Nachtwächter ereignete.

die Verleihung des Ritterkreuzes und im September des Kommandeurkreuzes des Zähringer Löwenordens.

Unterm 30. Juni 1821 wurde dann durch Ministerialreskript befohlen, daß Hebel bei der nun bevorstehenden Synode gleichfalls in der Eigenschaft als Prälat den ersten Rang unter der Gesammtgeistlichkeit einzunehmen habe [1]). Als Anerkennung für diese in der Synode zu Gunsten der Union der reformirten und lutherischen Kirche entwickelten Thätigkeit, wurde ihm und seinem Freunde Sander noch in demselben Jahre 1821 von der theologischen Fakultät zu Heidelberg die Würde eines Doktors der Theologie zuerkannt.

Die während der Synode verfaßten liturgischen Formulare zur Taufe, zur Beichte und zum h. Abendmahl, so wie die Abfassung der biblischen Geschichte und eines Katechismus haben wir schon oben besprochen. Alle diese Arbeiten gingen aus dem Gedanken hervor, für die nun vereinigte evangelisch-protestantische Kirche Badens aus dem Geiste der Union passende Lehrbücher und für den Gottesdienst gerade über die Hauptdifferenzpunkte, Beichte und Abendmahl, einigende Formulare zu schaffen, mit denen sich die beiden Religionsgemeinschaften einverstanden erklären konnten.

Durch all diese Auszeichnungen und Ehrenanhäufungen, insbesondere aber durch die neue Würde des Prälaten gingen auch im innern und äußern Wesen Hebels allerlei Wandlungen vor sich. Es schlich sich in seiner Haltung etwas Förmliches und Steifes ein; der Dichter und Mensch mit seinem frisch und naturkräftig empfindenden Wesen wurde zurückgedrängt. Er zog sich zwar nicht ganz von den geselligen Vergnügungen zurück, aber er beschränkte seine Theilnahme

---

[1]) Personalakten Hebels im Generallandesarchiv. Das Dekret vom Jahr 1819 lautet: „Nach §. 27 der Verfassung als protestantischen Geistlichen mit dem Rang eines Prälaten ernennen wir unsern Kirchenrath Hebel, der in dieser Eigenschaft in die erste Kammer eintritt.“

sehr. Während er bisher im Gasthaus gegessen hatte, richtete er jetzt ein eigenes Hauswesen ein [1]).

Auch in den Beziehungen zu den auswärtigen Freunden traten in den letzten zehn Jahren Veränderungen ein. Der Briefwechsel mit Hitzig, mit Engler und andern, auch mit Gustave dauerte fort, hingegen war im Jahr 1821 Güntert, der alte Jugendbekannte, der Vogt im Kleinstaat der Freunde, heimgegangen und nach 1812 sah Hebel das Oberland nicht mehr.

Dafür hatte er in Straßburg, das damals noch in näherem Verkehr mit Deutschland stand als seit dem zweiten Viertel unseres Jahrhunderts, als Ersatz einen Freundeskreis sich erworben, mit dem er auf's lebhafteste und innigste verkehrte. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildete die Familie des Fabrikanten Hause. Hause, der einst in Lörrach Hebels Schüler gewesen war, und seine geistreiche Frau, von Hebel gewöhnlich „Frau Sophie" genannt, nahmen einen großen Raum in seinem Herzen ein. Gerade in den letzten Jahren, als ihm der Weg ins Oberland zu weit und zu beschwerlich war und seine Oberländer Freunde theilweise heimgegangen waren, suchte er im Hause der Familie Hause in Straßburg, das allen Männern von Geist und Bildung offen stand, Erholung und ruhte gerne aus von den Würden und Lasten, die mehr und mehr auf ihn gehäuft wurden. Zahlreiche Andenken erhielten auch nach Hebels Tod die Erinnerung an ihn in diesem Kreise wach, und trugen die Verehrung Hebels von den Eltern auf die Kinder, von denen er zweien Pathe war, über. Der Briefwechsel, aus dem Einiges veröffentlicht ist, spiegelt in frischester Weise Hebels schönes heiteres Gemüth ab, wie

---

[1]) Laut einem Brief an Gustave bewohnte er von Frühjahr 1822—1826 den zweiten Stock im Haus Erbprinzenstraße 1, in dem sich unten die Kunsthandlung von Velten befindet; er zahlte dafür 450 fl. Miethzins jährlich. April 1826 zog er in das jetzige Ehrhardt'sche Haus, Erbprinzenstraße 31 (2. Stock); der jährliche Miethzins betrug 350 fl. (Becker, Festgabe S. 82.)

er in gleicher Weise ein Zeugniß ist von den engen Freundschaftsbanden, die beide, Hebel und diese Familie, umschlossen. In sehr munterer Weise läßt Hebel der Geschicklichkeit seines Freundes Haufe in der Prüfung der Edelsteine Gerechtigkeit widerfahren in der Erzählung „der falsche Edelstein“.

Wenn Hebel der Weg nach Straßburg zu weit war, so trafen sich die Straßburger und andere Freunde in dem jetzt zu einer Waisenhausanstalt eingerichteten Bade Hub oder im Bühlerthal. Hebel entfaltete bei solchen Zusammenkünften seine ganze alte Frische und Ungezwungenheit und ließ seinem Humor freien Lauf.

Auch die politischen Umgestaltungen, der Krieg der Alliirten gegen Frankreich und die mit dem Krieg verbundenen Unannehmlichkeiten, unter denen auch damals Straßburg zu leiden hatte, brachte keine Störung in dieses auf gegenseitiger Werthschätzung ruhende Freundschaftsverhältniß.

Es ist für Hebel höchst charakteristisch und für unsere Gegenwart interessant zu lesen, welche Mißstimmungen etwa auftauchten und wie es Hebel verstand, ihnen zuvor zu kommen.

„Ich will mir kein Tagebuch der Belagerung ausbitten“ schreibt er unterm 30. April 1813 an die Straßburger Freunde, „aber eine freundliche Auskunft, wie ihr euch alle befindet. Ich komme schwerlich eher nach Straßburg als bis die Badischen und Russen darin sind und weil ihr dieses nicht zu wünschen scheint, so will ich — ich spreche wieder als Alliirter, — nicht sehr darauf dringen.

Ich sehe, lieber Thurn (und Taxis), daß man auf beiden Seiten unbillig sein kann. Hier nehmen es Leute wirklich übel, daß in Straßburg eine so böse Stimmung herrschte. Als ob ihr schuldig gewesen wäret, alliirt gesinnt zu sein. Nehmt es doch unsern Belagerern nicht so hoch auf, daß sie nicht französisch oder straßburgisch gestimmt waren. Wir sind unschuldige Kinder gegen dem Betragen der edlen Söhne der großen Nation, wenn sie in Feindesland waren und könnten

euch ein anderes Sündenregister vorhalten, — aber wozu? Wir Klein-Straßburger leben miteinander in ewigem Frieden, den Kant für Groß-Straßburg vergeblich sucht. Tausend Grüße. Herzlich euer

Peter I.

Mitglied der hohen Koalition".

Als charakteristisch für die Beurtheilung französischer Zustände durch Hebel möge noch eine Stelle aus einem Brief vom Jahr 1806 an Madame Haufe, „seinen lieben geheimen Staatsminister und Intendant der Künste und Wissenschaften", hier stehen. Hebel schickte ein größeres französisches Werk über Botanik zurück, das ihm zum Ankauf gesandt war. Er entschuldigte den Nichtankauf damit, daß er in diesen militärischen Zeitläuften nicht recht bei Geld sei und fährt dann fort: „außer mir ist nur noch ein einziger Botaniker in Karlsruhe, nämlich der Churfürst, der sich aber damit nicht selbst abgibt, sondern seine Stelle durch den Hofrath Gmelin versehen läßt. Man sollte das nicht glauben, daß Karlsruhe so wenig Botaniker habe, da doch die Botanik selber so sehr begünstigt wird, daß außer den botanischen Gärten noch mehr als 50erlei Pflanzen des Feldes auf dem Marktplatz und in allen Gassen wild wachsen, was sich sonst in großen und volkreichen Städten nicht wol ausführen läßt und es wäre keine Sache, wenn einmal Köllreutter, den er doch noch für den dritten will gelten lassen, einmal eine Flora der Stadt Karlsruhe herausgäbe, mit Kupfern so schön, als sie das französische Werk da hat. Letztere findet der Churfürst, nemlich der Hofrath Gmelin, selber schön und will übrigens nicht behaupten, daß er das Werk selber schon besitze, wohl aber die andern, aus welchen dieses größtentheils abgeschrieben sei, wie alle französischen" [1]).

So flossen unter Scherz und Ernst, unter Arbeit und Erholung die Tage dahin, bis sich bei Hebel das Alter immer

---

[1]) Durch die Güte des Herrn Pfarrer Engler in Theningen bei Emmendingen, der im Besitze der Briefe Hebels an die Familie Haufe ist;

mehr fühlbar machte. Seine Haare waren schon lange weiß geworden; doch sahen ihn noch die Landtage 1825 und 1826 wacker an der Arbeit für die öffentlichen Interessen theilnehmen.

Noch als Prälat hatte er, wie schon angedeutet, den Unterricht am Gymnasium mit wöchentlich acht Stunden beibehalten; als jedoch im Jahr 1824 eine Neugestaltung des Gymnasiums durch die Erbauung des zweiten, nördlichen Flügels ins Werk gesetzt werden sollte, bat er um Enthebung von seiner Thätigkeit, der er sich über 40 Jahre gewidmet hatte. Mit ruhigem Gewissen und hoher Freude konnte er auf seine Wirksamkeit als Lehrer zurückblicken; der Dankbarkeit und Anhänglichkeit von mehr als zweitausend Jünglingen gewiß, die er unterrichtet hatte in Sprachen und Wissenschaften, und die nun zum Theil schon in angesehenen Aemtern stunden.

Allein auch nach Niederlegung dieser Unterrichtsstunden hörten seine Beziehungen zur Schule nicht ganz auf. Zu den Arbeiten, die ihm als Mitglied der Kirchen- und Schulbehörde des Landes zufielen, gehörte auch die Beaufsichtigung und Berichterstattung über die höheren Lehranstalten des Landes, deren Jahresprüfungen er öfter anzuwohnen hatte.

Auf einer Prüfungsreise im September 1826 war es denn auch, daß ihn der Tod ereilte. Wir haben einen ausführlichen Bericht über diese letzte Thätigkeit und die letzten Lebenstage Hebels von seinem Freund Nüßlin, dazumal Professor und alternirender Direktor des Lyzeums in Mann-

---

er ist der Sohn des bekannten Freundes von Hebel, Kirchenrath Engler; seine Frau eine geborene Hause. Ein Theil der Briefe Hebels an Engler und Hause ist 1860 bei Wagner in Freiburg erschienen. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, der schönen genußreichen Stunden im Schooße dieser Familie zu gedenken und namentlich im Verkehr mit der geistvollen Frau Hause, die bis in ihr hohes Greisenalter sich eine seltene Geistesfrische bewahrte und gerne aus der schönen Zeit des Verkehrs mit Hebel erzählte. Sie starb den 18. April 1864 in Theningen.

heim. Hebel sollte die Prüfung der Lyzeen in Mannheim und Heidelberg abhalten. Ungerne, weil leidend, übernahm er dießmal die vorgeschriebene Reise, er that es im Gedanken, an der ihm lieben Thätigkeit und im Kreise von Freunden sich zu erholen. „Ich komme“ schreibt er an Nüßlin, bei dem er gewöhnlich logirte, „diesmal — erschrecken Sie nicht — in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; doch gottlob ohne Arzneigläslein und ohne Bedürfniß von Kraftbrühen . . . nur mit dem Bedürfniß des Stilllebens unter einem freundlichen Dach.“ [1]) Obwol ihn nicht geringe körperliche Schmerzen des Unterleibs quälten, überwachte und leitete er die Prüfungen mit großer Aufmerksamkeit und suchte seine Leiden vor seinen Freunden zu verbergen; bemühte sich auch, seine altgewohnte Heiterkeit hervorzurufen. Allein die im Kreise seiner Freunde so gerne sich einstellende heitere Stimmung wollte nicht wiederkehren. Mit freundlicher Miene, aber stumm und wortkarg saß er in ihrem Kreise und hörte lieber andere sprechen, als daß er selbst das Wort ergriff. Einen Fackelzug, den ihm die oberen Schüler des Lyzeums bringen wollten, schlug er aus, doch nahm er die Einladung zu einer Wasserfahrt auf dem Rhein an. Noch einmal verklärte sich hier sein Wesen zu einer wunderbaren Heiterkeit, als plötzlich, ihm unbewußt im Anblick der untergehenden Sonne ein zweites festlich geschmücktes Schiff hinter verbergenden Bäumen hervorsteuerte und ihn mit Gesang und Musik und nachher mit einem freudigen Hoch begrüßte. Die gehobene Stimmung dauerte bis an das Ende des Tages, den er für einen der frohesten seines Lebens erklärte [2]); doch stiegen dunkle Ahnungen in dem Bilde von Charons Nachen und von harrenden Schatten, mit denen er die Fahrt in der unterdessen hereingebrochenen Dunkelheit und die am Ufer stehenden Zuschauer verglich, in ihm auf. Am folgenden Tage, am 16. September, rüstete

---

[1]) Nüßlin a. a. O. S. 52.

[2]) Nüßlin a. a. O. S. 53.

er sich zu einem Besuche bei seinem Freunde, Gartendirektor Zeyher in Schwetzingen, der jedoch nicht anwesend war, sondern sich in Karlsruhe befand. Seine Schmerzen waren die Nacht über größer geworden: ein Spaziergang im Schloßgarten verschaffte ihm keine Linderung. Sein Zustand verschlimmerte sich und er mußte den Gedanken an die Prüfung in Heidelberg aufgeben. Auch die ärztlichen Mittel blieben ohne Erfolg, doch brachte er noch bis zum 21. September die meiste Zeit des Tages außer dem Bette zu und bewahrte sich die alte Freundlichkeit.

Am 21. stellte sich Fieber ein und bald schwand alle Hoffnung auf Rettung. Sein Freund und Hausarzt, geh. Hofrath Seubert, der schnell von Karlsruhe herbeigeeilt war, erkannte nur zu bald, daß seine Auflösung nahe sei. Noch konnte er seinen Gastfreund Zeyher am 21. September abends begrüßen und ihm für seine Theilnahme danken; aber schon am 22. September früh morgens war er entschlafen. Die Stimmung, aus der heraus Zeyher die Todesanzeige schrieb, war diejenige, welche sich aller derer bemächtigte, welche in näherer Beziehung zu Hebel gestanden hatten:

„Der Herr Prälat Hebel, der vor einigen Tagen schon unwohl zum Besuche hier angekommen war, ist nach schmerzlichem Leiden an einer Unterleibsentzündung diesen Morgen 3½ Uhr in seinem 67. Lebensjahr in meinem Hause verschieden. Welch ein erschütternder Schmerz für den, der sich eben seines theuern hochgeehrten Gastes freuen wollte. Tief bewegt erfülle ich die traurige Pflicht, seine Angehörigen und den zahlreichen Kreis seiner Freunde und Verehrer von dem beklagenswerthen großen Verlust in Kenntniß zu setzen.“ [1])

---

[1]) Karlsruher Zeitung Nr. 264 vom Samstag den 23. September 1826. Im Stuttgarter Morgenblatt (1827 Nr. 61) widmet „eine kleine Gabe dankbarer Liebe auf das Grab seines Lehrers J. P. Hebel“ H. A. B. in einem schönen Gedicht. Vergleiche auch die schöne „Elegie auf dem Röttler Schloß“ von dem talentvollen früh verstorbenen Daur aus Lörrach.

Am 23. September morgens 11 Uhr wurde er bestattet. Kirchenälteste von Schwetzingen trugen ihn hinaus. Das Ordenskreuz und eine Lorbeerkrone lagen auf dem Sarge. Auf dem Kirchhofe wurde der Sarg noch einmal geöffnet. Die Schulkinder sangen einige Verse; darauf hielt Bähr, Hebels Kollege und später sein Nachfolger als Prälat, eine kurze Rede. Nach Vollendung der Rede wurde der Lorbeerkranz dem Hingeschiedenen ums Haupt gelegt und der Sarg eingesenkt. Von den beiden Ortsgeistlichen sprach der eine noch einen Nachruf am Grabe und der andere hielt eine Rede in der Kirche. Einige Schritte von der östlichen Mauer des Friedhofs gegen Heidelberg ist das Grab des alemannischen Sängers, auf das später eine Trauerweide gesetzt wurde. Seit 1858 ist an deren Stelle ein würdiges Denkmal getreten[1]).

Das Aussehen Hebels schildert ein Freund von ihm also: „Sein Aeußeres war sehr ansprechend; sein Gesicht heiter, edel und geistreich; seine Augen braun; seine Stirne hoch; seine Nase etwas gebogen; sein Haar kraus, früher dunkelbraun, später silbergrau. Um seinen Mund spielte ein sanftes Lächeln. Sein Körper war wohlgebaut, nicht ausgezeichnet groß, doch etwas mehr als mittelmäßig; seine Haltung auf-

---

[1]) Wir fügen dieser Schilderung der Leichenfeier noch die eines Augenzeugen bei, die unter dem unmittelbarsten Eindruck des Ereignisses verfaßt zu sein scheint:

„Am 23. September, Vormittags 11 Uhr war die Leichenbestattung, die Flügelthüren des schönen herrschaftlichen Gebäudes, welches Gartendirektor Zeyher bewohnte, standen weit offen und in dem Hausgange zeigte sich der offene Sarg. Unentstellt, nur die Farbe von dem stillen ruhigen Antlitze abgewischt, die Hände gefaltet, die Augen geschlossen, das ehrwürdig graue Haupt auf dem letzten Ruhebette sanft rastend, so fanden Freunde und Verehrer den Mann und ein tiefes Leid lagerte sich auf ihre Seelen ..... Der Himmel war blau, die Luft mild, die herbstliche Sonne schien sanft herunter. Auf dem Kirchhofe angelangt, wurde der Sarg noch einmal geöffnet, der Lorbeerkranz dem Verblichenen ums Haupt gelegt und der Sarg eingesenkt.“ (Allgem. Zeitung, Jahr 1827, Beilage 16.)

recht und würdig, sein Gang etwas mit der Brust vorwärts gekehrt und gleichgültig hinschlendernd." [1])

Unter den Bildnissen ist das bekannteste das von Agricola gezeichnete, das ungefähr zwölf Jahre vor seinem Tode in der Müller'schen Hofbuchhandlung erschien. Später wurde es von Nehrlich in Stein gezeichnet; es ist dasselbe, das gewöhnlich den Ausgaben seiner Werke beigegeben ist. „Hebel ist darin völlig getroffen und Jedem, der ihn im Leben sah, auf den ersten Anblick kenntlich." Es stellt ihn im kräftigsten Mannesalter dar.

Ein anderes Bild, von demselben Agricola gezeichnet, stellt Hebel dar, wie er gegen ein Mädchen in Markgräfler Tracht mit scherzhaftem Lächeln drohend den Finger erhebt. Das Mädchen — ihr Name ist Christine Bauschlicher [2]) — war ihm zur Aufsicht empfohlen. Wie die Zeichnung andeutet, kommt es aus der Kirche; das Gesangbuch in den zusammengefalteten Händen, mit niedergeschlagenen Augen steht es verlegen und fast dem Weinen nahe da, ein reizendes Gesichtchen voll Unschuld und kindlicher Naivetät. Giehne sagt von diesem Bilde: „So sah Hebel aus, wenn er durch heitere Laune verklärt war. Das ist der Sänger der alemannischen Gedichte und der Verfasser des rheinländischen Hausfreundes" [3]). Später kam das Bild, das zuerst bei Mansfeld in Wien erschien, bei Velten in Karlsruhe heraus mit einer Stelle aus der Wiese:

Stell di nit so närrsch, du Dingli, 's meint no, me wiß nit,
Aß es versprochen isch, un aß sie einander scho bstellt hen.

Darnach wurde unter dem Mädchen die Wiese als Markgräflerin personifizirt gedacht mit Bezug auf ihre Vereinigung mit dem Rhein.

---

[1]) Lebensbeschreibung von 1834, S. LXXX.

[2]) Der Name des Mädchens ließ sich noch aus einem alten Katalog von Kupferstichen feststellen. Ueber die äußere Veranlassung zu dieser Zusammenstellung Hebels mit dem genannten Mädchen konnten wir nichts mehr erfahren.

[3]) Giehne, Studien S. 53.

Ein feingearbeitetes Bild befindet sich im Besitze der Familie Hause; es ist ein Hautrelief von Bildhauer Ohmacht aus Straßburg, in Alabaster gemeißelt; die Züge Hebels haben noch etwas Jugendliches und sind, obwol den Gesichtstypus des Markgräfler Dorfbewohners ausdrückend, wie in Wahrheit Hebel auch ausgesehen haben soll, doch fein und edel. Um den Mund spielt das reizende Lächeln und der Ausdruck der Schalkhaftigkeit ist auch aus dem Auge erkenntlich. Eine weitere Zeichnung wurde erst aus Veranlassung der Geburtsfeier 1872 in größeren Kreisen bekannt. Es ist die Photographie nach einer Zeichnung von Feodor Iwanowitsch, dem Hofmaler der Markgräfin Amalie von Baden, der auch mit Hebel bekannt war, jetzt im Besitze von Major Nußbaumer in Karlsruhe. Es stellt in kräftigen markirenden Zügen Hebel etwa sieben Jahre vor seinem Tode dar; so zu sagen in seinem Alltagskleide, wenn nicht sprudelnder Witz oder geistiges Schaffen sein Gesicht erhellte und belebte.

Sein Vermögen bestand, da er den größten Theil durch den Sturz eines sonst allgemein geachteten Banquierhauses verloren hatte, nur in ungefähr 7000 fl. Es wurde unter seine Verwandten in Hausen und auf dem Hundsrücken vertheilt [1]). Hebel schreibt über jenen Verlust sehr schön: „Nicht mein Verlust, sondern das Unglück, das diesen Mann getroffen hat, schmerzt mich. Ich war schon vorher arm, nun bin ich nur etwas ärmer, aber ich erinnere mich ja einer Zeit, wo ich es noch mehr war.“ [2]) Da ihn der Tod schnell ereilte,

---

[1]) Ueber die Erben Hebels auf dem Hundsrücken, vergl. Birlinger Alemannia, Jahrgang I, S. 290.

[2]) Lebensbeschreibung 1843, S. XCI. ꝛc. In humoristischer Weise drückte Hebel dieselbe Auffassung der Sachlage aus, indem er im Freundeskreise den Namen des Banquier (Meerwein) in ein Räthsel verflocht, das also lautet:

Die erste schluckt,
Die zweite wird geschluckt,
Das Ganze ist ein armer Schlucker.

so konnten verschiedene Gedanken, die er über die Verwendung seines Vermögens hegte, nicht mehr ausgeführt werden. Die hinterlassenen Papiere kaufte die Müller'sche Hofbuchhandlung, an die nunmehr das Verlagsrecht seiner Werke überging [1]).

Es sind nun nahezu fünfzig Jahre, seit Hebel heimgegangen ist. Zählen wir in der Kürze auf, was geschehen ist, um sein Andenken festzuhalten und dem alemannischen Dichter, dem hochbegabten Volksschriftsteller und trefflichen Menschen den Dank und die Anerkennung zu zollen, die ihm gebührt. Vom Jahre 1832 bis 1834 erschien die Ausgabe seiner Werke in acht Bänden in der Müller'schen Hofbuchhandlung; außer den alemannischen Gedichten und den Erzählungen des Hausfreundes, eine Anzahl Predigten, seine biblischen Geschichten, seinen Katechismus, die liturgischen Arbeiten und eine Anzahl vermischter Aufsätze enthaltend: mit einem trefflichen Lebensabriß von dem dem Markgräflerland entstammten und gleichfalls durch alemannische Gedichte, die aber bis heute nicht gesammelt wurden, bekannt gewordenen Kirchenrath Sonntag.

Im Jahre 1843 kam eine zweite Ausgabe in fünf Bänden unter Weglassung der liturgischen Arbeiten, der Predigten und des Katechismus heraus. Der Lebensabriß, mit vielem Material bereichert, ist von einem Neffen des bekannten Wohlthäters Hebels, Hofgerichtsrath Preuschen, geschrieben und erweitert durch Mittheilungen des Adjunkten des rheinländischen Hausfreundes, des württembergischen Gesandschaftssekretärs Kölle. Einige Zeit später kam eine weitere Ausgabe in drei Bänden heraus.

Auch die Errichtung äußerer Dankeszeichen folgte bald. Schon während der Lebzeit Hebels im Jahre 1810 gründeten Hebels Freunde in Kork auf einer Insel in einem kleinen See bei Odelshofen unweit Straßburg eine Gartenanlage und

---

[1]) Nüßlin erwähnt, daß der bekannte Major Hennenhofer im Besitze werthvoller Manuskripte von Hebel war; er hatte sich dieselben anzueignen gewußt. Da bei dessen Tod seine Papiere mit Beschlag belegt wurden, so dürften noch irgend in den Archiven umgedruckte Arbeiten von Hebel verborgen sein.

weihten sie in des Dichters Gegenwart als Hebel-Insel ein. Auf die Einweihungsfeier bezieht sich das schöne alemannische Gedicht Hebels: „Zeig Jungfere us em Oberland"[1]).

Bald nach Hebels Tode traten seine Freunde in Schopfheim und Hausen zusammen und weihten eine Anhöhe in der Nähe von Schopfheim als Hebels-Höhe ein. Die Terrassen und Anlagen, die eine Zeit lang vernachlässigt waren, wurden bei der hundertjährigen Geburtsfeier 1860 wieder hergestellt und das Ganze verschönert. Auch in Karlsruhe, wo Hebel fünfunddreißig Jahre gewirkt hatte und alle jene Arbeiten entstanden waren, die seinen Namen unsterblich machen, regte man sich bald und entwarf den Plan zu einem Denkmal. Doch reichten die gesammelten Beiträge nicht aus und nur durch die Freigebigkeit des Großherzogs Leopold war die Ausführung des Gedankens möglich. Das Denkmal, ein gelungenes Brustbild Hebels aus Bronce, den Lorbeerkranz ums Haupt, auf eisernem Sockel ruhend, ist in den schattigen Räumen des Schloßgartens aufgestellt. An der Vorderseite befindet sich die Inschrift

Johann Peter Hebel
geb. den 10. May 1760
gest. den 22. September 1826
Dem
vaterländischen Dichter
errichtet unter
Grossherzog Leopolds
Regierung
von seinen
Freunden und Verehrern
1835.

---

[1]) Noch lebt als jugendfrische Greisin in Frau Finanzrath Bürklin hier das Mädchen, das bei der Einweihung der Insel das Festgedicht vortrug; sie ist die Tochter des um unsere vaterländische politische Entwickelung als Kammermitglied der zwanziger Jahre hoch verdienten Dekan Fecht von Kork, der zugleich ein Freund Hebels war.

An den beiden Seiten befinden sich zwei weitere Inschriften aus seinen Gedichten, die eine aus dem „Wegweiser“, die andere aus dem „Wächter in der Mitternacht“:

„Und wenn de amme Chrüzweg stohsch
Und nimme weisch, wo's ane goht,
Halt still und frog di Gwisse z'erst,
S cha dütsch, Gottlob, und folg sim Roth.

Und isch's so schwarz und finster do,
Se schine d' Sternli no so froh,
Und us der Heimath chunt der Schi;
S' muß lieblich in der Heimath sy“.

Auf der Rückseite deutet Virgils Ausspruch den Werth des Mannes an: Immer bleibet dir Namen und Ehre und ewiger Nachruhm.

In Karlsruhe wurden ferner zum Andenken an Hebel, als Lehrer des Lyzeums, sowie gleichzeitig zum Andenken an einen anderen Lehrer dieser Anstalt, den am 16. Mai 1836 verstorbenen Kirchenrath Jakob Friedrich Gerstner, durch Verehrer und Schüler zwei Stiftungen gegründet, deren Zinsen alljährlich, ohne Unterschied der Konfession für die beifallwerthesten Abhandlungen der Schüler der obersten Klasse verwendet werden sollen, und zwar in zwei Preisen, von denen der erste größere den Namen Hebelpreis trägt. Die Stiftung führt den Namen Hebel-Gerstnerstiftung. Eine andere Stiftung zu Hebels Andenken wurde für dieselbe Anstalt aus Veranlassung der hundertjährigen Geburtsfeier ins Leben gerufen: die sogenannte Hebelstipendienstiftung. Die Zinsen sollen so lange angesammelt werden, bis sie jährlich 50 fl. betragen; alsdann sollen sie unter dem Namen „Hebelstipendium“ einem talentvollen, fleißigen und wohlgesitteten, aber vermögenslosen Schüler der vier oberen Jahreskurse zugewiesen werden; ein Heimatgenosse Hebels findet unter den Bewerbern den Vorzug.

Eine große Schuld in Bezug auf Hebel wurde im Jahre 1859 abgetragen: die Ausschmückung des Grabes in Schwe-

zingen, auf dem bisher nur ein einfacher Stein lag und eine Trauerweide ihre Zweige ausbreitete. Die erste Anregung dazu ging von Dekan Junker, Pfarrer in Schwetzingen, aus, und bald schlossen sich aus Heidelberg, Karlsruhe und Mannheim Freunde und Verehrer Hebels an, unter ihnen der damals körperlich wie geistig gleich rüstige langjährige Freund Hebels, Hofrath Nüßlin von dem nahen Mannheim, und bildeten ein Komite. Besonderes Verdienst erwarb sich bei der Aufbringung der nöthigen Mittel der Männergesangverein „Liederkranz“ in Karlsruhe unter der damaligen Leitung Spohns, des sinnigen Komponisten einiger Lieder Hebels, darunter „Ne Gsang in Ehre“ und „z Mülle an der Post“, durch die Veranstaltung einer Jubelfeier im Museum zu Karlsruhe im November 1856 und die Herausgabe eines „Hebel-Albums“ im Jahre 1857. Die Beiträge fielen so reichlich, daß noch bedeutende Ueberschüsse vorhanden waren, die den verschiedenen Hebelstiftungen zugewiesen wurden. Das Denkmal besteht aus einem mit dem Postament etwa 12 Fuß hohen einfachen Denkstein mit der Inschrift: Johann Peter Hebel, geb. 10. Mai 1760, gest. 22. September 1826; im unteren Felde „von Freunden und Verehrern 1858“; an der oberen Fläche des in ein Kreuz auslaufenden Steines ist das galvanoplastisch ausgeführte Profilporträt des Dichters, mit dem Lorbeerkranz geschmückt, angebracht. Die Einweihungsfeier fand am 10. Mai 1859 statt[1]).

Eine freudige Bewegung brachte in die Kreise der Verehrer und Freunde Hebels der hundertjährige Geburtstag des alemannischen Dichters. Durchs ganze badische Land, in den größeren und kleineren Städten des Landes wurden schon früh Anstalten zur Feier des Tages gemacht. Familien, die in

---

[1]) Vergleiche über die schöne Festfeier und die Reden, Ansprachen und Gedichte dabei „Hebel-Büchlein“. Eine Gabe der Erinnerung an den 10. Mai 1859 von Dr. Fr. Junker mit einer Ansicht des Grabdenkmals und der Korrespondenz zwischen Hebel und Gyßer, Schwetzingen 1859.

näherer Verbindung mit Hebel standen, gewährten Zutritt zu den schriftlichen Andenken von ihm. Man gab als Festschriften Briefe Hebels an Hitzig, an Gustave Fecht, an Nüßlin, an Engler, an die Familie Haufe heraus. Es wurden für den Tag des Festes Schulfeiern in den höheren Lehranstalten gehalten; Reden, Vorträge, Gedichte setzten auseinander, was Hebel unserm Volke und Lande ist. Namentlich beschloß das Markgräflerland und das Wiesenthal, diesen Tag in großartiger, jedoch dem Geiste des Mannes entsprechender Weise als ein Volksfest zu begehen. In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai loderten Freudenfeuer auf den Höhen des Wiesen- und oberen Rheinthales. Die Gemeinden des ganzen Wiesenthales nahten auf geschmückten Festwagen. Man errichtete Hebel auch in seinem Heimatort ein einfaches Denkmal, das vor der Kirche in der Nähe seines Elternhauses stehend, am Tage der Feier enthüllt wurde. An das Centralfest in Hausen reihte sich an demselben Abend das Lokalfest in dem nahen Schopfheim. Man richtete die Hebelshöhe wieder her und weihte sie an demselben Tage festlich ein. Schon vorher war von der Schopfheimer Lesegesellschaft das Haus, „wo Hebels Eltern ihr kurzes Glück und Hebel seine frühere Kindheit verlebten", angekauft worden. Zur Feier des hundertjährigen Geburtsfestes erschien auch ein Aufruf, der Mittel sammelte für eine Hebelstiftung in Hausen in dem Sinne, daß aus den Zinsen der eingehenden Beiträge im Hebelhaus eine Kinderbewahranstalt gegründet und ein Lehrgelderfond, so wie ein Fond zu Aussteuerprämien für Mädchen zunächst aus Hausen geschaffen werde. Es entsprachen diese Anordnungen einem Gedanken Hebels, eine Stiftung zu gründen, aus der armen Kindern Schulbücher angeschafft würden. Ein anderer Gedanke, die Erquickung alter Männer, denen an jedem Sonntag unentgeltlich ein Schoppen Wein verabreicht werden sollte, den auszuführen ihn sein schneller Tod hinderte, fand um dieselbe Zeit wenigstens theilweise seine Verwirklichung, indem seit dieser Zeit alljährlich an Hebels Geburtstag ältere arme

Bewohner von Hausen festlich bewirthet werden; die schöne Anordnung ging von Verehrern Hebels aus Basel aus, wo er bekanntlich geboren und seine Kindheit theilweise zugebracht hatte.

In der neuesten Zeit ist besonders in Karlsruhe das Andenken an Hebel und das Interesse für ihn neu belebt und aufgefrischt worden. Schon in den fünfziger Jahren hatte der Männergesangverein „Liederkranz" durch Gesangsvorträge in Konzerten und geselligen Veranlassungen das Andenken an Hebel in der Bevölkerung wach erhalten. In dem von diesem Verein zur Ausschmückung des Grabes herausgegebenen Hebel-Album befindet sich auch ein Beitrag in alemannischer Mundart von dem schon öfter erwähnten Kirchenrath Sonntag, der den Lebensabriß vom Jahr 1834 verfaßte [1]). Der Verein feiert heute noch den Geburtstag des Dichters durch den Vortrag von Liedern in der Frühe des Morgens am Denkmal im Schloßgarten.

Im Jahr 1868 traten einige oberländer Freunde in Karlsruhe zusammen und begingen Hebels Geburtstag abends in geselligem Kreise, in Verbindung mit dem schon erwähnten Liederkranz. Seit dieser Zeit ist diese Abendzusammenkunft am 10. Mai zu einer wirklichen Festversammlung geworden, an der hauptsächlich die bürgerlichen Kreise Karlsruhes mit ihren Familien sich betheiligen. Ansprachen, Lieder, Vorträge, Mittheilungen aus Hebels Leben — alles mit Bezug auf Hebel und in dem einfachen, gemüthlichen und herzlich fröhlichen Geist Hebels gehalten — füllen die Stunden bis spät gegen Mitternacht aus. Das Interesse für Hebel, das durch diese Versammlungen, abgesehen von ihrer wachsenden Theilnahme, erregt worden, äußerte sich auch darin, daß wiederholt Familien, deren Väter in näherer Beziehung zu Hebel standen, Andenken von kleinerem oder größerem Werth dem

---

[1]) Das Hebelalbum (Verlag der Müller'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe) enthält unter Anderm Hebels Bildniß, eine Abbildung seines elterlichen Hauses in Hausen, seiner Grabstätte in Schwetzingen, Randzeichnungen zu einigen Gedichten und eine geschmackvolle Titelvignete.

Komite für den Abend zur Verfügung stellten [1]). Für die Feier des Jahres 1872 wurde die schon erwähnte, höchst gelungene, im Besitze des Herrn Major Nußbaumer befindliche Zeichnung von Feodor Iwanowitsch vervielfältigt und Lithograph Dobmann fertigte ein schönes Gedenkblatt mit Emblemen des Wirkens und den Stätten der Geburt und Kindheit Hebels verziert. Es wurde die Frage nach den Wohnungen Hebels in Karlsruhe erhoben, um eines der passendsten Häuser mit einer Gedenktafel auszuzeichnen; der Gedanke, eine Straße nach Hebel zu benennen, wurde von der Versammlung aus angeregt; auch ist es dem Interesse, das durch diese Vereinigungen für Hebel geweckt wurde, zu verdanken, daß eines der Meisterwerke seiner genialen volksthümlichen Darstellung, die biblischen Geschichten neu aufgelegt wurden.

Mehr als alles das hat die Aufhebung des Verlagsprivilegiums Hebels Namen und Ruhm verbreitet. In den verschiedensten Ausgaben und zu kaum nennenswerthen Preisen wurden seine alemannischen Gedichte und seine Hausfreund-

---

[1]) Wir theilen davon einige Gedichtproben Hebels zu Pathengeschenken mit, die den Mann auch nach dieser Seite hin, seinen Freunden und ihren Familiengliedern Freude zu bereiten, charakterisiren:

Wachse Kind, auf treuen Mutterhänden
Einem treuen Schicksal froh entgegen.
Werde fromm, denn frommen Kindern spenden
Gottes Engel gern den besten Segen.

Der Pathe beut das Löffelein
Für Süppchen sorgt lieb Mütterlein,
Gedeihe Kind, und wachse fein
Der beste Engel pflege dein.

Vernimm, o Söhnlein, zart und fein,
Des Pathen Wort! viel Sonnenschein
Sei deiner Zeit gegeben,
Ein weiser Muth in Freud und Schmerz,
Ein frommes und zufriedenes Herz
Verschöne dir das Leben.

erzählungen aufgelegt und hingetragen, so weit die deutsche Zunge klingt und weit darüber hinaus [1]).

Wir haben oben schon auf den Aufsatz von Claus Groth und auf die bedeutende Stelle hingewiesen, die er ihm auf dem „Parnaß" der Dichter anweist: und in der That wächst das Interesse an Hebel und seinen Geisteserzeugnissen mit jedem Tag. Wie nur die Gedichte von Schiller sind Hebels Gedichte, sei es in der Originalsprache oder in passenden Uebertragungen, so wie Proben aus seinen gemüthvollen, heiteren und sinnigen Erzählungen in die Lesebücher der Volks- und der höhern Schulen übergegangen und man darf wol sagen, der herrliche alemannische Dichter und einfache heitere Volksschriftsteller ist zu einem Liebling des deutschen Volkes geworden, den Erwachsenen gleich angenehm, wie eine Freude der Jugend [2]).

In diesem Sinne sagt Nüßlin sehr schön:

„Diese seine Werke sind das würdigste und dauerhafteste Denkmal, das der edle Mann sich selbst gesetzt hat. Wie sie das treue Abbild seines schönen Geisteswesens sind, so sind sie zugleich von der Art, daß sie nicht veralten. Sie werden mit unserer herrlichen deutschen Sprache, zu deren höchsten Zierde sie gehören, fortleben und bis in die fernste Zukunft alle, für das Gute und Schöne überhaupt, für unschuldige Freude, für ungeheuchelte Tugend und Frömmigkeit empfängliche Gemüther erheitern, erheben und beseligen" [3]).

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei auch die Uebersetzung Hebels ins Russische durch den russischen Dichter Schukowski erwähnt († 1852 in Baden-Baden). Hebel ist in den Schulen Rußlands so verbreitet und gelesen, daß er als ein russischer Dichter betrachtet wird. (Mittheilungen von Staatsrath v. Becker aus Petersburg.)

[2]) Vergl. die Charakteristik Hebels in Auerbach's „Schrift und Volk" 1846 und aus neuester Zeit die Aufsätze von Dr. A. Birlinger in der Badischen Landeszeitung 1870, Nr. 110 2c.

[3]) Nüßlin, Briefe Hebels an einen Freund S. 55.

Ein schönes Denkmal wäre auch eine sorgfältige Volksausgabe des Hausfreundes mit Zeichnungen von geschickter Hand, die ein um so dringenderes Bedürfniß wäre, als der Text in den Werken vielfach voller Fehler ist und es schon jetzt schwer hält, eine vollständige Sammlung des von Hebel bearbeiteten oder beeinflußten Kalenders zu erlangen.

Zum Schlusse sei noch auf ein Stück Romantik hingewiesen, das aus der Verehrung des alemannischen Dichters in den Karlsruher Kreisen entsprungen und an das Gedicht „Hans und Verene" anknüpfend, sich fast zu einer Art Roman ausgesponnen und in die weitverbreitetsten Blätter Aufnahme gefunden hat.

Bis zum Jahr 1869 lebte nämlich in dem nahen Grünwettersbach eine Frau, die unter dem Namen „Hebels Vreneli" der Mittelpunkt eines förmlichen Hebelcultus wurde. Ihr eigentlicher Name ist Veronika Rohrer, sie ist die Tochter einer Fabrikarbeiterin Marie Geiger und eines Herrn von Ellrichshausen und den 26. Oktober 1779 in Hasel bei Schopfheim im Wiesenthal geboren.

Sie kam als 20jähriges Mädchen nach Lörrach in Dienst und von da zu dem durch seine „Reise im südlichen Frankreich" bekannten Pfarrer Mylius, der zuerst Pfarrer in Kleinkems und Kirchen im badischen Oberland und seit 1817 Pfarrer in Grünwettersbach war. Er zog 1835 nach Karlsruhe und starb dort 76 Jahre alt den 11. September 1841. Er war ein Freund Hebels und Hebel kam schon im Oberland, wie später in dem nahen Grünwettersbach mit Mylius zusammen. Veronika Rohrer siedelte mit Mylius nach Grünwettersbach über, blieb aber, als Mylius 1835 nach Karlsruhe zog, in Grünwettersbach zurück und heiratete im folgenden Jahre den damals 42 Jahre alten Küfer Wilhelm Friedrich Rohrer, der ein Lump und Uebelhauser, seine Frau vielfach mißhandelte, aber schon früh starb. Schon zu Lebzeiten des Mannes kamen Gaben von dem nahen Karlsruhe an. Nach seinem Tode arbeitete Veronika Rohrer fleißig, sammelte Blumen, die

sie in die Stadt trug, verkaufte Obst und suchte sich auf diese Weise zu ernähren. Dabei recitirte sie Hebel'sche Gedichte, besonders „Hans und Vreni" und behauptete auch wol, daß sie in dem Gedichte gemeint sei. Schon Mitte der vierziger Jahre galt sie in den Karlsruher Kreisen als „Hebels Vreneli" und wurde mit der Entstehung des Gedichtes in Verbindung gebracht. Grünwettersbach war damals ein wahrer Wallfahrtsort von Karlsruhe aus und Verfasser dieses wanderte Mitte der vierziger Jahre selbst als Gymnasiast hinüber, um diese vielgenannte Frau, die mitten in der schwäbischen Bevölkerung mit ihrer alemannischen Kleidung, alemannischen Sprache und alemannischen Sitte einsam und verachtet da stand und durch die Anziehungskraft, die sie übte, halb und halb als ein Wesen mit bösen Geistern im Bunde von ihren Dorfgenossen betrachtet wurde, zu sehen und zu hören. Besonders nahmen die fürstlichen Personen Karlsruhes, darunter die Großherzogin Sophie, sich der bedrängten Frau freundlich an.

In weitern Kreisen wurde ihr Name bekannt, als im Jahr 1856 und 1860 das Andenken an Hebel neu aufgefrischt wurde. Hermann Kurz, der Verfasser von Schillers Heimatjahre, erließ 1856 einen Aufruf zu Sammlungen für „Hebels Vreneli" und bei der Festvorstellung zur Feier des 100jährigen Geburtstags Hebels am 10. Mai 1860 wurde sie feierlich nach Karlsruhe ins Theater abgeholt.[1])

Damals wurde auch der von ihr schon behauptete Zusammenhang mit der Entstehung des Hebel'schen „Hans und Verene" näher dahin fixirt: „Der Gegenstand dieses zierlichen Gedichtes sei kein Phantasiebild, das Vreneli habe wirklich gelebt und in seiner blühenden Jugend den Dichter zu seinem Liede begeistert. Bei einem Besuche in dem befreundeten Pfarrhause, bald nachdem Hebel das Mädchen gesehen, in den ersten Stunden seiner Anwesenheit, während des Mittagessens, sei

---

[1]) Karlsruher Zeitung 1856 Nr. 219 vom 10. May. Vergleiche auch Gartenlaube vom Jahr 1869 Nr. 13.

das Gedicht entstanden und der joviale Herr habe nicht versäumt, alsbald Vreneli hereinzurufen und ihr diese Huldigung in dem Gedichte mitzutheilen, das sie denn auch bald auswendig wußte.“ Nach einer andern Ueberlieferung habe „Vreneli“ schon damals ihren spätern Mann, den Küfer Rohrer aus Grünwettersbach, gekannt. Er sei damals im Oberland auf der Wanderschaft gewesen und habe oft dem Vreneli beim Wasserholen am Brunnen geholfen. Später, seit dem Tod der Veronika Rohrer, ging man sogar so weit, unter dem Mädchen in markgräfler Tracht, mit dem Hebel auf dem schon erwähnten Bilde von Agricola zusammengestellt ist, Veronika Rohrer in ihrer Jugend zu erblicken und so Hebel schon früh in Verbindung mit ihr zu bringen[1]).

Was zunächst den letzten Punkt betrifft, so haben wir oben schon den Sinn dieses von Agricola gezeichneten schönen Bildes dargelegt; es liegt ihm allerdings ein Urbild zu Grunde, aber das der Elisabetha Bauschlicher, eines jungen Mädchens voll reizender kindlicher Unschuld, das Hebels Obhut anvertraut war, und es war wol die Tafelrunde des Freundeskreises, in welcher der Gedanke reifte, Hebel mit einer solchen reizenden Mädchengestalt zusammen zu stellen. Wir zweifeln nun nicht daran, daß Veronika Rohrer in ihrer Jugend ein Markgräflermädchen von nicht gewöhnlicher Schönheit war, — Spuren davon zeigten sich noch in ihrem Alter; — allein da das genannte Bild Hebel im Alter darstellt und sicherlich nicht vor dem Jahre 1820—1824 entstanden ist; da Veronika Rohrer im Jahre 1779 geboren, damals schon 42—44 Jahre alt war, so ist auch nach dieser Seite hin die Zusammenstellung mit Hebel eine Unmöglichkeit, ganz abgesehen davon, daß sich im Bilde des Mädchens keine Spur von Aehnlichkeit mit den Zügen der Veronika Rohrer entdecken läßt.

Auch die Veranlassung zur Entstehung des Gedichtes Hans und Verene haben wir schon oben dargelegt; es stellt ein Bild

[1]) Gartenlaube Jahr 1869 Nr. 13.

aus dem Leben des hintern Wiesenthals dar, das Glück und der Jubel eines schmucken Taglöhner- oder Gütler-Sohnes, der von der Tochter eines reichen Hofbauern gerne gesehen wird, aber kaum wagt, Hoffnung zu hegen, die Geliebte zu erlangen; schon gibt er sich den traurigsten Gedanken hin, da auf einmal wird er aus aller Sorge befreit, durch den Entschluß des Mädchens: ich bin dir hold und will dein werden. Der Schwerpunkt des Gedichtes liegt also nicht darin, daß ein Höherer zu einem niedergestellten Mädchen eine Neigung hat und an der Erwiederung zweifelt; auch nicht darin, daß zwei Gleichgestellte sich lieben, sondern das Gedicht macht überall den Eindruck, daß Verene das Kind wohlhabender Eltern ist und höher steht als Hans und es vergegenwärtigt einen Konflickt, wie er in den einzelnen zerstreuten Bauernhöfen des Schwarzwaldes häufig vorkommt.

Daß Veronika Rohrer in dem Sinne das Urbild des Gedichtes war, daß ihr späterer Mann als Handwerksbursche ins Oberland kam und um sie warb, ist deßhalb unmöglich, weil feststeht, daß er nie im Oberland auf der Wanderschaft war und weil er zur Zeit der Veröffentlichung des Gedichtes im Jahr 1803, als den 29. August 1794 geboren, erst 9 Jahre alt war.

So hat also das ganze Gedicht „Hans und Verene" weder mit einer Neigung Hebels zu Veronika Rohrer, noch mit dieser überhaupt etwas zu thun, ganz abgesehen davon, daß ein so fein durchgeführtes Gedicht sich nicht während eines Mittagessens macht. Der Name Veronika thut nichts zur Sache; Hebel lieh ihn seiner Heldin, weil er im hinteren Wiesenthal in der Nähe von Schopfheim unter den Bauernmädchen der verbreitetste ist, auch in diesen protestantischen Orten vielleicht eine dunkle Erinnerung an die in der nahen Schweiz viel gefeierte heilige Veronika, eine der 10,000 Jungfrauen der heiligen Ursula.

Darnach besteht die ganze Beziehung der Veronika Rohrer zu Hebel darin, daß sie vielleicht Hebel schon frühe sah und

kennen lernte, daß sie ihn öfter reden hörte, und daß er in seiner leutseligen Weise sich wol einen Scherz mit ihr erlaubte. Sie selbst stund freilich in dem Wahne, daß sie das in dem Hebelschen Gedichte gefeierte Vrenele sei. Möglich, daß Mylius, ihr Hausherr, im Scherze ihr diese Meinung beibrachte, und daß Hebel selbst ihn dabei unterstützte. Später wurde dann durch Mylius sowol, wie durch Veronika Rohrer diese Meinung weiter verbreitet. Dieß, verbunden mit der persönlichen Bekanntschaft der Frau mit dem alemannischen Dichter, ferner die geschickte Art, seine Gedichte vorzutragen, der Zufall, Vreneli zu heißen und in der Nähe von Hebels Heimatsort geboren zu sein, endlich ihre Armuth weckten dann in den vierziger Jahren jenes schon erwähnte Interesse in den Kreisen der Hebelfreunde für sie, das wol auch ein wenig mit Absicht von ihr genährt wurde. Wie dem auch sein mag, so viel steht fest: unter aller Romantik, die seine Freunde um Hebels Persönlichkeit gewoben haben, dürfte diese die kühnste und freieste sein, am meisten aus Schaum und Luft geboren, ohne einen wirklichen Anhaltspunkt. Veronika Rohrer starb am 8. Januar 1869 im Diakonissenhause zu Karlsruhe; auf ihrem Grabe befindet sich ein Denkstein mit der Inschrift: „Hebels Vrenele" [1]).

[1]) Vergleiche dagegen die sinnige Art, wie Heinrich Goll den Namen Vreneli verwendete in seinem zweiaktigen dramatisirten Idyll: „Vreneli oder des Hausfreunds Ferienreise." Freiburg bei Poppen 1863.

Karlsruhe. Macklot'sche Druckerei.







